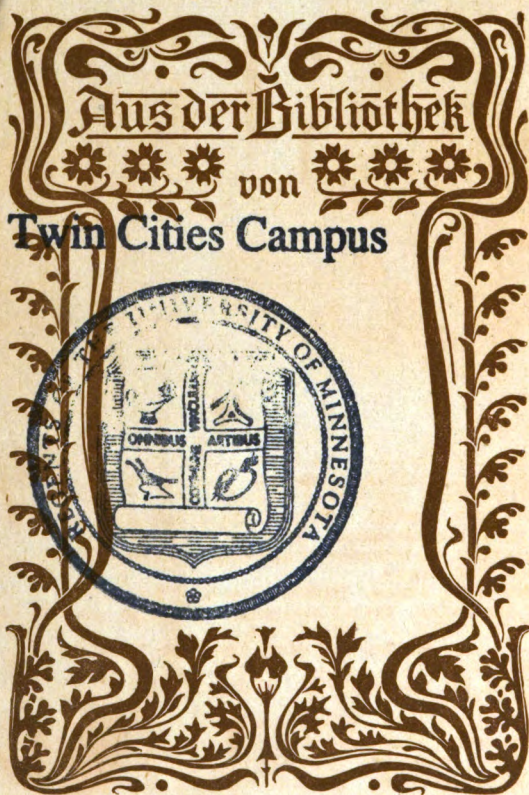


WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.11



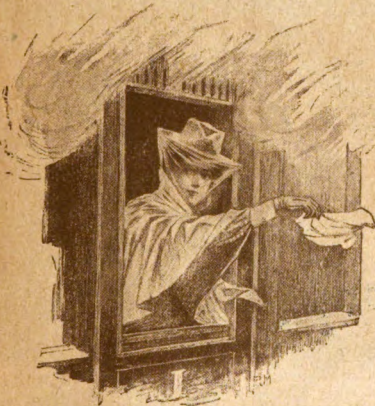
 BIBLIOTHEK DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS





Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. . . .

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Interessante Reise- Lektüre

Jedes Bändchen im
Umfang von ca. 7 Bogen.

In farbigem Umschlag

Preis . . 1 Mark.

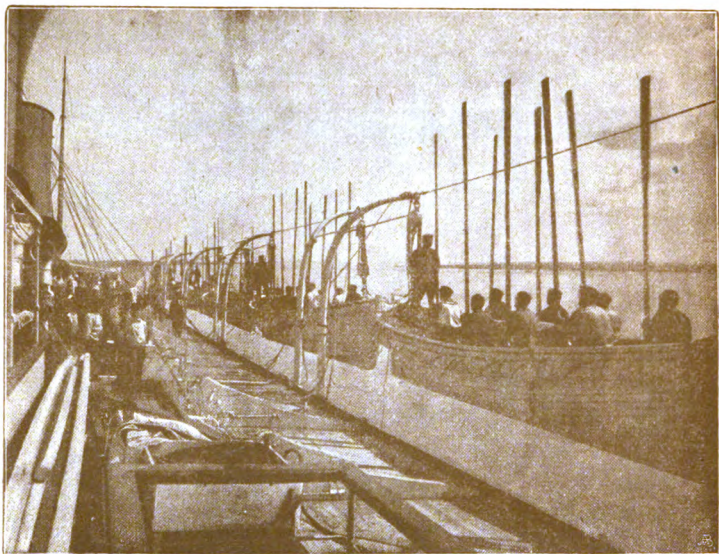
Eleg. geb. 2 Mark.



- Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten. Illustriert von Paul Rieth.
 Rudolph Stratz, Der Stern von Angora. Illustriert von Paul Hey.
 Eduard Engel, Des Lebens Würfelspiel. Illustriert von Hanns Anfer,
 Rich. Mahn und Oskar Theuer.
 Teo von Torn, Capricen. Illustriert von F. Slavaty.
 Paul Heyse, Der Schutzengel. Illustriert von C. Münch.
 Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth
 und Rich. Mahn.
 Rudolph Stratz, Samum. Illustriert von Chr. Speyer.
 Ernst Muellenbach, Auf der Sonnenseite. Illustriert von C. Reichert,
 M. Mandlitz, R. Reintke u. a.
 Alex. Moszkowski, Das Über-Büchl. Illustriert von G. Fehner und
 Eug. Siegert.
 J. E. Heer, Der Spruch der Fee. Illustriert von E. Jeanmaire und
 Rich. Mahn.
 H. Noël, Didiers Braut. Illustriert von F. Slavaty.
 Hermann Schöne, Theater-Bohème. Illustriert von Rich. Mahn.
 Anna Ritter, Margherita. Illustriert von Rich. Mahn.
 Hans Olden, Cannhäuser. Illustriert von E. Sellemann.
 Ernst und Ute Muellenbach, Aus junger Ehe. Illust. v. G. Bedenmeyer.
 Heinz v. Hemskerk, Die Gewittertante. Illustriert von F. v. Reznicek.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervor-
 ragender und beliebter Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahl-
 reichen Textillustrationen geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen
 außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante
 Unterhaltungslektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen und auf Bahnhöfen.



Boote klar.

Marine-Kunde. ☛

Eine Darstellung des
Wissenswertes auf dem
Gebiete des Seewesens.

Von Kapitän zur See a. D. Föb.

Mit 517 Illustrationen, Plänen und Karten. In hochelegantem
Geschenkband 10 Mark.

Dieses neue, reich mit modernem Bilderschmuck ausgestattete Werk bietet eine vollständige Übersicht der Entwicklung des Seewesens, von frühen Zeiten bis zur Gegenwart, und gibt über alle einschlägigen Fragen in anziehender Form Aufschluss. Es bringt dem Nichtseemann über alles das Belehrung, was den Laien in Marinefragen irgend welcher Art interessieren kann, es will dasjenige Minimum an Wissen vermitteln, was jeder Deutsche der Gegenwart sich aneignen sollte, um ein allgemeines Verständnis für das Waffenhandwerk in Beziehung auf das Seewesen zu gewinnen.

Föb' Marine-Kunde ist von hohem Interesse für Angehörige der Flotte und der Armee (dem Armeecoffizier wird sie bei einem Zusammenwirken von Heer und Flotte die richtige Lösung seiner Aufgabe erleichtern), des Handelsstandes, für militärische und patriotische Vereine, Beamte von Schiffswerften, Studierende technischer Fächer, Kadettenschulen und höhere Lehranstalten, öffentliche Bibliotheken u. c. — Sie eignet sich aber auch als ein viele nützliche Anregungen gebendes

wertvolles Geschenkwerk

für die heranreifende männliche Jugend und fürs Haus. — Der außergewöhnlich reiche und schöne Illustrations Schmuck des Werkes steht durchaus auf der Höhe der Zeit.

☛ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ☛

Bibliothek der •
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Humoreske „Vater Abruoms Erbe“ von M. Kossak. (S. 50)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

Bibliothek
der
Unterhaltung ♣ ♣
 ♣ ♣ **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Elfter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

o o o



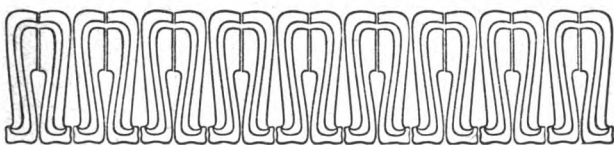
Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Um die Beute. Kriminalroman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung)	7
Vater Abruoms Erbe. Humoreske aus dem Lappenleben. Von M. Kossak	53
Mit Illustrationen von Georg Schöbel.	
Im romantischen Böhmerland. Eine Wanderfahrt ins Elbgebirge. Von H. Lormans	71
Mit 9 Illustrationen.	
Trotzige Herzen. Novelle von Fr. Lehne	87
Magische Quadrate. Kulturgeschichtliche Skizze von J. O. Hansen	171
Mit 2 Illustrationen.	
Die Erzählungen eines Zwanzigmarkstücks. Von Bern- hard Saint-Denis	182
Die Schätze des fünften Erdteils. Bilder aus dem australischen Busch. Von Gerd Harmstorf	192
Mit 10 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Der rote Faden	209
Neue Erfindungen:	
I. Fliegenfänger zu dauerndem Gebrauch	215
Mit Illustration.	
II. Formaldehyd-Desinfektion	215
Mit Illustration.	
Aus einer königlichen Kinderstube	217
Das Augenleuchten	221

	Seite
Wie man Käufer anlockt	223
Das Elchgeweihgitter im Yellowstonepark	225
Mit Illustration.	
Eine hübsche Parabel	226
Reiche Dienstboten	227
Das gläserne Zeitalter	229
Peter der Grosse als Rechenmeister	230
Der „glänzende Schornstein“	232
Das Neueste auf dem Gebiete der Balancierkunst	232
Mit Illustration.	
Riesenregenwürmer	234
Ein ungelöstes Rätsel	235
Der Wecker als Messinstrument zur Entfernung des Blitzes	237
Ein kostbares Gemälde	239
Einstimmig gewählt	239
Scheuende Pferde zu kurieren	240
Zutreffende Entschuldigung	240





Um die Beute.

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Antlitz des jungen Arztes hatte sich beschattet. Es mußte etwas in den Worten Marthas gewesen sein, das ihm wehgetan hatte. „Freilich, es ist hier nicht sehr unterhaltend,“ sagte er; „aber glauben Sie denn, daß Ihr Herr Vater Sie würde entbehren können?“

„Ich wage es allerdings kaum, ihm davon zu sprechen, obwohl ich überzeugt bin, daß er unter der Obhut der alten Babette gut genug aufgehoben ist, um mich nicht zu vermissen. Vielleicht, wenn ich einen recht günstigen Augenblick wähle, gelingt es mir doch, seine Einwilligung zu erhalten.“

Jetzt spiegelte sich in Georg Ruthardts Zügen die Bestürzung so deutlich, daß ihr sein Erschrecken kaum entgehen konnte. „Es ist Ihnen also Ernst damit? Sie wollen wirklich fort — und vielleicht schon bald? Aber was gedenken Sie denn eigentlich da draußen in der Welt zu beginnen?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe auch gar keine Lust,

mir jetzt schon den Kopf darüber zu zerbrechen. Es gibt ja heutzutage so viele Wege, die einem Mädchen offen stehen. Ich will nichts als arbeiten — arbeiten und Geld verdienen.“

„Ist das der Beweggrund?“ fragte er überrascht.
„Nein, das ist doch wohl nur ein Scherz?“

Aber sie schüttelte mit sehr ernsthafter Miene den Kopf. „Durchaus nicht. Ich möchte mir meinen Unterhalt selbst erwerben und auf eigenen Füßen stehen.“

„Und deshalb wollen Sie fort? Wenn Sie nun aber eine Ihr Leben ausfüllende Tätigkeit hier erhielten, würden Sie es dann vielleicht doch in dieser drückenden Kleinstadtenge aushalten?“

Wenn sie ihn angesehen hätte, würde sie aus der erwartungsvollen Spannung in seiner Miene, aus der zaghaften Frage in seinen Augen wahrscheinlich erraten haben, wie viel mehr als bloße Neugier sich hinter seiner Rede verbarg. Aber sie blickte schon wieder ins Weite, und sie gab seiner Frage offenbar keine andere Deutung als die einer oberflächlichen Teilnahme.

„Vielleicht. Aber daran ist doch gar nicht zu denken. Hier würde sich natürlich niemals eine passende Tätigkeit für mich finden.“

„Und wenn ich nun doch eine wüßte, Fräulein Martha, eine, die Sie selbst vielleicht befriedigen, ganz gewiß aber einen anderen unbeschreiblich glücklich machen würde?“

Jetzt sah sie ihn an, und das Blut schoß ihr heiß ins Gesicht. Wie abwehrend erhob sie die Hand, als wolle sie ihn hindern, weiterzusprechen.

Aber nachdem er sich einmal das Herz gefaßt hatte, so viel zu sagen, ließ er sich nicht mehr Schweigen gebieten. „Sie wissen, wer dieser andere sein würde — nicht wahr, Fräulein Martha? Hundertmal schon habe

ich's auf den Lippen gehabt, und immer fehlte mir im entscheidenden Augenblick der Mut. Aber wenn ich in Gefahr sein soll, Sie ganz zu verlieren — nein, dann darf ich nicht mehr schweigen. Es ist ja vorläufig nicht viel, was ich Ihnen zu bieten habe, und eigentlich nicht viel mehr als ein Herz voll treuer Liebe, aber wenn Sie mir nur ein klein wenig gut sein können, reicht es doch am Ende aus, um glücklich zu werden.“

Martha hatte die Hand über die Augen gelegt, und ihr Gesicht war so im Schatten, daß er nicht in ihren Zügen zu lesen vermochte. Aber daß sie ihm die Antwort schuldig blieb, dünkte ihn eher ein günstiges als ein schlimmes Zeichen.

Er wagte es, sich ihrer schlaff auf dem Schoße liegenden Linken zu bemächtigen. „Darf ich hoffen, Martha?“ flüsterte er, tief über sie herabgeneigt. „Oder bin ich zu dreist gewesen? Ist Ihnen meine Stellung zu gering? Bin ich Ihnen zu arm?“

Sie ließ die Rechte vom Gesicht herabsinken, und wie sie jetzt die Augen zu ihm aufschlug, sah er, daß sie voll Tränen standen. „Nein, nein — und das trauen Sie mir auch gar nicht zu. Aber Sie hätten mir das doch nicht sagen sollen, Herr Doktor. Es macht mich so unglücklich.“

Ihre Hand hatte sie ihm nicht entzogen, und seitdem er diese kleine, weiche, lebenswarme Hand hielt, war es ihm, als habe er schon Besitz genommen von dem ganzen geliebten Geschöpf. „Unglücklich?“ wiederholte er. „Aber wie kann das sein? Wenn Sie mich Ihrer nicht für unwert halten, wenn Sie mich sogar vielleicht ein bißchen lieb haben können —“

Da schien es, als wäre sie plötzlich mit ihrer Kraft zu Ende. Denn sie begann zu schluchzen, und die hellen Tränen rannen ihr über die Wangen.

In höchster Bestürzung blickte Ruthardt auf sie nieder. „Martha, liebste Martha — sagen Sie mir doch, was Sie bedrückt! Habe ich Sie denn gekränkt?“

Sie schüttelte den Kopf, aber sie erwiderte nichts. Da sie ihm aber noch immer ihre Hand überließ, da er außerdem auf ihrem reizenden Gesicht wohl einen Ausdruck schmerzlichen Kummers, doch nichts von Zorn oder Unwillen über seine Kühnheit lesen konnte, so nahm er, von innigem Mitleid und heißer Zärtlichkeit hingerissen, seine Zuflucht zu einem Trostmittel, das von alters her in solcher Lage oft von wunderbarster Wirkung gewesen ist. Er neigte sich nämlich vollends auf sie herab und küßte sie mit einem innig geflüsterten Liebeswort.

Martha stieß ihn nicht voll heftigen Unwillens zurück. Wohl machte sie erst eine halb unwillkürliche Bewegung, um sich ihm zu entziehen; aber dann, da er sie nur fester an sich drückte, gab sie sich ohne weiteren Widerstand seiner Lieblosung hin, und plötzlich, während ein tiefer, sehnstüchtiger Atemzug ihre Brust hob, schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und erwiderte mit geschlossenen Augen leidenschaftlich heiß seine Küsse.

Ein fester, gleichmäßiger Schritt kam die stille Straße herauf, und in heftigem Erschrecken riß sich Martha aus Georgs Umarmung los. „Der Vater! — Um Gottes willen, daß er nur nichts merkt!“

Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über das glühende Gesicht und griff hastig nach der Handarbeit auf ihrem Schoße. Mit etwas verlegener und doch glückstrahlender Miene war der Doktor um ein paar Schritte zur Seite getreten — nicht eine Sekunde zu früh, denn schon klrte das eiserne Gartenpfortchen, und die hohe, breitschulterige Gestalt des Oberstleutnants von der Hende kam über den Kiesweg daher.

Mit einer gewissen vornehmen Gemessenheit lüftete er, als er des Arztes ansichtig wurde, seinen Hut. „Guten Morgen, Herr Doktor! Sie haben auf mich gewartet?“

„Nur um im Vorübergehen guten Tag zu wünschen, Herr Oberstleutnant,“ gab Georg, der sich in der Fülle seines Glückes kaum noch beherrschen konnte, fröhlich zurück. „Ich habe ja schon von Fräulein Martha gehört, daß Sie meiner Hilfe nicht bedürfen.“

„Nein, Gott sei Dank! Aber Sie entschuldigen wohl, wenn ich mich lieber drinnen im Hause mit Ihnen unterhalten möchte. Ich bin vom Steigen etwas erhitzt, und das Stillstehen im Freien dürfte mir nicht taugen.“

„Gewiß nicht. Als Ihr Arzt verlange ich sogar, daß Sie sogleich hineingehen. Ich aber bin leider genötigt, mich zu verabschieden, denn ich werde in der Oberförsterei erwartet und habe auch unten in der Stadt noch einige Krankenbesuche zu machen.“

Hätte er Martha in diesem Augenblick angesehen, so würde er wahrgenommen haben, daß sie bei seinen Worten erleichtert aufatmete. Sie war sehr blaß geworden, als ihr Vater ihn aufgefordert hatte, mit ins Haus zu kommen. Nun reichte sie ihm mit leidlich gespielter Unbefangenheit zum Abschied die Hand.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Martha!“ sagte er heiter und indem er mit leuchtendem Blick ihre Augen suchte.

Sie aber senkte die Lider und flüsterte kaum hörbar: „Guten Morgen, Herr Doktor!“

Dann, während er leicht und elastisch der Gittertür zuschritt, raffte sie ihre Arbeit zusammen und folgte dem Vater in das Haus.

Sie war der Meinung, daß er kaum etwas gesehen

haben könne, und doch flöste ihr seine Wortkargheit und die Gemessenheit seines Benehmens gegen Georg Ruthardt ebenso bange Besorgnis ein wie der beinahe finstere Ernst auf seinem Gesicht.

Eine atembeklemmende Angst aber legte sich ihr auf die Brust, als er, sich in der Thür seines Arbeitszimmers nach ihr umwendend, in seiner kurzen, soldatischen Weise sagte: „Komm mit herein! Ich habe dir etwas zu sagen.“

Sie gehorchte stumm und erwartete, an eines der hohen Büchergestelle gelehnt, seine Anrede. Der Oberstleutnant hatte Hut und Stock auf den Tisch gelegt. Nun riß er seinen Überrock auf und griff in die Brusttasche.

„Der Postbote hat mir eben ein Telegramm eingehändigt. Da — du kannst es selbst lesen.“

Er reichte ihr das entfaltete Blatt, und mit einem Blick erfaßte Martha den Inhalt der wenigen Worte: „Soeben glücklich zurückgekehrt, aber noch durch ein leichtes Unwohlsein hier gefesselt, sende ich Martha und Ihnen innige Grüße. Hoffe in etwa acht Tagen dort zu sein und bin überglücklich in dem Gedanken an das nahe Wiedersehen. Herbert.“

„Nun, was sagst du dazu? Eine große Überraschung — nicht wahr? — Aber was hast du denn, Mädel, du bist ja weiß wie Kalk?“

Sein Erschrecken war nur zu gerechtfertigt, denn Martha sah aus, als ob sie im nächsten Moment ohnmächtig zusammenbrechen müßte. Ihre Lippen waren fest zusammengepreßt und ihre Augen unnatürlich weit geöffnet. Nie hatte der Oberstleutnant einen Ausdruck so namenloser Qual auf ihrem Gesicht gesehen.

„Sprich doch!“ drängte er, als sie beharrlich schwieg und nur immer auf das verhängnisvolle Blatt starrte.

„Es sieht wahrhaftig nicht aus, als ob diese Nachricht dir besondere Freude machte.“

Da endlich hatte sie die Sprache wiedergefunden, aber das Zittern in ihrer Stimme ließ erraten, wie verzweifelt sie noch immer nach Fassung rang. „Sie kommt so überraschend, lieber Vater. Ich war so wenig darauf vorbereitet —“

„Ich auch nicht,“ sagte er trocken, „und ich gestehe, daß ich nicht sehr entzückt bin. Nachdem dieser Herr Snyder sich noch weit über die bedungene Zeit hinaus in Schweigen gehüllt hatte, hielt ich mich überzeugt, daß die ganze Kinderei vergessen und abgetan sei. Um so mehr, als ich auch bei dir niemals Spuren einer besonderen Sehnsucht wahrgenommen habe. Daß er die Sache auch jetzt noch ganz ernsthaft nimmt und sich ankündigt, wie wenn er wirklich schon zur Familie gehörte, will mir sehr wenig gefallen.“

„Es ist aber sein Recht, Vater,“ wandte sie leise ein. „So hattest du es damals mit ihm vereinbart.“

Der Oberstleutnant fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen, wie immer, wenn etwas ihn lebhaft erregte. „Ach was — ich habe mich zu gar nichts verpflichtet. Wenn er ein verständiger Mensch gewesen wäre, hätte er schon damals einsehen müssen, daß es mir im Grunde nur darum zu tun war, der Geschichte auf möglichst schonende Weise ein Ende zu machen. Die peinliche Situation, die uns jetzt bevorsteht, hätte er sich und uns wahrhaftig ersparen können.“

„Welche peinliche Situation? Du — du willst ihn wohl gar abweisen?“

Der Oberstleutnant blieb stehen und sah ihr mit seinen hellen, durchdringenden Augen in das noch immer totenblasse Gesicht. „Ja, denkst du etwa noch ernstlich

baran, ihn zu heiraten? Du redest dir doch nicht ein, ihn noch immer zu lieben?"

"Ich habe ihm mein Wort gegeben, Vater! Das müßte ich halten, auch — auch wenn ich ihn nicht mehr liebte."

"Unfinn! Die Versprechungen eines siebzehnjährigen Mädchens! Außerdem hättest du gar kein Recht, dich ohne meine Einwilligung zu binden. Du bist deshalb heute so frei, als ob überhaupt nichts geschehen wäre. Da es sonnenklar ist, daß du den Menschen inzwischen längst vergessen hattest —"

Gewaltsam raffte sich Martha auf, um endlich Herrin zu werden über die verräterische Schwäche. „Nein,“ unterbrach sie den Oberstleutnant, und das Bemühen, ihrer Stimme Festigkeit zu verleihen, gab ihr einen ganz fremden, scharfen Klang, „du bist im Irrtum, lieber Vater, denn ich habe ihn nicht vergessen. Ich bin nicht frei und bitte dich, ihn freundlich zu empfangen. Er hat die Bedingung erfüllt, die du ihm gestellt hast. Nicht ein einziges Mal in dieser langen Zeit hat er an mich geschrieben oder mir sonst ein Lebenszeichen gegeben. Nun darf er mit vollem Recht fordern, daß auch wir unseren Verpflichtungen nachkommen.“

Das Benehmen und die Ausdrucksweise seiner Tochter befremdeten den alten Soldaten offenbar auf das äußerste. Denn ihr Aussehen strafte ihre Worte Lügen. Wie sie sich auch Gewalt antat, um ihm nichts von ihrer verzweifelten Stimmung zu verraten, das Lächeln eines glücklich liebenden Mädchens, dessen Herz frohlockend dem teuren Manne entgegenschlägt, vermochte sie nicht zu erheucheln.

„Ich verstehe dich nicht mehr, Martha,“ sagte er kopfschüttelnd. „Erst machst du bei der großen Neugier-

keit ein Gesicht, als ob ich dir eine Todesnachricht mitgeteilt hätte, und dann sprichst du von Bedingungen und Verpflichtungen wie ein Kaufmann, der von seinen Geschäften redet. Mir scheint, du hast etwas überspannte Vorstellungen von der Bedeutung einer in kindischem Unverstand angezettelten Liebelei. Es ist jedenfalls gut, daß ich noch da bin, um weitere Torheiten zu verhüten. Laß mich die Sache nur nach meinem Ermessen arrangieren, mein Kind! Ich werde mich mit Synder schon auseinandersetzen, ohne daß du dabei in eine peinliche Lage kommst."

Er hatte erwartet, daß sie seine Worte als einen Beweis väterlicher Liebe voll warmer Dankbarkeit aufnehmen würde, und er runzelte daher unmutig die Stirn, als er sah, wie gründlich er sich darin getäuscht hatte. Denn Martha, die sich endlich bis zu vollkommen äußerer Ruhe durchgekämpft hatte, widersprach ihm mit einer Bestimmtheit, die nur einem unerschütterlichen Entschlusse entspringen konnte.

"Vergib, wenn ich dazu nicht ja sagen kann, Vater! Du selbst hast mich mein Leben lang gelehrt, ein gegebenes Wort als etwas Heiliges und Unverletzliches anzusehen. Begehrt Herbert mich auch heute noch zur Frau, so muß ich seine Frau werden, auch wenn es nicht ganz nach deinen Wünschen wäre. Denn er hat nichts getan, was mich von meinen Pflichten gegen ihn lösmachte."

"Du behauptest also, ihn noch heute zu lieben, wie du ihn damals geliebt hast?"

"Ich habe ihn als einen edlen, hochherzigen Menschen kennen gelernt, und ich bin sicher, daß er es heute nicht weniger ist als in jenen Tagen."

"Ach was, das war eine romantische Backfischschwärmerei! Ich für meine Person habe ganz und

gar nichts von außergewöhnlichen Eigenschaften an ihm bemerkt. Welche Beweise von Edelmut und Hochherzigkeit hat er dir denn eigentlich gegeben?"

Martha schwieg.

"Er hat dir Bücher und Noten gebracht, nicht wahr? Er ist bereitwillig auf deine jugendlichen Überschwenglichkeiten eingegangen und hat dich mit schönen Worten umnebelt. Aber das kann jeder, mein Kind! Um den Charakter eines Menschen zu erkennen, bedarf es doch etwas stärkerer Proben. Schließlich wissen wir von dem Manne ja eigentlich so gut wie nichts. Er ist aus guter Familie und scheint über ein ansehnliches Vermögen zu verfügen. Das konnte mir damals genug sein, um ihn mit seiner Werbung nicht schlangweg abzuweisen, aber es ist mir wahrhaftig nicht genug, um ihm die Zukunft meines einzigen Kindes anzuvertrauen. Gerade weil ich arm bin und dir keine Mitgift geben kann, die dich dermaleinst im schlimmsten Falle von deinem Manne unabhängig macht — gerade deshalb muß ich bei der Wahl deines Gatten doppelt vorsichtig zu Werke gehen. Dieser Herr Herbert Lyncker würde mir erst noch beweisen müssen, daß er im Stande ist, dich glücklich zu machen."

"Ich kann dir nicht vorschreiben, Vater, was du tun sollst, ich kann dir nur wiederholen, daß ich mich als Herberts verlobte Braut betrachte. Er darf nicht einen Augenblick in den Glauben versetzt werden, daß mein damals gegebenes Versprechen mich gereue."

Als er sah, daß er mit all seinem vernünftigen Zureden dem unerwarteten und unbegreiflichen Starrsinn Marthas gegenüber auch nicht um einen einzigen Schritt weiter kam, hielt der Oberstleutnant es für angezeigt, der zwecklosen Auseinandersetzung zunächst ein Ende zu machen. „Nun, wir werden ja acht Tage Zeit haben,

uns diese Dinge in Ruhe zu überlegen," sagte er kurz. „Früher haben wir den angedrohten Besuch des Herrn Lynder ja nicht zu erwarten.“

„Aber du mußt ihm doch antworten, Vater, wäre es auch nur, um dich über sein Befinden zu beruhigen.“

„Ja, wenn er seine Adresse angegeben hätte! Da er es aber versäumt hat, werden wir uns gedulden müssen, bis er kommt, oder bis er sich herbeiläßt, mir einen ordentlichen Brief zu schreiben.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und auch Martha fühlte kein Verlangen, das Gespräch fortzusetzen. Fürchtete sie doch, daß es ihr nicht lange mehr gelingen würde, ihre mit schwerster Selbstüberwindung erkämpfte Fassung zu bewahren.

Der Oberstleutnant war mit finsterner Miene an das Fenster getreten, seiner Tochter den Rücken lehrend. Erst das Zufallen der Thür machte ihn darauf aufmerksam, daß sie gegangen war. Und nun, da er das Zimmer leer sah, ließ er sich schwer in seinen Schreibstuhl fallen, um den weißen Kopf sorgenvoll in beide Hände zu stützen.

Martha aber schrieb hinter der verriegelten Thür ihres Stübchens mit zuckendem Herzen den grausamen Brief, der ihrem kurzen Glückstraum und Georg Rutshardts sonnigen Hoffnungen ein rasches Ende bereiten sollte.

Achtes Kapitel.

Im Wendrinerschen Pensionat war ein neuer Gast eingezogen, ein elegant gekleideter junger Herr, der einen überaus vorteilhaften Eindruck machte und von sehr liebenswürdigem Benehmen war. Auf der Visitenkarte, die er der Hausfrau überreicht hatte, stand nur der Name Bruno Hartmann, und da er als selbst-

verständlich voraussetzen schien, daß man über die Persönlichkeit eines neuen Mieters etwas näher unterrichtet zu werden wünsche, fügte er aus eigenem Antriebe hinzu, daß er erst vor kurzem in den Besitz seines väterlichen Vermögens gelangt sei und nun in aller Muße Umschau halten wolle nach einer Gelegenheit, es durch Beteiligung an einer alten soliden Firma oder an einem Gewinn verheißenden neuen Unternehmen so vorteilhaft als möglich anzulegen.

Diese im unbefangenen Tone liebenswürdigster Offenheit abgegebene Erklärung machte den jungen Mann für Heinrich Wendriner sogleich zu einem Gegenstand besonderen Interesses. Es traf sich gut, daß man ohnehin gerade heute den Entschluß gefaßt hatte, einem schlechten Zahler die Gastfreundschaft des Pensionats aufzukündigen und daß man diesen Saumseligen ohne viele Weitläufigkeiten auf die Straße setzen konnte. Das Zimmer, das auf solche Art frei wurde, lag unmittelbar neben dem Stübchen Grevenbergs. Da die Beschaffenheit des Quartiers Herrn Bruno Hartmann nach seiner Versicherung außerordentlich zusagte, war man schon nach sehr kurzer Verhandlung einig geworden.

Der neue Mieter kam mit einigen schweren Koffern, die sein Ansehen in den Augen des Wendrinerschen Ehepaares nicht wenig erhöhten, zumal er es sich nicht nehmen ließ, den Pensionspreis für volle vierzehn Tage im voraus zu entrichten. Nun hegte niemand mehr einen Zweifel an der Richtigkeit der Angaben, die er über seine Verhältnisse gemacht hatte, und Heinrich Wendriner erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für den um die Unterbringung seiner Kapitalien so besorgten jungen Mann.

Aber auch die Hausfrau hatte an dem neuen Mieter unverkennbar bald besonderes Gefallen gefunden. In

der Tat konnte man sich kaum einen angenehmeren und bescheideneren Hausgenossen wünschen, als der Herr Bruno Hartmann war. Mit allem zufrieden, von immer gleicher freundlicher Heiterkeit und stets zu munterem Geplauder bereit, schien er eine Atmosphäre des Behagens und der guten Laune um sich zu verbreiten, in der selbst Frau Wendriner ihr gedrücktes Wesen zeitweise ablegte. Er hatte um die Erlaubnis gebeten, am Familientische teilnehmen zu dürfen, und die häuslichen Mahlzeiten waren nie so lustig und anregend verlaufen, als in den Tagen, die Bruno Hartmann in dem Pensionat zubrachte.

Daß er Fräulein Hanna ziemlich augenfällig den Hof machte, konnte bei seinem lebhaften Temperament kaum wundernehmen. Das junge Mädchen aber bewies ihm sehr wenig Entgegenkommen. Auch seinen witzigen und übermütigen Bemerkungen gelang es nur selten, den Ausdruck kühlen Ernstes von ihrem interessanten Gesicht zu verschrecken. Es war durchaus nichts Ermutigendes in der Art, wie sie mit ihm verkehrte. Wenn er irgendwelche Anlage zur Eifersucht hatte, so gab es für ihn Grund genug, dem schweigsamen Tischgenossen zu grollen, dem sich Fräulein Hanna um vieles freundlicher erwies als ihm.

Denn auch Paul Grevenberg nahm seine Mahlzeiten gemeinsam mit der Familie Wendriner ein. Er war natürlich schon am ersten Tage dem neuen Pensionär vorgestellt worden. Hartmann hatte in seiner verbindlichen Art ein paar Worte mit ihm gewechselt, aber er hatte ersichtlich keinen Wert darauf gelegt, die Bekanntschaft zu pflegen. Das zurückhaltende, wortfarge Wesen Grevenbergs schien ihm nicht sonderlich zuzusagen, und sein Interesse wurde offenbar so ganz von Fräulein Hannas Persönlichkeit in Anspruch ge-

nommen, daß für den stillen jungen Mann, der sich nur selten an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte, wenig übrig blieb.

Wie er sich schon in der ersten Stunde sehr mitteil-
sam gezeigt hatte, so legte Herr Bruno Hartmann auch
in der Folge eine manchmal bis zur Unvorsichtigkeit
gesteigerte Offenheit an den Tag.

Er sprach über die Erlebnisse seiner anscheinend
recht bewegten Vergangenheit wie jemand, der in
jedem Zuhörer einen vertrauenswürdigen Freund und
guten Menschen sieht, und doch waren unter diesen
Erlebnissen nicht wenige, über die jeder andere wahr-
scheinlich den Schleier des Vergessens gebreitet hätte.
Welche Verlegenheit war es zum Beispiel für die
Familie Wendriner im ersten Augenblick gewesen,
als Hartmann mit der harmlosesten Miene von der
Welt erzählt hatte, er sei eigentlich ein entlassener
Sträfling. Erst die nähere Erklärung, die er alsbald
hinzugefügt hatte, war im stande gewesen, den fatalen
Eindruck wieder zu verwischen.

In Wahrheit verhielt es sich mit dem Verbrechen
des Herrn Hartmann nicht gar so schlimm. Er war,
wie er erzählte, während seiner Militärdienstzeit von
einem geistig nicht ganz normalen Vorgesetzten lange
Zeit auf eine so unerhörte Weise gepeinigt worden,
daß er sich schließlich in einem Augenblick der Selbst-
vergeffenheit zu offenem Ungehorsam und tötlichem An-
griff hatte hinreißen lassen. Da der Geisteszustand des
Unteroffiziers damals noch nicht richtig erkannt worden
war, hatte man Hartmann zu einjähriger Festungs-
strafe verurteilt. Er aber hatte wenig Neigung ver-
spürt, diese Strafe zu verbüßen, und es war ihm in
der Tat gelungen, trotz der damit verbundenen Lebens-
gefahr auf dem Transport seinen militärischen Be-

gleitern zu entweichen. Mit unverkennbarem Stolz erzählte er, wie geschickt er sich volle drei Monate lang allen Nachspürungen zu entziehen gewußt habe, und wie es ihm endlich durch seine Schlaueit gelungen sei, unbehelligt nach Südamerika zu entkommen. Von dort sei er nach einem abenteuerreichen fünfjährigen Aufenthalt nach Deutschland zurückgekehrt, weil sonst sein Vermögen auf dem Spiele gestanden hätte. Und da man inzwischen den Unteroffizier als wahnsinnig erkannt und ins Irrenhaus gesteckt habe, sei die gegen ihn erkannte Strafe ebenso wie die, welche er durch seine Desertion verwirkt hatte, von der Gnade des Landesherrn um ein beträchtliches ermäßigt worden.

Da weder Wendriner noch Paul Grevenberg Soldat gewesen waren, fehlte ihnen die erforderliche Sachkenntnis, um die romanhaft klingende Geschichte auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen. Aber sie mußten um so eher geneigt sein, sie auf Treu und Glauben hinzunehmen, als die Einzelheiten, die Hartmann über sein monatelanges Versteckspiel und über seine Flucht berichtete, ganz unverkennbar das Gepräge der Wirklichkeit trugen.

Jedesmal, wenn der gesprächige Tischgenosse auf diese Dinge zurückkam, horchte Paul Grevenberg hoch auf. Er konnte vollständig vergessen, daß der gefüllte Teller vor ihm stand, und in seinen Augen war ein Ausdruck der Spannung, der einem aufmerksamen Beobachter kaum hätte entgehen können.

Einmal bewies er sogar sein lebhaftes Interesse dadurch, daß er einen Zweifel äußerte, ob dem Erzähler solches Kunststück zum zweiten Male gelingen würde. Da aber hatte Herr Bruno Hartmann fröhlich aufgelacht und versichert, daß er sich getrauen würde, das Experiment noch beliebig oft mit demselben Erfolge zu wiederholen.

„Wenn man erst einmal weiß, an welche Bezugsquellen man sich zu wenden hat, um jedes beliebige Legitimationspapier mit den schönsten und unanfechtbarsten amtlichen Siegeln zu erhalten, und wenn man sich von erfahrenen Leuten über die kleinen Kniffe hat belehren lassen, mit denen selbst gewiegte Polizeibeamte hinter's Licht zu führen sind, so gibt es eigentlich gar keine Schwierigkeiten mehr — vorausgesetzt natürlich, daß man über die nötigen Geldmittel verfügt. Denn ohne die geht es selbstverständlich nicht. Hat man aber nur einige Tausende in der Tasche, so kommt man ganz sicherlich unbehelligt bis ans Ende der Welt.“

Darauf hatte Grevenberg nichts mehr geantwortet, aber seine Brust hatte sich in tiefem Atemzuge gehoben, und er hatte minutenlang mit verlorenem Blick vor sich hin gestarrt, wie jemand, dessen Gedanken sich sehr angestrengt mit etwas beschäftigen. Übrigens hatte er die Erzählungen Hartmanns seitdem nie wieder durch eine Frage unterbrochen, obwohl der erlebnisreiche junge Mann noch öfter auf die Geschichte seiner Flucht, die ihn mit noch größerem Stolz zu erfüllen schien als seine amerikanischen Abenteuer, zurückgekommen war.

Auch heute, etwa zwei Wochen nach Paul Grevenbergs Entlassung aus dem Gefängnis, hatte man wieder im Speisezimmer des Pensionats beim Mittagsmahl beisammen gegessen. Wieder hatte sich Herr Bruno Hartmann mit ziemlich geringem Erfolge bemüht, ein huldvolles Lächeln auf Fräulein Hannas ernsthaftem Antlitz hervorzuzaubern. Nach eingenommenem Kaffee hatten die beiden Tischgäste sich wie immer in ihre Stuben zurückgezogen, und auch Wendriner machte Miene, das Zimmer zu verlassen. Aber eine Bemerkung seiner Frau hielt ihn zurück.

„Sei mir nicht böse, Heinrich,“ sagte sie, „aber ich

darf dir doch nicht verschweigen, daß es so wahrscheinlich nicht lange weitergehen wird. Es war heute schon wieder jemand von der Polizei da, dem ich allerlei Auskünfte über das Tun und Lassen des Herrn Grevenberg geben sollte. Die Leute im Hause fangen an, aufmerksam darauf zu werden, ja die Frau des Portiers machte gestern schon allerlei spitze Bemerkungen gegen mich. Vermutlich hat man auch bei ihr nach ihm gefragt, und ich fürchte, wir kommen durch ihn noch in allerlei Unannehmlichkeiten.“

Wendriners Stirn hatte sich finster umwölkt. Aber das Gewitter entlud sich nicht, wie sie es erwartet haben mochte, über seine Frau, sondern über das Haupt des abwesenden Grevenberg. „Ich habe es auch bald satt, dieses Hinziehen und Verstecken,“ grollte er. „Wenn der Mensch mich für einen Esel hält, den man beliebig lange an der Nase herumführen könnte, so irrt er sich gründlich. Hat er das Geld beiseite geschafft, warum, zum Henker, besinnt er sich denn so lange, es zu holen? Daß er's nicht gleich in den ersten Tagen tun wollte, kann ich ja verstehen. Da mögen ihm die Spürhunde von der Polizei gar zu scharf auf die Finger gepaßt haben. In diesen vierzehn Tagen aber hätte er gewiß Zeit und Gelegenheit genug dazu gehabt. Statt dessen führt er immer weiter das Leben eines armen Teufels, und ich fange allen Ernstes an zu glauben, daß er es wirklich ist.“

„Du könntest ihm keinen Vorwurf daraus machen,“ unterbrach ihn Hanna, die sich eine Zigarette angezündet hatte, gleichmütig. „Er hat dir doch wohl niemals gesagt, daß das Geld für ihn erreichbar sei.“

„Nein, aber er hat meine Gastfreundschaft angenommen, die Gastfreundschaft eines wildfremden Menschen. Er hat sich auch nicht geweigert, als ich ihm noch bares

Geld dazu anbot, um seine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Daß ein Mann in meinen Verhältnissen solche Opfer nicht seinen schönen Augen zuliebe bringt, mußte er sich doch wohl von vornherein sagen. Wenn er aber das alles ruhig hinnahm, ohne über die Mittel zu verfügen, es mir zu erstatten, so ist er eben ein ganz gewöhnlicher Schwindler.“

Frau Wendriner schien angesichts der Erregung ihres Gatten schon zu bedauern, daß sie das Thema berührt hatte.

Hanna aber nahm diese Erregung sichtlich sehr kühl. „Da du ihm alles ohne sein Verlangen aus freien Stücken angeboten hast, steht dir kein Recht zu, dich zu beklagen. Aber ich bin der Meinung, daß du unbesorgt sein darfst. Grevenberg wird dir nichts schuldig bleiben.“

Ihr Vater sah sie zweifelnd an. „So? Bist du davon überzeugt? Nun, vielleicht weißt du mehr als ich. Aus dir wird man ja niemals klug.“

„Nein, ich weiß nichts. Er hat sich bis jetzt nicht veranlaßt gesehen, mir sein Vertrauen zu schenken.“

„Um so schlimmer. Denn wenn es sich so verhält, ist es lediglich deine Schuld. Bei einigem guten Willen hättest du längst alles aus ihm herausgebracht. Einem klugen Weibe, wenn es zugleich jung und hübsch ist, widersteht auf die Dauer auch der Schlaueste nicht. Aber du hast natürlich kein Interesse daran, deinem Vater wieder auf einen grünen Zweig zu helfen.“

„Nicht, wenn es nur auf solche Weise geschehen kann,“ erwiderte sie kalt. „Ich habe dir von vornherein erklärt, daß ich mich nicht als Werkzeug derartiger Pläne gebrauchen lasse.“

Wendriner maß sie mit einem zornfunkelnden Blick. Aber er hielt es offenbar für geraten, sich ihr gegenüber mehr Zwang aufzuerlegen, als er es im Verkehr

mit seiner Frau zu tun pflegte. Achselzuckend wandte er sich zum Gehen, und bröhnend fiel hinter ihm die Thür ins Schloß.

Nach einer kleinen Weile erhob sich auch Hanna, um in ihr Zimmer zu gehen. Vor der Thür von Paul Grevenbergs Stübchen blieb sie wohl eine halbe Minute lang lauschend stehen, und einmal machte sie sogar eine Bewegung, als ob sie in Versuchung sei, durch das Schlüsselloch zu spähen. Aber sie mochte dann wohl fürchten, daß jemand sie dabei überraschen könnte, und da von drinnen kein Laut vernehmlich wurde, setzte sie ihren Weg über den Korridor fort.

In ihrem Zimmer angelangt, verriegelte sie hinter sich die Thür und öffnete dann ein verschlossenes Schubfach ihres kleinen Schreibtisches. Ein unbeschriebener Briefumschlag war es, den sie ihm entnahm und dessen aus einer kleinen Anzahl Papiersegen bestehenden Inhalt sie vorsichtig auf die Platte schüttete.

Wie es schien, waren diese unregelmäßigen und zum meist ganz winzigen Fragmente ebenfalls die Überreste eines Briefluverts, das jemand absichtlich zerrissen hatte, um die Adresse, mit der es beschrieben gewesen war, unkenntlich zu machen.

Hanna Wendriner ließ sich vor dem Schreibtisch nieder und versuchte, die Schnitzel wieder zusammenzusetzen. Sie verfuhr dabei mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und Geduld. Zwischen ihren Augenbrauen war wieder die kleine, scharf eingeschnittene Falte, die immer auf ihrer Stirn erschien, wenn irgend etwas ihren Geist besonders angelegentlich beschäftigte, und zuweilen zuckte es wie im Unmut über das Mißlingen der unermüdlich wiederholten Versuche um ihre Lippen.

Länger als eine halbe Stunde setzte sie ihre Be-

mühungen fort, aber das Ergebnis schien ihren Hoffnungen wenig zu entsprechen. In der That war sie zu der Erkenntnis gekommen, daß gerade die wesentlichsten Teile der von einer flotten kaufmännischen Hand geschriebenen Adresse fehlten. Auf den Stücken, die sie endlich zusammenzufügen vermocht hatte, standen nur einzelne Buchstaben und halbe Worte: „—utnant vo— yde— ebenfel—“, das war alles, was sie zusammensetzen konnte. Das genügte ihr offenbar nicht; denn sie schüttelte verdrießlich den Kopf und steckte mit einer Miene unverkennbarer Enttäuschung die Papierstückchen wieder in den Umschlag, um denselben mit seinem für sie augenscheinlich so bedeutsamen Inhalt dann aufs neue in dem Schreibtisch zu verwahren.

Neuntes Kapitel.

Als ihn das Zimmermädchen an diesem Tage zum Abendessen rief, ließ sich Paul Grevenberg mit der Begründung entschuldigen, er fühle sich nicht ganz wohl und bäte, ihm einen bescheidenen Imbiß auf sein Zimmer zu schicken. Zehn Minuten später klopfte es wieder, und in der Überzeugung, daß es das Dienstmädchen sei, ließ Grevenberg die Aufforderung zum Eintritt ergehen.

Aber er sprang ganz erschrocken vom Sofa auf, da er Hanna erkannte. „O, Fräulein Wendriner, Sie bemühen sich selbst!“

Sie sah sehr hübsch aus, wie sie das große Präsentierbrett in beiden Händen balancierte und dann mit einem hausmütterlichen Geschick, das ihn überraschte, den Tisch für sein Abendessen herrichtete.

„Das Mädchen ist augenblicklich beschäftigt,“ sagte sie, „und dann wollte ich mich auch zu meiner Be-

ruhigung selbst davon überzeugen, daß Sie nicht etwa ernstlich unwohl sind."

"Nein, es ist nichts von Bedeutung," versicherte er, "nur ein wenig Kopfschmerz, an dem ich in gewissen Zwischenräumen schon seit Jahren leide."

Sie war mit dem Ordnen des Geschirrs rasch fertig geworden, aber sie zögerte noch, sich wieder zu entfernen. "Vielleicht sollten Sie doch etwas dagegen tun," meinte sie. "Ihr Aussehen ist gar nicht gut, Herr Grevenberg. Möchten Sie nicht lieber einmal einen Arzt befragen?"

"Dazu ist es wirklich nicht ernst genug. Aber ich danke Ihnen für Ihre freundliche Teilnahme. Sie glauben nicht, wie wohl mir dergleichen tut."

"Und doch ziehen Sie sich neuerdings so ängstlich von uns zurück, daß ich immer fürchte, Ihnen zudringlich zu erscheinen, wenn ich mich ein wenig um Ihr Wohlergehen kümmern möchte. Fällt es Ihnen denn so schwer, Vertrauen zu uns zu fassen?"

Sie stand vor ihm am Tische, und im warmen Schein der Lampe kam ihm ihr Gesicht noch hübscher und sympathischer vor, als er es sonst gefunden. Alles Herbe und Bittere, das ihm mitunter eine gewisse Scheu eingeflößt hatte, schien daraus verschwunden. Ihre schönen dunklen Augen waren mit einem Ausdruck teilnehmender Frage auf ihn gerichtet, und Empfindungen ganz eigener Art regten sich unter diesem Blick in seinem Innern.

Aber er hätte mit einem Bekenntnis seiner Schande beginnen müssen, und dazu fehlte es ihm an Mut.

"Gewiß nicht, Fräulein Wendriner," sagte er etwas verlegen. "Ich wäre undankbar, wenn ich zu Ihrem Vater nicht uneingeschränktes Vertrauen hätte."

Hanna spielte mit einem Messer, und nach einem

kurzen Bögern, das ihn befremden mußte, sagte sie: „Und zu mir? — Könnten Sie es nicht auch zu mir haben, Herr Grevenberg?“

In solchem Ton hatte er sie noch nicht sprechen hören, er erröthete vor Freude. „Wenn das Ihr Ernst wäre, Fräulein Hanna! Wenn Sie wirklich ein wenig Interesse für mein Schicksal hätten! Aber wie sollte das möglich sein? Womit hätte ich es verdient?“

„Ich sehe, daß Sie leiden, körperlich oder seelisch, und ich weiß aus Erfahrung, wie bitter es ist; einsam zu leiden. Auch wenn ich Ihnen nicht helfen kann, das drückende Gefühl der Einsamkeit könnte ich doch vielleicht von Ihnen nehmen.“

„Wenn ich nun aber damit anfangen müßte, Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer Teilnahme gar nicht würdig bin, daß ich zu den Geächteten und Ausgestoßenen gehöre — zu den gesellschaftlich Verfemten?“

Sie sah ihn groß an, und ihm war, als breite sich ein verflärender Schimmer über ihr Gesicht. „Deshalb vielleicht, weil Sie die Verirrung eines Augenblicks im Gefängnis büßen mußten?“

„Wie, Fräulein Hanna — Sie wissen — —? Aber Ihr Vater versicherte mir doch —“

„Fragen Sie mich nicht, wie ich es erfahren habe. Genug, daß ich es weiß, und daß Sie für mich weder ein Ausgestoßener noch ein Verfemter sind. Ein Unglücklicher vielleicht. Aber auch das nur so lange, als Sie es selbst sein wollen.“

Er griff über den Tisch hinweg nach ihrer Hand und führte sie an seine Lippen. „O, wie ich Ihnen dafür danke — wie ich Ihnen danke! Es gibt also einen Menschen, der meine Verfehlung kennt und der mich doch nicht verachtet!“

„Auch meine Eltern verachten Sie nicht, Herr

Grevenberg. Aber das ist freilich wohl etwas anderes — ich verstehe recht gut, daß es Ihnen etwas anderes ist. Werden Sie mir nun vertrauen?“

„Von ganzem Herzen! Aber ich weiß nicht, was ich Ihnen beichten sollte. Sie kennen meine Schuld wie meine Strafe. Damit haben Sie die ganze Geschichte meines Unglücks.“

„Ihre Schuld ist gesühnt, Ihre Strafe ist abgetan. Ein neues Leben liegt vor Ihnen. Was hindert Sie, es mit frischem Mute zu beginnen?“

„Was mich daran hindert?“ rief er, und seine Worte waren wie ein Aufschrei lange zurückgedämmter Verzweiflung. „Fragen Sie danach die Spione, die sich an meine Fersen geheftet haben seit dem Augenblick, wo ich in diese sogenannte Freiheit zurückkehren durfte — die Spürhunde, die mir auf Schritt und Tritt nachfolgen und die mich zu Tode hegen werden! Sichtbar oder unsichtbar, immer sind sie hinter mir, und nicht einen Augenblick gönnen sie mir Ruhe. Ich fühle ihre Nähe, auch wo ich keinen von ihnen sehe. Wohin ich mich flüchten mag, immer sind sie da. Ist das Gerechtigkeit, wenn man einen armen Sünder nicht bloß mit äußerster Härte nach dem Buchstaben des Gesetzes straft, sondern ihm auch noch darüber hinaus jeden Weg verlegt, der ihn in die Gemeinschaft der ehrlichen Leute zurückführen könnte?“

Sie mußte, daß er ohne Übertreibung die Wahrheit sprach. Seitdem er bei ihnen wohnte, war noch kaum ein Tag vergangen, an dem nicht die Polizei auf die eine oder die andere Weise ihr Interesse an ihm bekundet hätte. Sie versuchte darum gar nicht, seine Überzeugung zu erschüttern.

„Sind Sie dessen so sicher?“ sagte sie. „Weshalb entschließen Sie sich dann nicht, ein Land zu verlassen,

das Ihnen keine Aussicht mehr auf eine glückliche Zukunft bietet? Die Welt ist groß, und jenseits des Ozeans wird niemand Sie nach Ihrer Vergangenheit befragen.“

„Vielleicht nicht. Aber das ist ja eben das Furchterliche, daß ich vorläufig keine Möglichkeit sehe, dahin zu gelangen. Diese Schergen wissen sehr wohl, was sie tun, wenn sie mir nicht gestatten, ihrer Aufsicht auch nur auf Stunden zu entschlüpfen. Ach, nur einen einzigen Tag voller, uneingeschränkter Freiheit — und ich würde den Weg zum Glück schon zu finden wissen.“

Hanna stützte ihre Hände auf den Tisch, um sich näher gegen ihn zu neigen. „Nicht so laut!“ mahnte sie flüsternd. „Zuweilen haben die Wände wirklich Ohren. Aber ist das, was Sie soeben sagten, ganz buchstäblich zu verstehen? Um einen einzigen Tag nur ist es Ihnen zu tun?“

Er zuckte ein wenig zusammen wie in dem instintiven Empfinden, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen habe; aber er war schon so ganz im Bann von Hannas stärkerer Persönlichkeit, und es tat ihm so wohl, endlich einen Vertrauten gefunden zu haben, daß er der warnenden Stimme in seinem Innern nicht gehorchte.

„Ja,“ wiederholte er tief aufatmend, „nur um einen einzigen Tag.“

„Und es sollte kein Mittel geben, ihn zu gewinnen, keine Möglichkeit, die Wachsamkeit Ihrer Beobachter für eine so kurze Zeitspanne zu täuschen?“

„Seit vierzehn Tagen zermartete ich mir vergebens den Kopf. Aber es ist alles umsonst. Ich bin wie ein Verschmachtender, der nur noch einen kurzen Schritt von der Quelle getrennt ist, die ihn retten soll, und der doch den Schritt nicht tun kann, weil man ihm heimtückisch eine Schlinge um die Füße geworfen.“

Hannas Gesicht hatte plötzlich wieder seinen alten energischen Ausdruck angenommen. Mit Entschiedenheit schüttelte sie den Kopf.

„So sollten Sie nicht sprechen. Was nicht von vornherein außer dem Bereich menschlichen Vermögens ist, läßt sich auch vollbringen. Und zwei finden vielleicht den rechten Weg leichter als einer. Wollen Sie mich zur Bundesgenossin haben?“

„Sie, Fräulein Hanna?“ fragte er, verwirrt durch die rücksichtslose Offenheit dieser Frage. „Aber Sie könnten doch nicht ohne Vorwissen Ihres Vaters —“

„Er wäre der Allerlezte, den ich um seine Zustimmung befragen würde. Jetzt darf ich Ihnen ja ohne Umschweife sagen, was ich Ihnen nur warnend andeuten wollte, als ich mich vorhin gegen alle Gebote der Schicklichkeit entschloß, Ihr Zimmer zu betreten. Gerade vor meinem Vater müssen Sie zuerst auf der Hut sein. Er ist nicht der Mann, uneigennützig Freundschaft zu üben. Ihn und seinen Späherblick müßten Sie fürchten, auch wenn Sie sonst keine Spione mehr zu fürchten hätten.“

„Ich habe es geargwöhnt,“ sagte Paul betroffen. „Aber dann muß ich fort von hier — fort aus seinem Hause. Ich würde ja nicht mehr wagen, in seinem Beisein die Lippen zu öffnen.“

„Im Gegenteil — Sie müssen bleiben. Solange ich zu Ihnen halte, laufen Sie keine Gefahr. An mich aber müssen Sie freilich glauben, und Sie müssen mir versprechen, mich niemals zu hintergehen.“

Sie war ihm jetzt so nahe getreten, daß er ihren Atem fühlte und den Duft ihres Haares zu spüren meinte. Aber er dachte trotzdem nicht daran, daß es ein Weib sei, die ihm solch verlockende Bedingung stellte, so ganz war seine Seele erfüllt von der in

zweijähriger Qual genährten Sehnsucht nach einer anderen.

„Ja, Fräulein Hanna, ich glaube an Ihre Freundschaft,“ versicherte er. „Warum sollte ich Sie hintergehen wollen?“

Sie nickte nur, und es schien, als ob sie noch etwas anderes erwarte. Da aber nichts geschah, sagte sie: „Nun aber müssen Sie mich vor allem wissen lassen, um was es sich für Sie handelt. Nur wenn ich darüber unterrichtet bin, kann ich Ihnen helfen.“

„Ich muß eine kleine Reise machen, Fräulein Hanna, und es gilt zu verhindern, daß einer der Späher das Ziel der Reise erfährt.“

„Gut. Wenn ich Ihnen das ermögliche, was würden Sie dann weiter beginnen? Wollen Sie hierher zurückkehren?“

„Ich halte es für das Beste, und ich würde wohl auch durch die Umstände dazu genötigt sein. Natürlich ist es nicht meine Absicht, in Deutschland zu bleiben. Aber ich kann meine Vorbereitungen für die Auswanderung nicht treffen, solange mir die Mittel dazu fehlen.“

„Da Sie Ihre Strafe verbüßt haben, kann man Sie nicht hindern, Deutschland zu verlassen.“

„Aber man kann mich bei der Abreise durchsuchen, und man hat hundert Möglichkeiten, um zu verhindern, daß ich auf andere Weise meinen Besitz in Sicherheit bringe.“

Sie verstand ihn vollkommen. „Es läme also darauf an, daß Sie unerkannt unter einem anderen Namen reisen. Aber Sie haben von Herrn Hartmann gehört, daß das nicht so schwer ist. Warum sollte Ihnen unmöglich sein, was ihm gelang?“

„Ich habe nicht seine Gewandtheit und seine Er-

fahrung. Ich müßte nicht einmal, wohin ich mich wenden sollte, um einen gefälschten Paß oder ein anderes Legitimationspapier zu erhalten."

"Lassen Sie es meine Sorge sein, das ausfindig zu machen. Wenn dieser Hartmann nicht ein Aufschneider ist, werde ich ihm seine Geheimnisse bald entlockt haben."

Ein Schimmer freudiger Hoffnung ging über Grevenbergs Gesicht. "Das wollten Sie für mich tun? Ich bin ja schon hundertmal im Begriff gewesen, ihn zu fragen. Aber die Furcht, mich verdächtig zu machen, verschloß mir immer wieder den Mund."

"Es wäre auch das Ungeschickteste gewesen, was Sie hätten tun können. Gegen mich aber wird er, wie ich denke, keinen Argwohn hegen."

"Hanna!" ertönte in diesem Augenblick draußen auf dem Korridor Wendriners Stimme. "Wo in aller Welt steckt denn das Mädel eigentlich?"

"Still!" raunte sie Paul Grevenberg zu, indem sie seine Hand erfaßte. "Ich muß jetzt fort. Noch einmal also: Hüten Sie sich vor meinem Vater, unternehmen Sie nichts, ohne sich vorher mit mir darüber zu besprechen. Wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie vor allem Vertrauen zu mir haben — blindes Vertrauen — und in jeder Hinsicht. Wollen Sie mir das versprechen?"

"Ja," sagte er.

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber schon hatte sie die Thür geöffnet und war hinausgeschlüpft. Noch eine gute Weile aber fühlte er den Druck ihrer Hand.

Zehntes Kapitel.

Doktor Georg Ruthardt saß eifrig arbeitend vor seinem Schreibtisch, während der Herbststurm ungebärdig

an den Fenstern rüttelte und der Regen klatschend gegen die Scheiben schlug. Sein Arbeits- und Sprechzimmer war durchaus nicht verschwenderischer eingerichtet, als es sich für die Behausung eines jungen Arztes mit bescheidener Praxis geziemt. Ein paar unentbehrliche Möbel von hellem Holz, ein Glasschrank mit allerlei ärztlichen Instrumenten, ein billiger Teppich und einige schwarz eingerahmte Kupferstiche an den Wänden — das war so ziemlich alles. Um so mehr mußte ein umfangreicher Kunstgegenstand in die Augen fallen, der sich nur durch einen Zufall in diese Umgebung verirrt haben konnte.

Es war eine neben dem Schreibtisch aufgestellte japanische Bronzefase von höchst eigenartiger Form und kunstvollster Arbeit. Die Färbung des mit einem dunklen Edelrost überzogenen Metalls ließ auf ein hohes Alter des Werkes schließen, und es mußte ein ebenso phantasievoller als geschickter Künstler gewesen sein, aus dessen Händen sie einst hervorgegangen war.

Die große bauchige Vase ruhte auf einem Postament, das vielleicht das Merkwürdigste an dem seltsamen kunstgewerblichen Kleinod war. Denn es stellte in vollkommen naturgetreuer Ausführung einen Baumstumpf mit nach allen Richtungen hin auslaufenden knorrigen Wurzeln dar. Mit bewunderungswürdiger Meisterschaft waren alle Eigentümlichkeiten verwitterter und bemooster Baumrinde zur Darstellung gebracht. In dem Gewirr der vielverzweigten Wurzelansätze aber schien allerlei kleines Getier des Waldes sein Wesen zu treiben. Es wimmelte da von Eidechsen, Schlangen und Mäusen in überraschend getreuer Wiedergabe der besonderen Eigenart dieser flinken und zierlichen Geschöpfe. Auf der Vase selbst fand diese einer übermütigen Künstlerlaune entsprungene Nachbildung der

Natur ihre Fortsetzung durch die Andeutung einer jener kleinen Tragödien, wie sie sich in der Tierwelt Tag für Tag in tausendfacher Wiederholung abspielen. Ein allerliebstes Vogelpärchen saß, eng aneinander geschmiegt und zärtlich schnäbelnd, auf dem mit fein ziseliertem Ranken- und Blattwerk bedeckten Fuße der Vase. Um die weitgerundete Wölbung derselben aber schmiegte sich der biegsame Leib einer Kage, die das arme gefiederte Liebespaar von oben her beschlich und sich mit lüsternen Augen an dem Anblick ihrer sicheren Beute zu weiden schien, ehe sie den todbringenden Sprung tat. Schweif und Kopf der Kage dienten gewissermaßen als Henkel der Vase, während der Griff des Deckels durch einen kleinen Raubvogel mit weitklasternden Flügeln gebildet wurde.

Jrgend einem praktischen Gebrauch konnte dies originelle Kunstwerk wohl niemals gedient haben, denn der Hals des Gefäßes war so eng, daß sich das Mißverhältnis zwischen der schmalen, kaum mehr als fingerstarken Öffnung, zu der sich die nach unten wie nach oben weit ausladende Vase hier zusammenzog, und dem Umfang des bauchigen Körpers als eine schwer begreifliche Geschmacksverirrung des Verfertigers störend bemerklich machte.

Auf dieser hier so fremdartig wirkenden Kostbarkeit ruhte, wie schon unzählige Male vorher, der Blick des jungen Arztes, als er, seine Arbeit unterbrechend, sich mit nachdenklicher Miene in seinen Schreibessel zurücklehnte. Es schienen nicht gerade Empfindungen freudiger Natur zu sein, die ihre Betrachtung in ihm weckte, denn seine Stirn zog sich in finstere Falten, und ein Schatten der Traurigkeit breitete sich über sein hübsches Gesicht.

Nach einer kleinen Weile zog er eines der Schub-

fächer des Schreibtisches auf und entnahm ihm ein Blatt, dessen zierliche Schriftzüge sich seinem Gedächtnis längst unauslöschlich eingeprägt hatten. Hundertmal schon war er entschlossen gewesen, diesen Brief, der ihm den bittersten Kummer seines Lebens bereitet hatte, zu zerreißen oder zu verbrennen. Aber er hatte es bisher niemals über sich gewonnen. Es war ihm noch immer, als müsse er in diesen unbarmherzigen Worten irgend einen verborgenen Sinn entdecken, als müsse er zwischen den Zeilen etwas lesen, das ihn zu neuem Hoffen berechtigte.

Es war die Narrheit des Verliebten, die ihm solche Hoffnung eingab, darüber täuschte er sich durchaus nicht. Denn der kurze Brief war so klar und so unzweideutig, als es nur je ein Absagebrief gewesen. Martha bat ihn darin, den unseligen Augenblick aus seinem Gedächtnis zu tilgen, wo sie unter dem Einfluß einer ihr selbst unbegreiflichen Stimmung ihre Verpflichtungen habe vergessen können. Denn ihre Pflicht sei es gewesen, ihm auf seine Werbung zu erwidern, daß sie schon seit zwei Jahren einem anderen gehöre. Er möge großmütig genug sein, nicht für Schlechtigkeit oder Leichtsinn zu halten, was nur die Folge einer seltsamen Verirrung gewesen sei, und er möge ihr nicht zürnen, wenn sie ihn ersuche, für die nächste Zeit seine Besuche einzustellen.

Wie hätte eine Erklärung deutlicher, eine Enttäuschung grausamer sein können, als diese kurzen Zeilen sie enthielten! Da war keine Andeutung, an die er sich hätte klammern können, keine noch so leise Bertröstung auf die Zukunft, an der seine Hoffnung Nahrung gefunden hätte. Das sagte sich Ruthardt heute, wie er sich's in diesen letzten Tagen schon so oft gesagt hatte. Unwillig über die eigene Schwäche, die ihn

zwang, das Blatt noch immer wie eine Reliquie zu verwahren, warf er es in das Schubfach zurück.

Er hatte Martha von der Hande seitdem nicht wieder gesehen, und er war jeder Möglichkeit, ihr zu begegnen, ausgewichen, soweit es in seinen Kräften stand, denn er war zu stolz, nach dieser noch eine weitere Erklärung von ihr zu fordern. Aber er hatte auch nicht Vertrauen genug in seine Kraft, daß er einer Begegnung mit Ruhe entgegengesehen hätte. Die Herzenswunde blutete heute wie in der ersten Stunde, und er fühlte, daß es einer langen Zeit bedürfen würde, sie zu heilen.

Die Hausglocke schlug an, und gleich darauf steckte seine alte Wirtschafterin den Kopf ins Zimmer. „Das Dienstmädchen aus der Villa in der Platanenstrasse ist da, Herr Doktor. Der Herr Oberstleutnant hätte wieder seinen Anfall, und der Herr Doktor möchten doch so schnell als möglich heraufkommen.“

Georg sprang auf. Alle seine Vorsätze — und auch der Vorsatz, die Behandlung des Oberstleutnants nicht wieder zu übernehmen, war unter ihnen gewesen — hatten sich bei dieser Meldung mit einem Schlage in nichts verflüchtigt.

„Lassen Sie das Mädchen eintreten,“ sagte er, „oder nein, schicken Sie sie lieber gleich zurück mit dem Bescheid, daß ich ihr auf dem Fuße folgen werde.“

Obwohl er wußte, daß die schweren asthmatischen Anfälle, von denen der Oberstleutnant in gewissen Zwischenräumen heimgesucht wurde, keine unmittelbare Lebensgefahr für den alten Herrn bildeten, ließ er sich kaum Zeit, seinen Mantel über die Schultern zu werfen. Aber als er sich dann durch Sturm und Regen vorwärts kämpfte, regte sich's doch wie trotzig Auflehnung in seinem Herzen. Noch bevor er die Villa erreicht hatte, war er zu dem festen Entschluß gelangt,

daß dieser heutige Besuch sein letzter gewesen sein müsse.

Martha empfing ihn mit blassem, verstörtem Gesicht, die schwere Sorge, von der sie erfüllt war, ließ keine Befangenheit aufkommen. Der Anfall war heftiger gewesen als einer der früheren und war noch nicht vorüber. Georg, der von dem Augenblick an, da er sie mit stummer Verbeugung begrüßte, nur den Arzt herausgekehrt hatte, stellte ein paar sachliche Fragen und ließ sich dann zu dem Patienten geleiten. Er fand den Zustand des Oberstleutnants genau so, wie er es erwartet hatte: in höchstem Maße quälend für den Patienten und beängstigend für seine Umgebung, aber ohne eigentliche Gefahr.

Er traf die erforderlichen Anordnungen, verabreichte dem mühsam nach Luft ringenden alten Herrn ein mitgebrachtes Linderungsmittel und hatte schon nach Verlauf einer Viertelstunde die Genugtuung, ein Nachlassen der peinigenen Symptome festzustellen. Nicht lange mehr, und der Patient lag in ruhigem Schlummer. Eine baldige Wiederholung des Anfalls stand nicht zu befürchten, und der Arzt durfte seine Arbeit als getan ansehen.

„Darf ich Ihnen noch einige Ratschläge geben, gnädiges Fräulein?“ wandte er sich halblaut an Martha, die nicht einen Augenblick von der Seite ihres Vaters gewichen war.

Schweigend folgte sie ihm in das Vorzimmer hinaus.

Er sagte ihr, welche Vorsichtsmaßregeln man während der Nacht und des nächsten Tages beobachten müsse. Dann, seinen ganzen Mannesmut zusammennehmend, fügte er hinzu: „Das Zweckmäßigste dürfte es jedoch sein, wenn Sie schon morgen früh nach Doktor Thurner oder dem Sanitätsrat Schellbach schicken.

Der Fall liegt so einfach, daß jeder der beiden Kollegen die Behandlung sogleich wird übernehmen können, ohne erst von mir informiert zu sein."

"Sie wollen also nicht wiederkommen, Herr Doktor?" fragte sie mit niedergeschlagenen Augen. "Es würde mir auch wohl wenig nützen, wenn ich Sie darum bäte?"

Er überhörte ihre letzte Frage. "Sie dürfen versichert sein, daß Ihrem Herrn Vater daraus kein Nachteil erwächst," sagte er, "denn er befindet sich nicht in Gefahr, und was ich ausrichten könnte, vermag auch jeder andere an meiner Stelle."

"Dann bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen für Ihr heutiges Erscheinen zu danken. Ich sehe ja jetzt, ein wie großes Opfer es Ihnen gewesen ist."

"Da die Aufforderung so dringend war, hielt ich es für meine Pflicht. Und dann —" seine Stimme wurde nun doch etwas unsicher — "dann hoffte ich auch, Ihnen oder Ihrem Herrn Vater bei dieser Gelegenheit eine Bitte vortragen zu dürfen, deren Erfüllung mich von dem Druck einer peinlichen Empfindung befreien würde."

Befremdet und fragend sah Martha zu ihm auf. "Eine Bitte? Was könnte das ein?"

"Als ich den Herrn Oberstleutnant während seiner letzten schweren Erkrankung hatte behandeln dürfen, erfreute er mich nach seiner Genesung durch ein Geschenk, dessen Annahme ich schon damals mit ehrerbietigstem Dank abgelehnt haben würde, wenn ich den hohen materiellen Wert der Gabe gekannt haben würde."

"Sie meinen die japanische Vase!" fiel das junge Mädchen ein. "Es ist doch nicht etwa Ihre Absicht, sie jetzt meinem Vater zurückzugeben?"

"Diesen Wunsch hege ich in der That. Einer meiner Patienten, ein gründlicher Kenner, der die Vase vor

kurzem bei mir sah, hat mich über ihren Wert aufgeklärt. Sie begreifen, daß es mich bedrücken muß, ein Geschenk zu behalten, dessen Kostbarkeit in gar keinem Verhältnis steht zu der Bedeutung der Leistung, die damit belohnt werden sollte."

"Wie können Sie es nur so ansehen, Herr Doktor!" sagte Martha erregt. "Es war die Überzeugung meines Vaters wie die meinige, daß er nur Ihrer Kunst und Ihrer aufopfernden Sorge die Erhaltung seines Lebens zu danken habe. Keine Gabe hätte kostbar genug sein können, Ihnen unsere Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Die Vase aber hat mein Vater nur gewählt, weil sie Ihnen hier bei uns so sehr gefallen hatte. Er war darauf bedacht, Ihnen eine Freude zu machen. Warum wollen Sie durch eine kränkende Rückgabe des Geschenkes jetzt ihn entgelten lassen, was ich gegen Sie gefehlt?"

Georg fühlte, daß es im Grunde eine Taktlosigkeit gewesen war, deren er sich da schuldig gemacht hatte. Aber dieses peinliche Bewußtsein verstärkte nur seinen Trost.

Indem er über ihre letzte Bemerkung hinwegging, sagte er: "Ich hatte für meine Bitte übrigens noch einen anderen Grund. Da ich wahrscheinlich schon in nächster Zeit meine hiesige Praxis aufgeben und eine mir angebotene Stellung als Oberarzt an einem Krankenhaus annehmen werde, würde ich an meinem neuen Aufenthaltsorte vielleicht wegen einer angemessenen Aufstellung des Kunstwerkes in Verlegenheit sein. Die Räumlichkeiten in den Krankenhäusern sind zumeist sehr beengt, und wir können es dann ja so ansehen, daß Ihr Vater die Vase, die in seinem Arbeitszimmer von so prächtiger Wirkung war, einstweilen für mich in Verwahrung nähme."

„Ach, reden wir doch nicht mehr davon! Sie müssen ja sehen, wie weh Sie mir damit tun. Warum sollen wir nicht aufrichtig gegeneinander sein? Sie wünschen sich eines Gegenstandes zu entledigen, dessen Anblick unangenehme Erinnerungen in Ihnen weckt. Aber es wäre großmütiger, wenn Sie darauf verzichteten, denn diese Erinnerungen werden ohnedies bald genug verblassen. Und nicht wahr — Sie werden nicht meinetwegen den Wirkungskreis verlassen, in dem Sie sich Ihrer eigenen Versicherung nach bisher so wohl gefühlt? Auch wenn Sie bleiben, werden Sie schon nach wenigen Wochen nicht mehr in Gefahr sein, mir zu begegnen.“

„Sie wollen also doch fort von hier, Fräulein von der Hande?“

„Ja — und für immer.“

„Sie — Sie wollen sich verheiraten?“

Martha nickte. „Auf Wunsch meines Verlobten soll die Trauung so bald als möglich in der Schweiz stattfinden. Wir werden nach seinem Willen dann immer im Ausland leben.“

Nach dem, was sie ihm geschrieben, konnte das alles ihn ja nicht mehr überraschen. Aber daß sie jetzt von ihrer bevorstehenden Hochzeit wie von etwas Unabänderlichem und Selbstverständlichem sprach, traf ihn doch aufs neue mit der Wucht eines betäubenden Schlages.

„Warum nur haben Sie nie von dieser Verlobung gesprochen?“ fragte er mit schmerzlichem Vorwurf. „Darf ich denn wenigstens jetzt erfahren, wer der Glückliche ist?“

„Sie sollten ihn nicht glücklich nennen, Herr Doktor. Sein Name klingt Ihnen sicherlich ganz fremd, er heißt Herbert Lyncker.“

„Ich habe diesen Namen allerdings noch nie gehört.“

Wie aber konnte es geschehen, daß von einem Mann, der Ihnen so nahe steht, in Ihrem Hause nicht ein einziges Mal die Rede war — und daß man ihn bei Ihnen nie gesehen hat?”

„Er war schon bei unserer Übersiedlung nach Liebenfelde auf weite Reisen gegangen — nach Indien, China und Japan. Während seines zweijährigen Fernseins hatten wir nichts von ihm gehört.“

„Ist das möglich? Sie hätten mit Ihrem Bräutigam nicht einmal korrespondiert?”

„Nein. Es unterblieb auf den Wunsch meines Vaters.“

„Jetzt ist er also zurückgekehrt?”

„Er teilte uns vor kurzem seine Ankunft auf deutschem Boden mit, und wir erwarten täglich seinen Besuch.“

„Unter diesen Umständen werden Sie es mir gewiß um so weniger verübeln, wenn ich Ihren Herrn Vater nicht weiter behandeln möchte. Aber da wir doch wohl zum letzten Male miteinander reden, sagen Sie mir nur noch eins: Haben Sie ihn sehr lieb?”

„Er hat sich als edel und hochherzig erwiesen, und ich bin keinem Menschen auf Erden so vielen Dank schuldig als ihm. — Aber nun, wenn Sie es gut mit mir meinen, Herr Doktor, lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen.“

Die Hoffnung, die sich noch einmal in ihm geregt hatte, war schon wieder erstorben. „Es ist also unwiderruflich beschlossen — es ist ganz unabänderlich?”

Sie neigte stumm den Kopf.

Er aber biß die Zähne zusammen, als wolle er gewaltsam zurückhalten, was sich ihm noch heiß hatte auf die Lippen drängen wollen. Ein paar Sekunden lang standen sie schweigend, dann kehrte er sich zum Gehen.

„Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein! Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihre Zukunft!“

Sie dankte ihm nicht. Aber noch ehe er die Tür erreicht hatte, rief sie ihn bei seinem Namen.

„Herr Rutherford — o, lassen Sie uns nicht so Abschied nehmen. Geben Sie mir wenigstens Ihre Hand zum Zeichen, daß Sie mich nicht für schlecht und herzlos halten. Ich habe nicht ein leichtfertiges Spiel mit Ihnen treiben wollen, nein, bei allem, was mir heilig ist, das war meine Absicht nicht.“

Er hatte ihr noch eben bitter gegrollt, aber vor dem Anblick ihres ergreifenden Schmerzes und ihrer rührenden Lieblichkeit schmolz sein Groll dahin. „Ich habe Sie nie für schlecht und herzlos gehalten, Fräulein Martha. Und jetzt glaube ich Ihnen, daß es nicht anders sein konnte. Machen Sie sich meinerwegen keine Vorwürfe mehr. Ich werde immer in Verehrung und in Liebe Ihrer gedenken.“

Er küßte ihre beiden Hände, lange und innig, ohne daß sie es ihm verwehrt hätte. Dann ging er, und ihr mit erstickter Stimme geflüsterter Abschiedsgruß klang ihm draußen über das Brausen des Sturmes und über das Rauschen des Regens hinweg unablässig im Ohre wider.

In seiner einsamen Behausung angelangt, warf er den durchnäßten Mantel von sich und trat vor die japanische Vase hin, deren Besitz ihm so lange eine Quelle fast kindlicher Freude gewesen war.

Gestern noch war er gesonnen gewesen, sich ihrer um jeden Preis zu entäußern, weil ihr Anblick nur noch die schmerzlichsten Empfindungen in ihm auslöste, jetzt aber dachte er nicht mehr daran, sie zurückzugeben, sondern er war entschlossen, sie fortan doppelt heilig zu halten als eine letzte Erinnerung an den sonnigen Liebestraum, der ihm, ach, so schnell zerronnen war.

Elftes Kapitel.

In Hanna Wendriner's Benehmen gegen den gefprächigen, liebenswürdigen Herrn Hartmann war feit ihrer bedeutsamen Unterredung mit Paul Grevenberg plöglich eine auffallende Veränderung eingetreten. Statt der bisherigen Zurückhaltung zeigte fie ihm ein außerordentlich freundliches Interesse. Während Grevenberg bei Tifch wortkarg und einfilbig blieb wie bisher, war Hanna von einer Heiterkeit, die ihrem Wefen fonft fern lag und die ihre Eltern darum mehr als einmal in Erftaunen feste. Fast immer richtete fie das Wort nur an Bruno Hartmann. Sie wurde nicht müde, ihn zu Erzählungen feiner amerifanifchen Erlebniffe aufzufordern, und fie legte für feine Abenteuer, deren manches den Stempel der Erfindung recht deutlich an der Stirn trug, eine Theilnahme an den Tag, die eigentlich nur mit einem wärmeren Interesse an der Perfon des Erzählers felbst erklärt werden konnte.

Daß Hartmann ihr bei folchem Entgegenkommen um fo eifriger den Hof machte und fich in allerlei kleinen Ritterdienften erschöpfte, war nur natürlich. Das Spiel zwischen den beiden konnte der Aufmerksamkeit Wendriner's nicht entgehen, und er wußte nicht, ob er fich deffen freuen oder ob er feine Tochter darum tadeln follte. Daß fie Paul Grevenberg fo augenfällig vernachlässigte, wollte ihm nicht gefallen, anderfeits aber wäre ihm der harmlofe und allem Anschein nach recht wohlhabende Herr Hartmann als Schwiegersohn durchaus willkommen gewesen. Die mannigfachen großen Projekte, die er in feinem Kopfe wälzte, harrten zu ihrer Verwirklichung ja nur noch des befruchtenden Goldregens, und der Geldschrank eines reichen Eidams wäre für Heinrich Wendriner eine mindestens ebenfo

angenehme Hilfsquelle gewesen als die immerhin etwas zweifelhaften Schätze des bestraften Bankdiebes.

Da er außerdem recht wohl wußte, daß Hanna sich nicht beeinflussen ließ, und daß er durch eine tadelnde Bemerkung wohl nur das Gegenteil von dem erreichen würde, was er bezweckte, so ließ er sie ruhig gewähren und suchte ihre Gleichgültigkeit gegen Grevenberg dadurch wieder gutzumachen, daß er selbst sich wie eine Klette an ihn hängte.

Während in der ersten Zeit lediglich das Zimmermädchen die Bedienung Hartmanns besorgt hatte, geschah es jetzt öfter, daß Hanna in sein Zimmer kam, um ihm den Kaffee oder die Zeitung zu bringen. Er benahm sich bei solchen Gelegenheiten stets so artig und rücksichtsvoll, als hätte er es mit einer vornehmen Dame zu tun. Aber als er keinen Zweifel mehr hegen konnte, daß sie die Gelegenheit zu derartigen kurzen Besuchen geiffentlich herbeiführte, wurde er in seinem Betragen doch etwas kühner.

Als sie wieder einmal eintrat, um das Frühstücksgeschirr fortzuräumen, eine Arbeit, die sie bisher stets dem Mädchen überlassen hatte, fiel ihm ihre betrühte Miene auf, und er versagte sich's nicht, sie nach der Ursache ihrer Niedergeschlagenheit zu fragen.

Aber Hanna schien nicht willens, ihm Auskunft darüber zu geben. Wie in müder Resignation schüttelte sie den Kopf. „Weshalb sollte ich es Ihnen sagen, da Sie mir ja doch nicht helfen können?“

„Säge denn das so ganz außerhalb alles menschlichen Vermögens?“

„Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mir selbst schon helfen. Ach, es ist so traurig, ein schwaches und ohnmächtiges Weib zu sein!“

Bruno Hartmann war an ihre Seite getreten, und

zum ersten Male hatte er es gewagt, seinen Arm um ihre Schultern zu legen. Hanna blieb regungslos, als ob sie die kühne Vertraulichkeit gar nicht bemerkte.

„Aber was Sie selbst nicht vollbringen können,“ fragte er schmeichelnd, „kann doch vielleicht ein aufrichtiger Freund für Sie tun?“

„Ein aufrichtiger Freund!“ gab sie bitter zurück. „Wollen Sie mir vielleicht sagen, wo ich ihn finden könnte?“

„Er ist schon gefunden — er steht hier neben Ihnen. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich fürchte nicht, daß Sie mit dem Ergebnis unzufrieden sein würden.“

„Sie sind sehr freundlich. Aber ich kenne Sie ja kaum, wie dürfte ich mich Ihnen anvertrauen!“

Mit gekränkter Miene trat er um einen Schritt zurück. „So hätten Sie nicht zu mir sprechen sollen, Fräulein Hanna — so nicht! Wenn es einen Menschen gibt, der es aufrichtig gut mit Ihnen meint, und der willig ist, Ihnen jeden Dienst zu leisten, so steht er hier vor Ihnen. Und jetzt bitte ich Sie noch dringender als zuvor: schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Es ist jetzt geradezu eine Ehrenpflicht für mich, Ihnen zu beweisen, daß ich es verdiene.“

Hanna schien noch immer unschlüssig zu zaudern, aber er ließ nicht nach, in sie zu dringen, und endlich glaubte sie seiner sicher genug zu sein, um das Anliegen vorzubringen, dem zuliebe sie nun schon seit Tagen ihr kokettes Spiel mit ihm getrieben.

„Es ist die Sorge um einen mir nahestehenden Menschen, die mich bedrückt — die Sorge um einen Verwandten, der ohne sein Verschulden ein Opfer unglücklicher Verhältnisse geworden ist. Ich kann Ihnen seinen Namen nicht nennen, und dieser Name hat auch nichts zu schaffen mit dem, worauf es für mich an-

kommt. Denn es handelt sich einzig darum, diesem Unglücklichen zu einer Flucht in das Ausland zu verhelfen. Er ist hier durch seine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit in eine fatale Kriminalsache verwickelt worden, und er muß stündlich darauf gefaßt sein, daß man ihn verhaftet. Eine Flucht, die er unter seinem Namen anträte, würde ihn wahrscheinlich nicht weit gelangen lassen; um aber unter einem anderen Namen zu reisen, fehlt es ihm an dem Notwendigsten, an den erforderlichen Papieren. Man hat ihm gesagt, daß es nicht besonders schwierig sei, solche zu beschaffen, aber er ist wohl zu ungeschickt und zu wenig bewandert in solchen Dingen, um es zu versuchen. So muß er denn seinem Verhängnis entgegengehen, vor dem ich ihn so gern bewahrt sähe."

Mit ernster Miene hatte Hartmann ihr zugehört. „Das ist allerdings eine bedenkliche Geschichte, mein liebes Fräulein," sagte er. „So leicht, wie man es Ihrem Verwandten dargestellt hat, ist die Beschaffung solcher Papiere durchaus nicht."

„Aber Sie haben ja selbst schon erzählt, daß es Ihnen ohne Schwierigkeiten gelungen ist, auf solche Art Ihren Verfolgern zu entgehen."

„Ja — allerdings. Allein was man für die eigene Rettung wagt, riskiert man nicht ohne weiteres für einen anderen. Welches würde denn mein Lohn sein, Fräulein Hanna, wenn ich Ihnen behilflich wäre, Ihren Verwandten glücklich über die Grenze zu bringen?"

„Ist das uneigennützige Freundschaft, Herr Hartmann, die sich vorher ihres Lohnes versichert? Ich mußte ja freilich schon, daß man dergleichen von keinem Manne erwarten darf."

Er gab sich den Anschein, seine unbedachte Frage schon wieder zu bereuen. „Verzeihen Sie, es war nicht

so gemeint. Ob Sie mich für meine Dienste später belohnen wollen oder nicht, soll ganz in Ihr Belieben gestellt sein. Jedenfalls bin ich glücklich, daß Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt haben, und ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um es zu rechtfertigen. Wollen Sie mich mit Ihrem Verwandten bekannt machen, damit ich weiß, wie ihm zu helfen ist?"

„Das ist unmöglich. Wenn Sie mir Ihren Beistand leihen wollen, kann es nur auf andere Weise sein. Sie sagten, daß es Leute gibt, die sich mit der Herstellung von Ausweispapieren befassen, und alles, was ich von Ihnen erbitte, ist, daß Sie mir einen solchen Mann zuführen.“

„Das dürfte sich leider kaum tun lassen. Denn Sie begreifen, daß man in solchen Dingen mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen muß. Man kann diese Leute nur in ihren Schlupfwinkeln auffuchen, und die Orte, an denen sie sich aufhalten, sind zumeist nicht für den Besuch einer Dame eingerichtet.“

„O, ich würde keinen Anstoß daran nehmen, und was hindert Sie, mich zu begleiten, wenn Sie vermuten, daß mir etwas zustoßen könnte?"

Er fügte sich endlich mit Widerstreben ihrem Willen. „Gut denn," sagte er. „Ich will es versuchen. Wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, ist die Sache sehr dringend?"

„Sie ist so dringend als möglich. Jeder gewonnene Tag, jede gewonnene Stunde würde für meinen Verwandten von unschätzbarem Werte sein.“

„Ich werde also unverzüglich meine Erkundigungen einziehen. Wenn es mir gelingt, den Mann, den ich im Auge habe, sogleich zu finden, können Sie noch heute abend mit ihm reden.“

„Ich würde Ihnen von ganzem Herzen dankbar sein.“

Es war beinahe wie ein Aufleuchten von Zärtlichkeit, was er in ihren Augen sah. Noch einmal wagte er es, sie zu umfassen und an sich zu ziehen, aber Hanna wußte sich mit sanfter Gewalt der beabsichtigten Liebeskosung zu entziehen.

„Nicht so!“ sagte sie leise und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Aber die Genugtuung, die ihr Herz erfüllte, würde sich mit einer Empfindung großer Unruhe gemischt haben, wenn sie das eigentümliche Lächeln gesehen hätte, das um Hartmanns Lippen spielte, während er ihr nachblickte.

Das Mittagessen im Wendrinerischen Hause verlief wie gewöhnlich. Hartmann war von liebenswürdigster Unbefangenheit, und auch Hanna verriet nichts von der Ungeduld, die sie verzehrte. Geßfentlicher noch als sonst vermied sie es, mit Paul Grevenberg zu sprechen, oder auch nur einen Blick mit ihm zu tauschen. Schweigsam, wie er erschienen war, zog sich der ehemalige Kassierer nach beendeter Mahlzeit zurück. Hanna machte sich an dem im Zimmer stehenden Glaschrank zu schaffen, und jetzt endlich fand Bruno Hartmann Gelegenheit, ihr unbemerkt einige Worte zuzusüstern.

„Es ist alles in Ordnung. Wenn Sie wollen, können wir den Mann heute abend auffuchen. Aber ich sage Ihnen noch einmal: es ist kein angenehmer Ort, an den ich Sie führen muß.“

„Das ist einerlei,“ gab sie ebenso leise zurück. „Wir können uns um acht Uhr an dem Kiosk im Stadtpark treffen, denn ich möchte nicht, daß man uns zusammen von hier fortgehen sieht.“

„Ich werde pünktlich zur Stelle sein,“ erwiderte

er und wandte sich mit heiterster Miene Herrn Wendriner zu. —

Als Hanna sich zur verabredeten Zeit dem Riosz näherte, sah sie Hartmann dort bereits wartend auf und nieder gehen. Er schlug ihr vor, eine Droschke zu benutzen, da das Ziel ihres Weges ziemlich entfernt sei, aber er sträubte sich nicht, als sie den Wunsch aussprach, lieber mit der Straßenbahn zu fahren.

Es war in der That nicht gerade das beste Stadtviertel, in welchem sie den Wagen verließen, und Hanna erinnerte sich nicht, jemals die einsame Straße betreten zu haben, in die ihr Begleiter sie führte. Aber sie be-reute trotzdem keinen Augenblick, sich auf dieses Abenteuer eingelassen zu haben. Vor einem Hause, aus dessen verhängten Kellerfenstern heller Lichtschein auf die Straße hinausfiel, blieb Bruno Hartmann stehen.

„Wir sind am Ziel,“ sagte er. „Aber ich muß Sie nun für einen Augenblick allein lassen, denn durch den vorderen Eingang können wir zusammen das Lokal nicht betreten, und ich muß erst mit dem Wirt Rücksprache nehmen, daß er uns seine Wohnstube überläßt. Werden Sie sich auch wirklich nicht fürchten?“

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf, und Hartmann stieg vorsichtig die ausgetretenen Stufen der steilen Kellertreppe hinab.

Die Zeit des Wartens wurde Hanna recht lang; aber endlich tauchte Hartmann wieder aus der unterirdischen Tiefe empor und bot ihr den Arm.

„Sie müssen mir erlauben, Sie zu führen, denn der Weg, den wir gehen müssen, ist nicht von der besten Art.“

Sie fühlte sich jetzt so ganz auf ihn angewiesen, daß sie nicht zögerte, ihre Hand auf seinen Arm zu legen. Durch den schlecht beleuchteten schmutzigen Tor-

weg führte er sie auf einen beinahe ganz finsternen Hof, der mit allen möglichen Dingen angefüllt schien, so daß es für einen Unkundigen in der That nicht ganz leicht war, sich zwischen diesen Kisten und Wagen und übelriechenden Fässern durchzufinden. Trotz aller Aufmerksamkeit hatte Hartmann es nicht verhindern können, daß sie in einige tiefe Wasserlachen trat und daß ihre feinen Stiefelchen ganz durchnäßt waren, ehe sie bis an den hinteren Eingang des Kellerlokals gelangten.

Hanna stützte sich fest auf ihren Begleiter, als sie, nun doch von einer leisen Empfindung der Angst beschlichen, die finstere Treppe hinabstieg. Eine unangenehm muffige Luft schlug ihr entgegen. Aber die Szene gewann ein wesentlich freundlicheres Aussehen, als Hartmann die Thür öffnete, deren Klinte er vorsichtig tastend hatte suchen müssen.

Das Zimmer, das vor ihnen lag, machte einen ganz wohnlichen und behaglichen Eindruck. Ein grün überzogenes Sofa, ein ovaler Tisch, über dem eine mild leuchtende Petroleumlampe von der niedrigen Decke herabhing, und ein paar Bildrubilder in geschmacklosen Goldrahmen ließen erkennen, daß dies die gute Stube des Gastwirts sei. Die zu den vorderen Räumlichkeiten führende Glas Thür war mit einer Gardine verhängt. Als sie nun geöffnet wurde, um einen neuen Ankömmling einzulassen, gewann Hanna für einen Moment Einblick in ein langgestrecktes, ganz von dichtem, graublauem Tabakqualm erfülltes Gemach, in welchem eine große Anzahl von verdächtig aussehenden Männern und Weibern an den unpolierten Tischen saß.

Noch weniger ermutigend als das Bewußtsein dieser unheimlichen Nachbarschaft wirkte auf Hanna der keineswegs Vertrauen erweckende Anblick des schlecht gekleideten Menschen, der sich über die Schwelle schob.

Es war ein kleiner, stark verwachsener Mann mit magerem, fleckigem Gesicht, einer richtigen Galgenphysiognomie, die dadurch nicht einnehmender wurde, daß er die fein gekleidete junge Dame mit einem widerwärtig vertraulichen Grinsen anlächelte.

Hanna mußte sich Gewalt antun, um den Gruß des Menschen zu erwidern, und als er sich ohne alle Umstände auf dem Sofa niederließ, rückte sie unwillkürlich mit ihrem Stuhl ein wenig zur Seite, als fürchte sie, daß er mit ihrem Kleide in Berührung kommen könnte.

„Na also, was gibt's denn?“ fragte er, sich an Bruno Hartmann wendend. „Das Fräulein will eine linke Fleppe haben? Dazu kann schon Rat werden, wenn's an der nötigen Pie nicht fehlt. Sie wissen ja, daß ich nicht der schlechteste Chaßwener bin.“

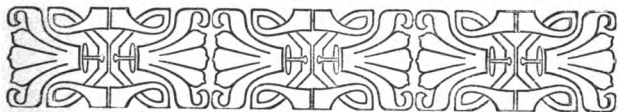
Ratlos sah Hanna zu ihrem Begleiter hinüber, denn sie verstand keinen von den sonderbaren Ausdrücken des Mannes. Bruno Hartmann forderte ihn denn auch mit einem Lächeln auf, sich einer etwas deutlicheren Rede-weise zu bedienen, ein Verlangen, das den Mann mit einigem Erstaunen und durchaus nicht mit gesteigerter Hochachtung für seine junge Auftraggeberin zu erfüllen schien.

„Meinetwegen!“ brummte er. „Also einen Paß wollen Sie haben?“

„Ja,“ sagte Hanna, „einen Paß und einen Geburtschein. Sie müssen auf einen bestimmten Namen lauten, und hier sind die Angaben, die sich darauf befinden müssen.“

(Fortsetzung folgt.)





Vater Abruoms Erbe.

Humoreske aus dem Lappenleben. Von M. Kossak.

mit Illustrationen
von Georg Schöbel.



(Nachdruck verboten.)



Der Vater Abruom hatte wieder einmal seinen gedankenvollen Tag. Trotzdem er dann weniger zankte als gewöhnlich, fürchteten die Seinen diese Tage dennoch wie das höllische Feuer. Denn wenn der Vater Abruom gedankenvoll war, pflegte er immer irgend einen Plan auszudecken, welcher der ganzen Verwandtschaft schweres Argernis brachte. Das Schlimmste bei der Sache war, daß man sich ihn gar nicht vom Halse halten, sondern sich alles, aber auch buchstäblich alles, von ihm gefallen lassen mußte. Denn der Vater Abruom war ein schwer reicher Mann; er besaß nahezu tausend Renttiere und außerdem bares Geld — wieviel, das wußte zwar niemand, aber daß es nicht so ganz wenig sein konnte, davon hielt man sich überzeugt. Da die Frau des Vaters Abruom indessen schon vor fast einem Menschenalter das Zeitliche gesegnet hatte und er Kinder nicht sein eigen nannte, so

mußte sein Vermögen dermaleinst an seine weiteren Angehörigen fallen.

Wenn man diese verschiedenen Umstände zusammenhält, so wird man verstehen, warum die Familie die Nergeleien des zänkischen Alten so gutwillig ertrug.

Also, der Vater Abbruom hatte seinen gedankenvollen Tag. Vom frühen Morgen an saß er vor seiner Gamme,*) schnitzelte an einem Messergriff, ohne damit vorwärts zu kommen, und seufzte dabei tief und sorgenvoll. Endlich, als es schon gegen Mittag ging, warf er entschlossen seine Arbeit beiseite, stülpte die schmierige Pelzmütze auf den flachen Schädel und begab sich, so rasch seine alten Beine ihn trugen, nach der etwa einen Kilometer entfernten Station Elvenaes, in das Haus des Lensmand.

Dort wohnte bereits seit dem Beginn des Sommers eine ältliche Engländerin, die sich im nördlichen Norwegen hauptsächlich deshalb aufhielt, um ihre Skizzenbücher mit Öl- und Aquarellstudien zu füllen, zu denen die großartige nordische Natur ihr unerschöpfliche Gelegenheit bot. Nebenbei beschäftigte sie sich auch damit, das Volk der Lappen zu belehren und ihm in allen seinen Nöten mit Rat und Tat beizustehen. Miß Editha Somerset gehörte zu jenen Frauen, welche mit einem ungeheuren Tätigkeitsbedürfnis den Drang, die ganze Welt beglücken zu wollen, verbinden, und da sie in ihrem Vaterlande keine genügende Anerkennung für ihre Bestrebungen zu finden meinte, so suchte sie sich in weniger von der Zivilisation beleckten Gegenden ein Feld für dieselben. Die Lappen mit ihren nur mäßigen Ansprüchen an Reinlichkeit und ihrer Neigung zum Aberglauben schienen ihr ganz besonders geeignete Objekte für ihre Bestrebungen.

*) Zelt.

Als der Vater Abruom bei ihr eintrat, war sie gerade dabei, ein einfaches englisches Volkslied, das



sie den Zappenkindern einüben wollte, in deren Sprache zu übersehen.

„Buorre boeive!“ *) sprach der Alte, sich vor der Miß verneigend. „Ich bin zu Euch gekommen, Frau, um Euch eine wichtige Frage vorzulegen.“

Das Gesicht der Engländerin strahlte. Daß der Vater Abruom, der sich ihr gegenüber stets ablehnend verhalten, ihren Rat einzuholen kam, war ein Erfolg, der ihr schmeichelte. „So spricht doch,“ sagte sie, ihm einen Stuhl anweisend.

„Ihr wißt, Frau,“ begann der Lappe bedächtig, „daß ich meinem Bruderssohn, dem Illeia, mein ganzes Hab und Gut zu hinterlassen gedenke. Aber der Illeia versteht nicht zu sparen, er ist zu gutmütig — er gibt alles weg. Und ich will nicht, daß meine Rentierherden zerstreut werden und meine Kronen dazu dienen, Bettler zu mästen. Wozu habe ich alles zusammengebracht? Ich will, daß es zusammenbleibt.“

„Und was soll ich dabei tun?“ fragte Miß Editha eifrig. „Soll ich dem Illeia ins Gewissen reden?“

Der Vater Abruom schüttelte langsam den kalten Kopf. „Das würde nichts helfen, Frau. Der Illeia würde zu allem, was Ihr ihm vorstellt, „ja“ sagen, aber wenn fünf Minuten später jemand käme und zu ihm spräche: „Illeia, schenk mir deinen Beska,“ **) so — Ihr könnt mir's wahrhaftig glauben — antwortete er auch „ja“ und zög' ihn sich aus. Das ist ja eben sein Fehler, daß er immer bloß „ja“ und niemals „nein“ sagt. Die Leute kennen seine Schwäche und benutzen sie. Und darum“ — der Alte stieß einen seiner täglichen, sorgenvollen Seufzer aus — „bin ich zu Euch gekommen, die Ihr eine weise, erfahrene Frau seid, damit Ihr mir ein Mittel angebt, um den Illeia „nein“ sagen zu lehren.“

*) Guten Tag.

**) Pelzrock.

Das war eine schwierige Aufgabe, welche der Vatter der Engländerin stellte, und im ersten Augenblick wußte sie tatsächlich nicht, wie sie ihr gerecht werden sollte; da sie aber Vaters Abzugs Vertrauen zu ihrem Scharfsinn um keinen Preis enttäuschen wollte, so sann sie angestrengt nach.

„Gut,“ meinte sie nach einer Weile, „so kann ich Euch nur den Rat geben, ein Testament zu machen, in dem Ihr Euren Neffen zu Eurem Erben einsetzt unter der Bedingung, daß er während des ersten Jahres nach Eurem Tode nichts verschenkt. In dieser Zeit wird er sich dann wohl seine leichtsinnige Freigebigkeit abgewöhnt haben.“

„Und wer steht mir dafür, daß er die Bedingung erfüllt?“

„Nun, die übrigen Glieder Eurer Familie. Die müssen als Aufsichtsbehörde eingesetzt werden.“

Der Vater Abzug dachte lange nach — wohl zehn Minuten lang. Dann rieb er sich die großen abstehenden Ohren, nickte ein paarmal und entgegnete in seiner langsamen Art: „Wißt Ihr, was dann geschehen würde? Die elende Bande, meine Familie, würde einer nach dem anderen zu ihm kommen und sprechen: „Alleia, leih mir deine Bellingier. *) — Alleia, leih mir dein Kjörris.“ **) Und der Alleia würde sagen „ja“ und alles hergeben, denn leihen ist nicht schenken, aber keiner würde die geliehenen Sachen zurückbringen. — Nein, nein, so geht das nicht. Aber gut ist Euer Rat doch, Frau, und ich will ihn befolgen — bloß etwas anders, so daß der Alleia „nein“ sagen lernt und daß ich selbst noch darüber wache, ob er es tut. Und nun schönen

*) Lederne Beinschiene.

**) Schlittenboot.

Dank, Frau, weil Ihr mich auf den rechten Weg gebracht habt, den ich allein nicht gefunden hätte."

Damit verneigte der Lappe sich abermals vor der Engländerin, reichte ihr seine etwas schmutzige Hand und humpelte davon.

Miß Editha blieb in etwas gedrückter Stimmung zurück. Sie hatte, was ihr nicht oft geschah, so ein dunkles Gefühl, als ob sie mit ihrem Rat Unheil angerichtet hätte. Tatsächlich war es ihr mit demselben nicht recht Ernst gewesen, sie hatte nur nicht gewollt, daß der Alte ihre Weisheit umsonst zu Hilfe gerufen haben sollte, und dabei im stillen gehofft, daß die Ausführung des Vorschlags an ihren immerhin erheblichen Schwierigkeiten scheitern würde.

Desto vergnügter kehrte der Vater Abruom von seinem Ausgange heim. Während des Mittagessens lachte er wiederholt ganz unmotiviert vor sich hin, so daß seine ältliche Base, die Suolla, welche ihm den Haushalt führte, ihn erschrocken ansah, denn aus langjähriger trüber Erfahrung wußte sie, daß solche Heiterkeitsanfälle ihres lieben Veters meist nichts Gutes bedeuteten.

"Gott bewahr' uns in Gnaden!" dachte sie. "Da mag er sich wieder eine nette Teufelei ausgedenkt haben!"

Um so erleichteter atmete sie jedoch auf, als der Alte ihr nach dem Essen befahl, seinen Neffen Aleia schleunigst zu ihm zu entbieten, denn nun durfte sie hoffen, daß das Gewitter sich über dessen Haupt entladen würde. Und dem Aleia, dem, wie sie wußte, das ganze reiche Erbe seines Oheims, welches ihrer Meinung nach doch ihr gebührt hätte, zukommen sollte, gönnte sie alles Schlimme.

Ein Jammer war es nur, daß sie die Unterredung,

welche noch in derselbigen Stunde zwischen ihrem Oheim und Nessen stattfand, nicht mit anhören durfte. Aber sie konnte nicht einmal von außen an der Gamme stehen und lauschen, denn der Vater Abruom, der ihre Absicht wohl durchschaute, schickte sie sofort nach dem Erscheinen des Illeia zum Landhändler nach Elvenaes, um Tee und Zucker einzukaufen.

„Illeia,“ sprach alsdann der Alte, indem er, wie es die feierliche Gelegenheit erforderte, auf dem Boasso, dem Ehrensitz hinter der Feuerstätte, Platz nahm und den Nessen vor sich stehen ließ — „Illeia, ich habe dich zu mir beschieden, um dir eine freudige Mitteilung zu machen. So höre denn, daß ich dich zu meinem alleinigen Erben einzusetzen gedenke.“*)

Der Illeia, ein für einen Lappen ungewöhnlich groß und schlank gewachsener Mensch, errötete vor Freude und wollte dem Oheim zum Zeichen seines Dankes die Kniee küssen, doch dieser wehrte ihn mit strenger Miene ab. „Noch nicht,“ sagte er, „denn es ist noch keineswegs so ganz sicher, ob ich meine Absicht auszuführen vermag. Vorerst will ich dich prüfen, ob du würdig bist, mein Erbe zu sein. Du weißt, daß du ein ganz verwünschter Taugenichts, ein Dummkopf und leichtsinniger Verschwender bist.“

„Vater Abruom,“ rief der Bursche entrüstet, „ich —“

„Ein ganz verwünschter Taugenichts, ein Dummkopf und leichtsinniger Verschwender,“ wiederholte der Oheim nachdrücklich, „ein Narr, der sich von jedem Schurken mißbrauchen läßt und nicht „nein“ sagt, auch wenn man die größten Tollheiten und Albernheiten von ihm verlangt. Um dich nun von deinem Fehler zu heilen, gebe ich dir auf, daß du während eines ganzen Jahres täg-

*) Siehe das Titelbild.

lich die erste Bitte oder das erste Begehren, welches jemand an dich richtet, mit „nein“ beantworten sollst und das zwar, ohne einen Grund anzuführen, warum du das tust. Und wenn der andere nicht aufhört, in dich zu dringen, so wiederholst du bloß immer „nein — nein — nein“. Kein Wort darfst du sonst sprechen. Erfüllst du diese Bedingung ein ganzes Jahr hindurch, so werden diese habgierigen Hechte, meine Verwandten, wohl die Lust verlieren, dich noch je um etwas zu bitten, und du selbst wirst es gelernt haben, „nein“ zu sagen. Am Abend jeden Tages aber sollst du mir berichten, ob du getan hast, wie ich dir befahl. Nur unter dieser Bedingung wirst du mein Erbe. Selbstverständlich hört auch die alberne Liebelei mit der Guojivina, der Bettelbirne, auf, denn du sollst die Rahael heiraten. Hast du mich verstanden und willst mir gehorchen?“

„Jawohl, Vater Abruom,“ entgegnete der Illeia. Aber gar so eifrig und freudig klang es nicht.

„Schön. Und noch eins — niemand darf ein Wort von dieser Unterredung erfahren, hörst du — niemand. Jetzt geh und komme morgen abend wieder, um mir zum ersten Male Rechenschaft abzulegen, ob du nach meinem Willen gehandelt hast.“

Der Illeia verbrachte den Tag keineswegs in so guter Laune, wie man es von einem glücklichen Erben hätte erwarten sollen. Er war ein außerordentlich gutmütiger Mensch, der gern jedermann einen Gefallen erwieß und mit der ganzen Welt in Frieden zu leben wünschte. Daß er sich aber mit der Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe manche bittere Stunde bereiten würde, sah er wohl ein.

Als er dann aber den nächsten Morgen am Pasvik-Elf entlang nach Süd-Varanger ging, um dem Land-

händler Figenſchou die aus Renntierhorn geſchnitten Löffel, die dieſer bei ihm beſtellt hatte, abzuliefern, wurde ihm das Herz wieder leichter. Es war ſo herrliches klares Wetter, der mächtige Strom, der ſich hier in den Kloſterfjord ergießt, erglänzte im Morgenſonnenschein wie eitel Gold und Edelſteine, und die Erlen- und Birkengehölze, die ihn umſäumten, hoben ſich ſo leuchtend grün vom tiefblauen Himmel ab, daß es eine Luſt war, das alles anzusehen. Bei dieſem Anblick konnte man unmöglich trüben Gedanken nachhängen.

„Wenn ich erſt die Rahael, die auch dreihundert Renntiere und zweihundert Kronen mitbekommt, zur Frau habe,“ dachte der Illeia, „und dann noch den Vater Abbruom beerbe, ſo —“

Er kam nicht weiter in der Verfolgung ſeiner Luſtſchlöſſer, denn dicht hinter ſeinem Rücken rief jemand ſeinen Namen, und als er ſich umwandte, erblickte er den Landhändler Figenſchou in ſeinem Stüt, welches er jezt anhielt.

„Illeia,“ ſagte der Herr Landhändler, „es iſt gut, daß ich dich treffe. Bei mir ſind nämlich geſtern zwei Fremde angekommen, die einen Führer nach den Waſſerfällen wünſchen. Geh nur ſchnell in mein Haus und beſtelle den Herren, daß ich dich ſchicke, um ſie zu führen. Hörſt du?“

„Ja,“ wollte der Burſche eben antworten, als ihm noch rechtzeitig ſein mit dem Vater Abbruom getroffenes Abkommen einfiel. „Nein,“ ſprach er daher, wenngleich etwas zögernd.

„Was?“ fragte der Landhändler, der ſich verhöhrt zu haben meinte.

„Nein,“ wiederholte der Illeia.

„Was heißt das? Du willſt die Herren nicht führen?“

„Nein.“

„Ja, warum denn nicht ins Himmels Namen?“

„Nein.“

„Dummer Esel!“ rief Herr Figenfchou erboft, um



dann hinzuzufügen: „Wenn ich nicht wüßte, daß es hier für kein Geld der Erde Branntwein zu kaufen gäbe, so würde ich glauben, der Kerl ist betrunken. — Wenn du mich zum besten haben willst, Bursche,“ fuhr er den

„Alleia an, „so suche dir in Zukunft einen anderen, der dir deinen Kram abkauft.“

„Über die Löffel!“ stammelte der Bedauernswerte, dem Landhändler seinen Vorrat an Hörngerät entgegenhaltend.

„Scher dich weiter mit deinen Löffeln und komm mir nicht wieder vor die Augen!“ brüllte jener und trieb seine Tiere an. „Unverschämter Esel!“ hörte der Alleia ihn noch schimpfen.

„So, das war das erste!“ sprach der junge Mensch trübselig vor sich hin. „Heut kann ich mir ja wohl keinen mehr zum Feinde machen, aber morgen und übermorgen und alle Tage, die kommen im Lauf eines Jahres. Dreihundertfünfundsechzig Tage hat das Jahr, und ebensovielen Feinde werde ich haben.“

Als er am Abend dem Vater Abruom dies erste Ergebnis seines Befehls mitteilte, zog der zwar eine verdrießliche Miene, aber er meinte doch: „Na, so etwas wird ja nicht wieder vorkommen.“ —

Er irrte sich in dieser Annahme. Der Alleia besaß im vorliegenden Fall eine bessere prophetische Gabe als der Vater Abruom.

Am Tage darauf ging der glücklich-unglückliche Erbe jedermann aus dem Wege, um nur ja nicht auf ein an ihn gerichtetes Verlangen mit „nein“ antworten zu müssen. Seine Stammesangehörigen meinten, er wäre übergeschnappt, wenn sie sahen, wie er bei ihrer Annäherung spornstreichs davonlief. Das Unangenehmste war jedoch, daß er sich genötigt sah, auch vor der ihm bestimmten Rahael Reißhaus zu nehmen.

Indessen, das Mädchen war zäh und folgte ihm bis in sein Zelt.

„Alleia,“ sagte sie getränkt, „warum fliehst du vor mir? Hast du mich denn gar nicht lieb?“

„Darauf brauche ich doch nicht „nein“ zu sagen,“ dachte der Illeia. Ganz klar schien ihm der Fall nicht zu sein.

Während er eben noch darüber nachgrübelte, fuhr die Rahael weinerlich fort: „Wenn du jetzt schon so zu mir bist, wie soll das dann erst werden, wenn ich deine Frau bin? Wenn ich denke, wie die jungen Burschen hinter mir her sind! Alle wollen sie mich zur Frau, und du — du —“ ihre Stimme erstickte in Tränen — „du bist es gar nicht wert, daß ich dich gewählt habe.“

„Aber Rahael —“ stotterte der Illeia verzweifelt.

„Sag gleich, daß du mich lieb hast,“ schmeichelte das Mädchen. „Sag, daß du mich immer lieb haben wirst — hörst du?“

„Nein,“ sprach der junge Mensch mit erlöschender Stimme.

„Nein?“ kreischte die Rahael, indes ihre ohnehin nicht schönen Züge sich vor Wut verzerrten. „Also du willst mich bloß um meiner Mitgift willen nehmen? Gut, dann such dir eine andere Braut — ich bin tausendmal zu schade für so einen!“

Eine ganze Flut von Schimpfwörtern ergoß sich aus ihrem Munde über den beklagenswerten Erbräutigam.

„So! Die Braut wär' ich also auch los!“ dachte der Illeia, indes er sich entfernte, um das Reisen des Mädchens nicht mehr zu hören. Das Herz tat ihm nicht weh ob seines Verlustes, denn die triefängige, plattfüßige Rahael hatte ihm der Vater Abbruom sehr gegen seinen Willen ausgesucht, und nur die Erwägung, daß sie ihm dreihundert Renntiere und zweihundert Kronen in bar mitbrachte, hatte ihn sich mit des Oheims Wahl versöhnen lassen. Dessenungeachtet ärgerte er sich jetzt

doch recht sehr, daß ihm die Rahael den Laufpaß gegeben hatte, und nur der Gedanke an das betroffene Gesicht, welches der Vater Abruom machen würde, wenn er die Nachricht erfuhr, tröstete ihn.

Leider sollte er an diesem Tage aber nicht mehr die Genugthuung haben, den Alten zu sprechen, denn als er heimkehrte, stand des Oheims Base da, die ihm meldete, daß der letztere in Geschäften über Land gegangen sei und erst übermorgen heimkehren werde. —

Den nächsten Morgen in aller Frühe trat ein junges Mädchen in sein Zelt. Es war die Guojivina, das ärmste, aber gleichzeitig hübscheste Mädchen im Lappenlager, welches sich kümmerlich davon ernährte, Rentthierhörner zum Schnitzen herzurichten. Auch dem Illeia brachte sie jetzt einen ganzen Korb voll, die er ihr zum Reinigen und Bleichen übergeben hatte. Nachdem er ihr die Hörner abgenommen und ihr ein paar Ore dafür bezahlt hatte, blieb die Kleine stehen und betrachtete ihn mitleidig.

„Was willst du noch?“ fuhr er sie barsch an.

„Die Rahael sagt, daß sie dich nicht nimmt,“ gab das Mädchen schüchtern zur Antwort.

„Was geht dich das an?“ schrie er zornig.

„Du tust mir so leid,“ sagte sie leise. „Armer Illeia!“

Das Klang so sanft und lieblich, daß dem Illeia ganz sonderbar zu Mute war. Weiß Gott, wie es zuging — aber er trat auf die Kleine zu und strich ihr langsam, fast zärtlich über das Haar.

„Du mußt nicht gar zu traurig sein, weil die Rahael dich nicht will,“ sprach die Guojivina weiter, „sie verdient gar nicht einen so guten Mann, wie du einer bist — sie ist zänkisch und herzlos. Wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, so — aber freilich, nach der armen

Guojivina fragst du ja nichts mehr. Die ist dir zu arm. Gelt? Antworte doch."

"Nein," schrie der Illeia getreu des Vater Abruoms



Gebot, und diesmal kam das „nein“ laut und kräftig heraus.

„Wirklich? Du — du verschmähst mich nicht?“ stammelte das Mädchen, von glühender Röte übergoßen. „Illeia — treib nicht dein Spiel mit mir —

ich bitte dich, sag mir lieber, daß du es nicht ernst gemeint hast, daß du mich nicht magst."

"Nein," rief der Illeia noch einmal. Im nächsten Augenblick hatte er die Guojivina im Arm und küßte sie, daß ihr der Atem ausging. Dazwischen flüsterte er ihr tausend Schmeichelworte zu und nannte sie sein Täubchen, seine kleine Braut, die er geliebt lange, lange bevor der Vater Abruom ihm die Rahael als Frau ausgesucht hatte.

Bei der Erinnerung an den tyrannischen Alten sanken die hochgehenden Wogen seiner Glückseligkeit aber doch um ein beträchtliches. Denn daß der mit dieser Wendung der Dinge nimmer zufrieden sein würde, konnte der Illeia an seinen zehn Fingern abzählen. „Ach was," dachte er aber gleich darauf, „ich habe ja nur „nein" gesagt, wie er's mir anbefohlen." —

Den ganzen folgenden Tag hielt sich der Illeia, um sich nicht durch das Zusammentreffen mit Menschen neuen Unannehmlichkeiten auszusetzen, im Walde versteckt. Da die Guojivina ihm dort Gesellschaft leistete, wurde ihm die Zeit freilich nicht lang. Erst gegen den Abend hin traten die beiden gemeinsam den Heimweg nach dem Lappenlager an, wo sie sich vor Vater Abruoms Zelt trennten.

Der Alte war inzwischen heimgekehrt und empfing den Neffen in gnädigster Laune, die jedoch nicht standhielt, als derselbe ihm seine Erlebnisse erzählte.

"Du Narr, du Taugenichts," schrie er, kirschröt vor Zorn, „bist du verrückt geworden? Dich mit der Rahael zu überwerfen und mit der Betteldirne, der Guojivina, zu verloben —"

"Aber Vater Abruom," fiel der Illeia demüthig ein, „ich mußte doch „nein" antworten, weil ich's Euch angelobt hatte."

„Ach, Dummheit! Jeder andere an deiner Stelle hätte schon ein Mittel gefunden, um das „nein“ zu umgehen. Aber du bist ebenso dumm, wie leichtsinnig. Natürlich fällt es mir nun wieder zu, deine Torheit gutzumachen! Ich will morgen gleich mit der Rahael und ihren Eltern sprechen, um sie versöhnlich zu stimmen, und du — du gehst heute noch zu der Guojivina und sagst ihr, daß aus einer Heirat mit ihr nichts werden kann. — Was stehst du und gaffst? Willst du gleich zu der Betteldirne gehen und ihr den Laufpaß geben?“

„Nein,“ kam es fest und deutlich aus Illeias Munde.

„Was? Du willst mir nicht gehorchen?“

„Nein.“

Dem Vater Abruom schwellte die Stirnader vor Zorn, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er sich in seiner leidenschaftlichen Wut an dem Neffen vergriff. „Frecher Bursche,“ schrie er, ihm mit der Faust drohend, „mir willst du trotzen — mir?“

„Aber Vater Abruom,“ verteidigte sich der Illeia, „Ihr seid doch der erste, der heute ein Verlangen an mich gerichtet hat, und da konnte ich doch gar nicht anders, als Euch mit „nein“ antworten.“

„Mir gegenüber gilt das Abkommen doch nicht!“

„Ihr habt Euch nicht ausgenommen, als Ihr mir Eure Bedingung stellet.“

„Gleichviel. Ich verlange trotzdem, daß du auf der Stelle zur Guojivina gehst und sie abschüttelst. Wenn du mir nicht gehorchst, so bekommst du keinen Ore von meiner Hinterlassenschaft.“

„So bleibt mir nichts übrig, als darauf zu verzichten, denn von der Guojivina lasse ich nicht,“ sprach der Illeia mit leiser, aber fester Stimme. „Und da ich nun doch nicht Euer Erbe werde, so brauche ich ja von

jezt ab auch nicht mehr „nein“ zu sagen, wenn ich lieber „ja“ sagen möchte. Guten Abend, Vater Abruom!“

Damit stülpte der Illeia seine Fellschmütze auf und ging davon.

Der Vater Abruom aber wütete die halbe Nacht in seinem Zelt herum, und als er am folgenden Morgen nach kurzem, unruhigem Schlummer erwachte, war sein erstes, so schnell sein Alter es ihm erlaubte, nach Elve-naes zur Miß Editha Somerset zu laufen.

„Frau,“ sagte er grimmig, „Ihr habt mir einen schlechten Rat gegeben.“

Darauf berichtete er ihr in fliegenden Worten die Ereignisse der letzten Tage.

Die Engländerin, welche sich selbst schon bittere Vorwürfe über ihr Verhalten in dieser Angelegenheit gemacht hatte, fand ihre schlimmsten Erwartungen übertroffen; aber schnell gefaßt überlegte sie, wie sie den Dingen noch am ersten eine leidliche Wendung geben könnte. „Ich weiß nicht, was Ihr eigentlich wollt,“ sprach sie nach kurzem Nachsinnen. „Ihr wünschtet, der Illeia sollte mehr männliche Festigkeit gewinnen und „nein“ sagen lernen, und wie ich höre, hat er die Probe, der Ihr ihn unterworfen habt, ausgezeichnet bestanden. Nicht einmal der angedrohte Verlust der Erbschaft vermochte ihn schwach zu machen. Nachdem er sich derart als rechter Mann bewährt hat, braucht Ihr nicht zu fürchten, daß er aus schwächlicher Gutherzigkeit Euer Erbe an Eure Verwandten verschenken könnte. Also gebt Euch zufrieden, versöhnt Euch mit Eurem Neffen und nehmt die Guojivina als Schwieger-nichte an. Und was die weitere Prüfungszeit anbelangt — Ihr wißt schon, daß ich die Geschichte mit dem Meinsagen meine — so erlaßt Ihr die natürlich dem

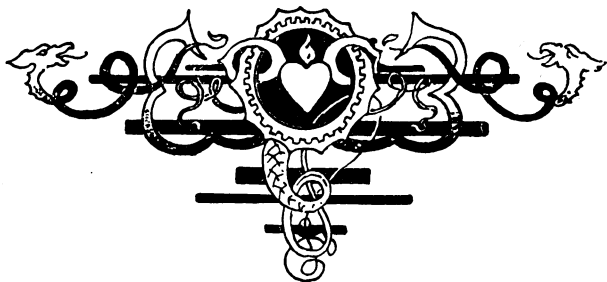
„Alleia, denn Ihr habt ja selbst gesehen, was dabei herauskommt.“

Der Alte blieb noch immer zögernd und grollend vor ihr stehen.

„Ihr habt gesagt,“ fuhr sie fort, „daß ich eine weise Frau sei, nun sorgt dafür, daß ich Euch auch einen weisen Mann nennen darf.“

In des Vater Abruoms Seele kämpften allerhand feindliche Gewalten miteinander, aber am Ende sah er doch ein, daß die Miß recht hatte. So machte er denn gute Miene zum bösen Spiel, reichte ihr treuherzig die biedere Rechte und begab sich heimwärts, um dem Alleia und der Guojivina ihr Glück zu verkünden.

Miß Editha Somerjet aber triumphierte, weil es ihr diesmal wirklich gelungen war, etwas Gutes zu stiften. Denn ohne ihren Rat hätte der Alleia nimmermehr seine Guojivina bekommen!





Im romantischen Böhmerland.

Eine Wanderfahrt ins Elbgelände. Von Al. Cormans.

Mit 9 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Wer den Elbstrom nur in seinem unteren Laufe durch das norddeutsche Tiefland gesehen hat, der mag wohl in ungläubiger Vermunderung den Kopf schütteln, wenn er in Ausdrücken des Entzückens von der romantischen Schönheit des Elbgestades sprechen hört. Und doch ist dieses Entzücken wohlberechtigt. Ja, man kann es kaum als eine allzu große Übertreibung bezeichnen, wenn gute Kenner des malerischen Böhmerlandes den mittleren Lauf der Elbe hinsichtlich des landschaftlichen Reizes seiner Uferscenerie nicht hinter den von allem Zauber der Sage und Dichtkunst umwobenen, viel besungenen Rhein zurückstellen wollen.

Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, der möge an einem schönen Sommermorgen einen der schlanken, weißen Salondampfer besteigen, die am Fuße der Brühl'schen Terrasse in Dresden zur Fahrt stromaufwärts bereit liegen. Wir stehen ihm dafür ein, daß sein Entschluß ihn nicht gereuen wird. Denn auf der ganzen weiten Strecke von Dresden bis Leit-



Blick in das Elbta



il bei Sebusein.

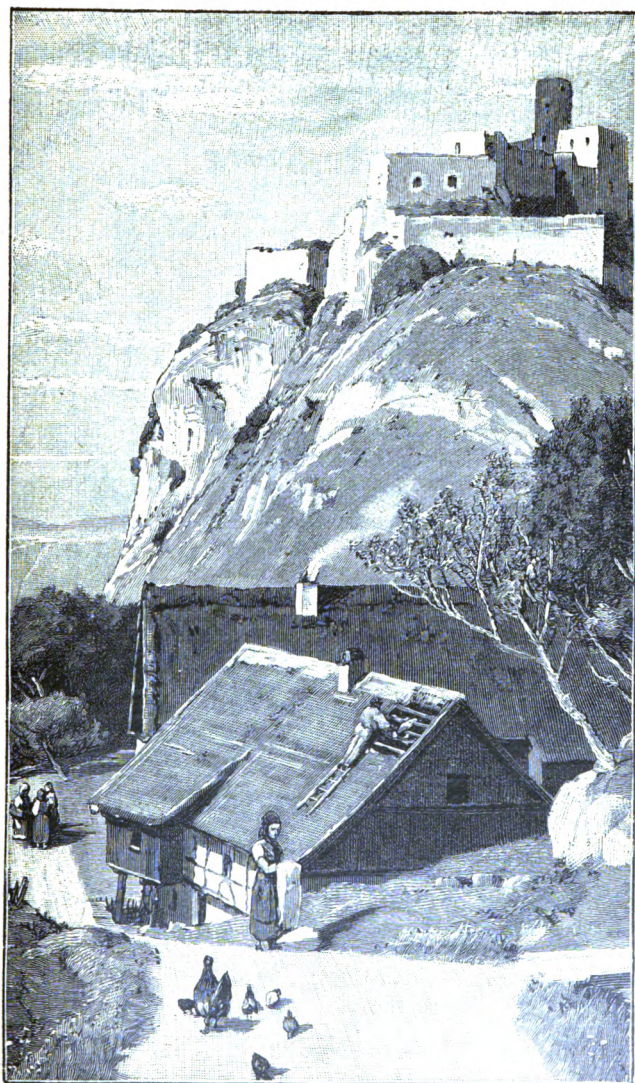
merik reihen sich die lieblichen wie die großartigen Bilder in ununterbrochener Folge aneinander, und wo auch immer er seine Stromfahrt unterbricht, um zu Fuß einen Absteher in die Landschaft zu machen, überall warten seiner die erfreulichsten Überraschungen.

An dem freundlichen Loschwitz und Blasewitz, an dem königlichen Lustschlosse Pillnitz und an dem betriebsreichen Pirna mit seinem überragenden Schlosse Sonnenstein vorüber, gelangt er bei Wehlen in den Bereich des grotesken Elbsandsteingebirges, der sogenannten Sächsischen Schweiz, deren hervorstechendste Punkte er in ruhigem Behagen vom Deck seines Dampfschiffes aus bewundern kann.

Er sieht die Bastei mit ihrer in schwindelnder Höhe über den Abgrund geschwungenen Brücke, sieht den hochragenden Königstein mit seinen trohigen Festungswerken, den an die Form des Tafelberges erinnernden Lilienstein, das liebe Schandau, die zerklüfteten Schrammsteine und das pittoresk in die enge Felschlucht gelagerte Herrnskretschken, wo er die Grenze des böhmischen Landes bereits überschritten hat.

Sobald er dann die Stadt Tetschen mit ihrer stattlichen Brücke und ihrem von der Höhe herabgrüßenden Schlosse passiert hat, ändert sich plötzlich wieder der Charakter der Landschaft.

Während bisher schroff abfallende gelbrote Sandsteinwände die Ufer des Flusses säumten, ragen jetzt freundlich bewaldete Bergkegel in anmutigen Formen zur Rechten wie zur Linken empor. An einzelnen wildromantischen Partien aber ist auch hier durchaus kein Mangel. Hat doch die Schlucht des Muckelbachs in der Nähe von Aussig das Vorbild für die schauerliche Szenerie der Wolfsschlucht bei der ersten Wiener Auf-
führung des „Freischütz“ abgeben müssen. Die Stadt



Dorf und Ruine Schreckenstein bei Hussig.

Auffig selbst wird allerdings kaum jemand zu längerem Verweilen verlocken. Denn sie ist eine echte und rechte Fabrikstadt, über der beständig eine schwärzliche Rauchwolke liegt. Ihre Umgebung aber ist von um so größerer Schönheit. Der Tourist braucht nur auf bequemen Wege die unmittelbar bei der Stadt gelegene Ferdinandshöhe zu ersteigen, um sich davon zu überzeugen. Kein köstlicherer Wanderpfad läßt sich denken als der an den Elbleiten dahinführende Weg bis zu der jäh abfallenden Felsenwand, über der sich die Ruinen des Schreckensteins erheben. Gar viele romantische Sagen knüpfen sich an dies zerbröckelnde Gemäuer, dessen Name ja allein hinreichen mußte, die Phantasie des Volkes mit allerlei düsteren Bildern zu erfüllen.

So zeigt man bei dem Orte Tichlowitz unterhalb Auffig dem Fremden eine steile Felswand, den „Jungfernsprung“, von dem die drei schönen Töchter des Ritters Wrabineß vom unfern gelegenen Sperlingstein sich in die schauerliche Tiefe hinabstürzten, um den gewalttätigen Nachstellungen der drei auf dem Schreckenstein hausenden rauflustigen Brüder zu entgehen. Ein Wunder ließ die heldenmütigen Jungfrauen den furchtbaren Sturz unversehrt überstehen, und zum Gedächtnis ihrer Errettung errichteten sie der Sage nach jene drei Kreuze, die noch heute auf der Höhe des Felsens sichtbar sind.

Unter den Bergspitzen, die das Auge vom Schreckenstein aus überfliegt, erregt besonders der schroffe Basaltkegel der Hohen Wostrey die Aufmerksamkeit des Wanderers. Seine Besteigung ist nicht so schwierig, als es beim ersten Anblick des steilen Massivs erscheinen mag, aber die Aussicht ist nicht viel lohnender als die, welche sich schon vom Schreckenstein aus darbietet.

Der Tourist möge statt dessen lieber auf dem schat-



Die Hohe Westrev.

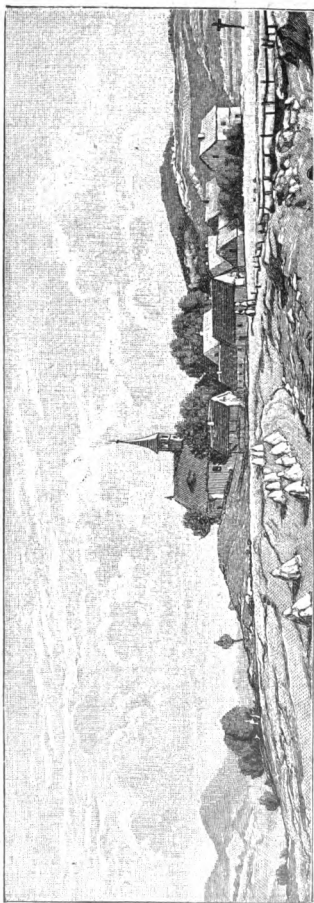
tigen Waldwege wieder hinabsteigen ins liebliche Elbtal, um nach dem Dörfchen Birnai und an einem zweiten „Jungfernsprung“ vorüber nach Salesel zu gelangen. Hier befindet er sich mitten in einem wahren



Obstdörren.

Obstparadies. Die Weintraube reift hier in ebenso reicher Fülle wie der Pfirsich und die Aprikose. Zahlreiche am Wege liegende Obstdörren geben Kunde von der Art des Haupterwerbs, der die freundliche Bevölkerung nährt. Auch an Sommerfrischlern fehlt es hier nicht. Sie finden eine Anzahl hübscher Villen zu

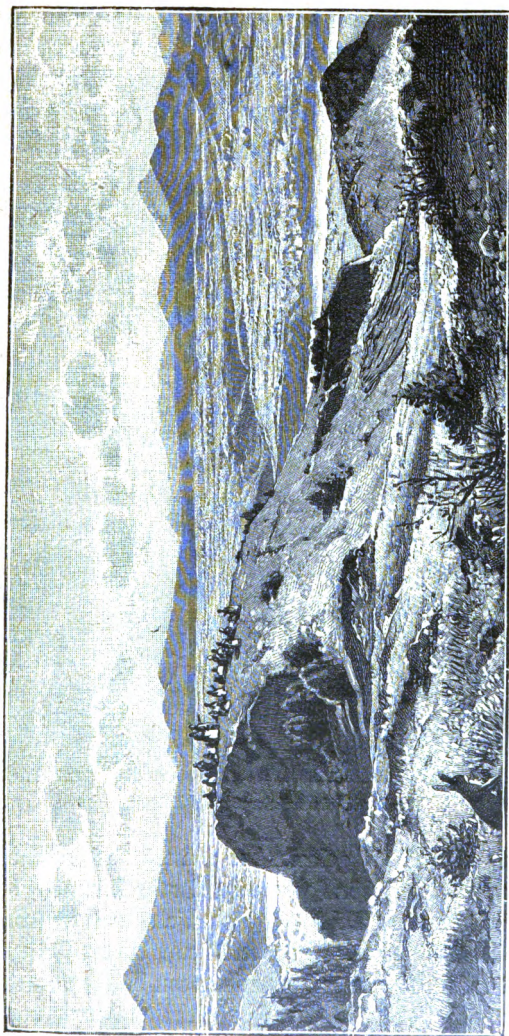
ihrer Aufnahme bereit, und an bequemen, lohnenden Spaziergängen ist fürwahr kein Mangel. Das Dörfchen Dubitz mit seiner bewaldeten Berghöhe und seiner uralten kleinen Kirche dürfte wohl am häufigsten den Zielpunkt derselben bilden, denn seine Lage ist von ganz unvergleichlicher Lieblichkeit. Aber auch das am jenseitigen Elbufer male-riſch hingelagerte Sebuſein, das durch eine Fähre mit Salesel verbunden ist, verlohnt einen kleinen Ausflug wohl. Seine Häuser machen einen besonders freundlichen Eindruck, weil sie erst in neuerer Zeit nach einem Brande, der fast die ganze Ortschaft zerstörte, aus den Trümmern der alten Wohnstätten erstanden sind. Wen sein Weg hierher geführt hat, der versäume nicht, den höchsten der Sebuſein umlagernden Basaltkegel, den Kirchberg, zu ersteigen, denn der Rundblick, den er hier über das Elbland genießt, wird ihm sicherlich unvergeßlich bleiben.



Kirchlein von Dubitz.

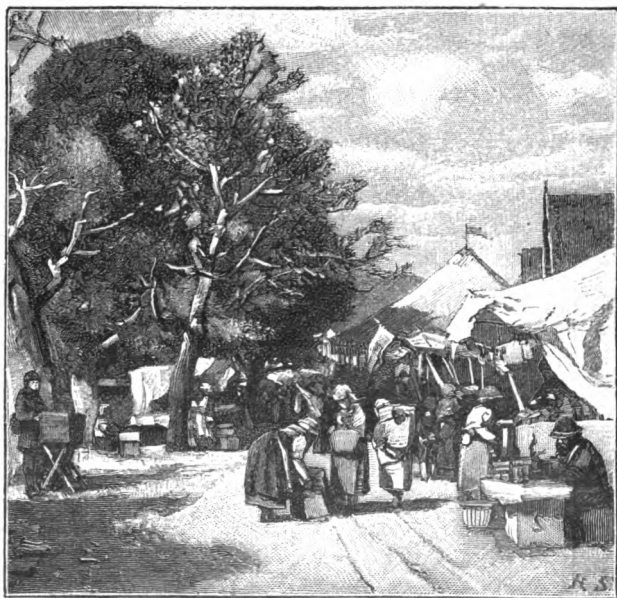
Das erwähnte Brandunglück ist leider nicht die einzige elementare Katastrophe, von der uns die lebenswürdigen und mittheilsamen, durchweg ferndeutlich gesinnten Bewohner des Elbgeländes zu erzählen wissen. Die Gefahr, der sie am häufigsten ausgesetzt sind, droht ihnen von den Überschwemmungen und Wolkenbrüchen, namentlich die Spuren der letzteren sind es, die uns in den aufgehäuften Schutt- und Geröllmassen an gar vielen Stellen deutlich erkennbar entgegentreten.

Ihre teuren Toten wenigstens aber wissen die Bewohner der Elbbörfer vor jenem Schicksal zu bewahren, das bei dem letzten großen Hochwasserunglück in Schlesien den stillen Schläfern eines von den tosenden Fluten erreichten und aufgewühlten Friedhofes zum tiefen Schmerze ihrer Hinterbliebenen beschieden war. Sie bringen sie nach dem hochgelegenen und wohlbesetzten Gottesacker von Zirkowitz, dem stattlichen Kirchdorf, das ungefähr eine halbe Stunde oberhalb Sebusen gelegen ist. Auch hier macht zur Frühlingszeit ein Wald von Obsthäusern die Umgebung zu einem einzigen farbenreichen Blütenmeer, und ein behaglicher Wohlstand ist es, den die Einwohner ihrem Fleiß und der Fruchtbarkeit ihrer gesegneten Heimatserde verdanken. In guten Obstjahren mag für sie darum Grund genug zu Lustigkeit vorhanden sein, wenn am 15. August mit Mariä Himmelfahrt der von jung und alt seit langem ersehnte Tag der Kirchweih gekommen ist, und wenn aus der ganzen Umgebung festlich geschmückte Männer und Frauen, Burschen und Mädchen zusammenströmen, um sich an den Klängen der Drehorgeln zu ergötzen, auf den stolzen Rossen des Karussells dahinzufliegen oder an den mit allerlei lockenden Schätzen ausgestatteten Verkaufsbuden manchen geheimen Herzenswunsch zu befriedigen.



Blick vom Kirchberg bei Seusein.

Recht genußreich ist ein von Zirkowitz oder Gebussein aus unternommener Ausflug nach dem bequem zu erreichenden Rundratitz und dem das hübsch gelegene Dörfchen beherrschenden Warhscht, der mit Recht wegen seiner schönen Aussicht berühmt ist.



Am Mariä-Himmelfahrtstag in Zirkowitz.

Weiter stromauf gelangt der Tourist nach Praškovitz und nach dem schön gelegenen Dorfe Ramatitz, dessen steil aufstrebender Schloßberg jedenfalls eine Besteigung wert ist. Die Burg, die einstens von diesem Felsen ins Land drohte, führte den bezeichnenden Namen Warhorst, und manch armes bäuerliches Schäflein mag vor den grimmen Adlern gezittert haben, die da droben horsteten.

Heute freilich ist von der einstigen Trutzfeste nicht viel mehr übrig. Ein alter Wartturm und eine Kalksteinmauer — das ist alles. In den ehemaligen Wallgraben aber haben sich kleine, trauliche Hütten geschmiegt, die einem friedfertigen und zufriedenen neuen Geschlecht als Wohnstätten dienen.



Fernsicht von Kunderatitz nach dem Erzgebirge.

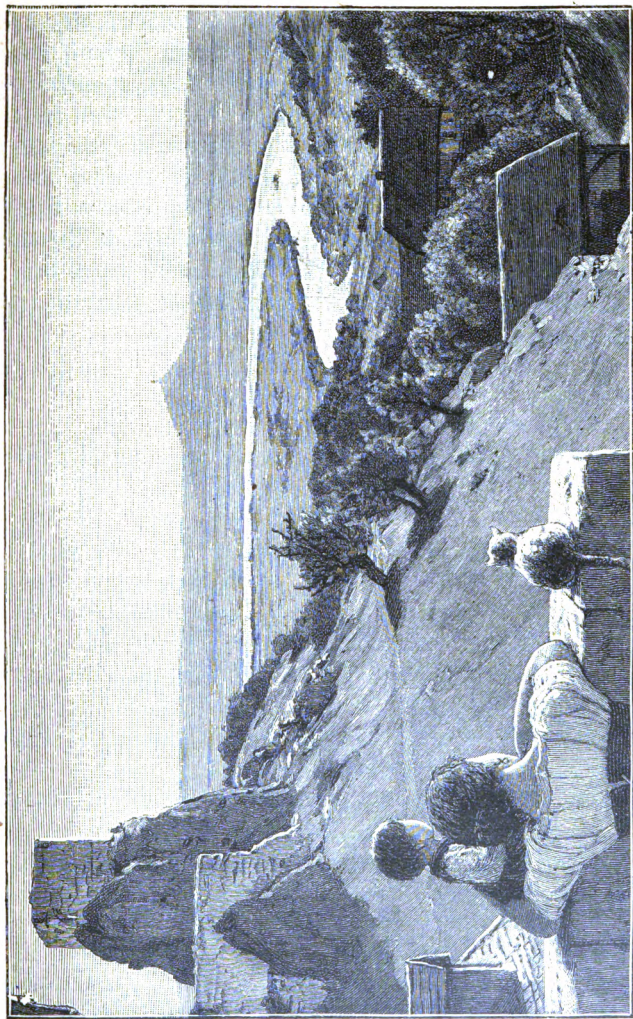
Nahebei erhebt sich der Jordansberg, der von den Umwohnern übrigens nur Eisberg genannt wird, weil selbst zur heißesten Sommerszeit das Eis in seinen Schründen nicht ganz verschwindet. Ein alter Aberglaube verbietet, etwas von diesem Eise wegzunehmen, weil dadurch der Zorn des Berggeistes herausgefordert werden würde.

Nur eine kleine Strecke stromauf, und die Szenerie gewinnt wieder einen völlig veränderten Charakter. Denn bei Lichtowitz sind wir an das mächtige Felsentor gelangt, durch welches die Elbe in das von uns soeben durchwanderte böhmische Mittelgebirge eintritt. Die kahlen Wände schieben sich dicht an das hier stark verengte Flußbett heran. Zu unserer Rechten zeigt sich die kleine Hochebene des Grabel, deren teilweise noch erhaltenen Befestigungen den Beweis liefern, wie gut die einstigen Herren des Landes die strategische Wichtigkeit dieses Punktes für die Beherrschung des Elbtales zu würdigen verstanden.

Die aus dem Grabel emporsteigenden Bergkluppen heißen der Dreihutberg und der Dreikreuzberg. Drei alte verwitterte Holzkreuze scheinen dieser letzten Spitze den Namen gegeben zu haben. Über ihren in das Dunkel einer weit hinter uns liegenden Zeit zurückreichenden Ursprung gehen allerlei sagenhafte Geschichten um, die sich nicht weniger romantisch an den sogenannten Teufelsstein und die einsame kleine Marienkapelle knüpfen.

Haben wir das enge Felsentor passiert, so treten wir erst recht eigentlich in den unerschöpflichen Fruchtgarten Böhmens ein. Die Landschaft wird flacher, sanft gewellte Nebenhügel treten an die Stelle der Felsen und der bewaldeten Berge, und nur in den Seitentälern gewinnt das Landschaftsbild hie und da ein großartigeres Aussehen. Seitab liegt die Stadt Lobositz, der Mittelpunkt des böhmischen Obstbaus, und die Festung Theresienstadt. Bald aber winkt mit weißschimmernden Häusern und schlanken Kirchtürmen das freundliche Leitmeritz, der Endpunkt der Dampfschiffahrt und der einzige rein deutsche Bischofssitz in Böhmen.

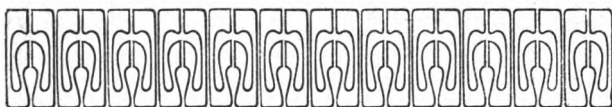
Hier mögen wir uns getrost zur Heimfahrt wenden,



Burgruine von Kamaik.

denn wir haben den malerischen Teil des Elblaufes in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt. Auch hinter Leitmeritz zwar dehnt sich das Land wie ein anmutiger, farbenbunter Teppich vor unseren Blicken; aber seine Flachheit will uns reizlos und eintönig erscheinen nach all den Wundern, die wir soeben schauen durften, und die in dem empfänglichen Wanderer sicherlich den Eindruck zurückgelassen haben, daß der Elbstrom in Bezug auf die Schönheit seiner Ufer recht wohl neben dem stolzeren, sagenumwobenen Vater Rhein genannt zu werden verdient.





Trotzige Herzen.

Novelle von Fr. Lehne.



1.

(Nachdruck verboten.)

In einem Abteil zweiter Klasse auf der Strecke Hamburg—Leipzig hatten sie sich kennen gelernt.

Er hatte sich auf einer Zwischenstation einige Zeitungen gekauft, sowie von einem Kellner ein Glas Bier und ein belegtes Brötchen geben lassen, als hastig die Tür aufgerissen wurde und eine Reisetasche hereinflog, der alsbald die Besitzerin mit vor Eile gerötetem Gesicht folgte. Es war höchste Zeit, denn im gleichen Augenblick setzte sich der Zug in Bewegung. Gefällig half er der jungen Dame, die Tasche unterzubringen, was ihm mit einem freundlichen Dankeswort belohnt wurde. Tiefaufatmend setzte sie sich in der Ecke ihm schräg gegenüber zurecht und sah zum Fenster hinaus.

„Gnädiges Fräulein hätten aber beinahe den Zug versäumt!“ sagte er endlich.

Er wurde aber sehr rot, als er sah, wie sie mit einem kleinen, etwas spöttischen Lächeln den Kopf nach ihm wandte und auf seine geistvolle Bemerkung hin antwortete: „Es scheint mir beinahe auch so!“

Er biß sich auf die Lippen und entfaltete seine Zeitung. Das junge Mädchen stand auf, entledigte sich ihres kurzen Jäckchens, nahm den Hut vom Kopf und zog sich die Stirnlöckerchen etwas zurecht. Mit einem schnellen Blick auf ihre unbehandschuhten Hände stellte er fest, daß sie von keinem bindenden Ring geschmückt wurden.

Nach einer Weile nahm sie die Tasche aus dem Netz und begann eifrig darin nach etwas zu suchen, das sie aber augenscheinlich nicht fand, denn ein Zug der Enttäuschung zeigte sich auf ihrem Gesicht.

Verstohlen betrachtete er sie über seine Zeitung hinweg. Sie war hübsch, sogar schön, eine mittelgroße, geschmeidige, reizvolle Gestalt, ein schmales Gesicht, die Züge von seltener Reinheit, das Profil zart und fein geschnitten, die lang bewimperten Augen von einem sehr dunklen Blau unter geraden, feingezeichneten, fast schwarzen Brauen, sowie sehr schönes, üppiges blondes Haar, das sie modern frisiert trug. Der Anzug war einfach, aber schick. Die schmalen Füße steckten in eleganten roten Schnürstiefeln.

Ein leiser Seufzer hob ihre Brust. Er sah auf.

Da fragte sie ihn mit leiser Stimme: „Verzeihung, mein Herr, auf welcher Station kann man wohl etwas zu essen bekommen?“

„O weh,“ sagte er, „das dauert noch lange. Unser Schnellzug hält erst wieder in Stendal mit längerem Aufenthalt, daß man gerade Mittag essen kann. — Darf ich Ihnen deshalb ein Brötchen anbieten?“

Er hatte durch die interessante Reisegesellschaft ganz vergessen, daß er hatte essen wollen.

Sie errötete etwas. „O, mein Herr, ich danke —“

„Aber ich bitte Sie, meine Gnädige, tun Sie mir den Gefallen —“

„Ich möchte Sie aber nicht berauben. Sie haben doch wohl selbst Hunger.“

„Wenn Sie nicht wollen, esse ich die Semmel trotzdem nicht, sondern werfe sie zum Fenster hinaus.“

Sie sah ihm an, daß es ihm vollständig Ernst mit dieser Bemerkung war; darum sagte sie lächelnd, wobei zwei Reihen wundervoller Zähne zum Vorschein kamen: „Das wäre doch zu schade! Unter einer solchen Bedingung nehme ich sie denn mit größtem Dank an. Ich habe nämlich tüchtigen Hunger. Seit gestern abend so gut wie nichts gegessen, und heute morgen gab es noch so vielerlei zu tun, daß ich nur eine Tasse Milch getrunken habe. Und ich hatte so gebeten, mein Frühstück einzuwickeln; aber man hat's natürlich vergessen!“

Eine leise Bitterkeit klang aus den letzten Worten. Dann biß sie herzhaft in das Schinkenbrötchen, und mit Wohlgefallen sah er, wie es ihr schmeckte.

„Ah, das hat wohl getan,“ sagte sie mit einem tiefen Atemzug, als sie fertig war; „ich kann so schlecht hungern; ich glaube, ich wäre ohnmächtig geworden. Nochmals vielen Dank für Ihre Güte!“

„O bitte, es war mir eine große Freude, Ihnen diese kleine Gefälligkeit erweisen zu dürfen. Vielleicht noch ein Gläschen Cognac gefällig?“ Und schon hatte er aus seiner eleganten Reisetasche eine kleine Flasche, sowie ein Gläschen genommen, das er mit der goldklaren Flüssigkeit füllte. „Nein, nein — auf keinen Fall! — Einen Korb gibt's nicht! Sie müssen trinken, das regt die Nerven wieder an — jetzt sehen Sie nämlich sehr blaß aus. Nicht wahr, Sie tun mir den Gefallen und trinken?“

Sie nahm das Glas aus seiner Hand und nippte daran.

„O, das gilt nicht. Ganz austrinken!“

Sie willfahrte seinem Drängen und gab ihm dann dankend das Glas zurück. Eine Anknüpfung zum Gespräch war damit geschaffen, wie er sie besser sich nicht wünschen konnte. Nun galt es noch zu erfahren, wohin sie wollte.

Da kam sie ihm schon zuvor, indem sie fragte: „Muß ich bis Leipzig noch einmal umsteigen?“

„Sie wollen nach Leipzig? Das trifft sich ja herrlich — Leipzig ist nämlich auch mein Reiseziel. Nein, wir brauchen nicht mehr umzusteigen.“

Er wollte eigentlich nur bis Halle, aber das war ja leicht zu ändern. Seine schöne Reisebekanntschaft interessierte ihn so, daß er sie nicht aus dem Auge lassen wollte. Nun galt es herauszubekommen, wer und was sie war. Entschieden gehörte sie den besseren Gesellschaftskreisen an. Ihre Haltung war sehr sicher, und ein gewisses Rührmichnichtan haftete ihrer reizenden Persönlichkeit an.

„Da uns der Zufall auf mehrere Stunden zu Gefährten gemacht hat, so möchte ich die Hoffnung aussprechen, daß wir uns in dieser Zeit nicht ganz fremd bleiben werden, mein gnädiges Fräulein,“ nahm er wieder das Wort, „gestatten Sie deshalb, daß ich mich Ihnen vorstelle — Sörning, Ingenieur.“

Mit einem leichten Neigen des blonden Köpfchens quittierte sie seine Vorstellung. Bald verstand er es, sie durch seine Bemerkungen aus ihrer Zurückhaltung, die sie trotz allem in Wort und Haltung zur Schau trug, herauszulockern, und sie plauderten bald wie zwei gute Bekannte miteinander über alles mögliche — Kunst, Literatur, sogar Politik wurde gestreift, und er war manchmal überrascht über ihre treffenden, originellen Antworten und selbständigen Ansichten, die sie entwickelte. Aus alledem ging hervor, daß sie eine sehr gute Er-

ziehung genossen hatte, und seine Neugierde wurde immer größer, zu wissen, wer sie war.

So waren sie in Stendal angekommen. Das erste, was er tat, war, sich beim Schaffner zu sichern, daß er mit der jungen Dame allein bleiben könne, welcher Bitte er durch ein sehr anständiges Trinkgeld den gehörigen Nachdruck verlieh.

Dann bat er das junge Mädchen, in Gesellschaft mit ihm zu speisen, was sie nach kurzem Zögern annahm. Anfangs hatte sie die Absicht, sich einige Brötchen zu kaufen, wovon er aber abriet.

„Das ist doch nichts Nichtiges, gnädiges Fräulein — essen Sie ein ordentliches Beefsteak, das wird Ihnen gut tun. Wir sind wohl erst nach fünf Uhr in Leipzig — will gleich mal nachsehen. — Seien Sie vernünftig und folgen Sie meinem Rat; es würde Ihnen nachher leid sein!“

Und so war es gekommen, daß die beiden nebeneinander im Speisesaal saßen und aßen. Einmal sagte der Kellner, der sie bediente und sich eine kleine Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen ließ: „Pardon, gnädige Frau!“ — worüber sie tief errötete und Sörning gemüthlich lächelte. Sie trank ein Glas Rotwein, und als er ihr sein Glas zum Anstoßen entgegenhielt, mit einem warmen, ehrlichen Blick seiner braunen Augen, hob sie ihr Glas dem seinigen entgegen, und in hellem Klang tönten diese zusammen. Tief senkten sich seine Augen dabei in die ihrigen, die sie errötend niederschlug.

Es war hohe Zeit zum Einsteigen. Schnell kaufte er noch ein paar Pfirsiche, die er ihr anbot, als sie wieder im Zug saßen. „Wir konnten den Nachtmahl nicht mehr verzehren; deshalb wollen wir uns hieran gütlich thun.“

Das junge Mädchen hatte sich ein Witzblatt gekauft,

das sie eifrig studierte. Es war ihr peinlich, immer von ihm Gefälligkeiten erwiesen zu bekommen, die sie wiederum nicht gut ablehnen konnte — dazu waren sie zu geringfügig, und er brachte alles in einer so einfachen, herzlichen Weise an, daß sie gar nicht anders konnte.

„Ah, warum lesen Sie, gnädiges Fräulein?“ bat er. „Lassen Sie uns doch wieder plaudern, vorausgesetzt, daß Sie nicht schlafen wollen! Mir ist die Zeit bisher so schnell vergangen —“

„Mir auch,“ gestand sie offen, „ich hatte mich etwas vor der langweiligen Fahrt gefürchtet.“

„Sie fahren diese Strecke nicht zum ersten Male?“

„O doch! Ich bin noch nicht weit nach Süden gekommen. Gebürtig bin ich aus Flensburg.“

„Ah, eine Schleswig-Holsteinerin! Man sieht Ihnen die Norddeutsche auch an. Dies Frische, Gesunde, Blonde ist nur diesen Frauen eigen! Ich liebe jenen Menschenschlag in seiner geraden Ehrlichkeit und Charakterfestigkeit.“

„Und Energie —“

„Die nur manchmal in Troß ausartet. Und ich glaube fast, Sie sind auch nicht ganz frei von jenem Fehler, mein gnädiges Fräulein. — Pardon!“

„Da irren Sie sich, Herr Sörning,“ sagte sie lebhaft. „Ich bin nicht troßig; ich weiß aber genau, was ich will, und was ich mir vorgenommen habe, das setze ich durch — mag es biegen oder brechen!“

„Und wissen Sie, wie man diese Art Energie nennt? — Dies nennt man eben Troß.“ Lächelnd sah er sie an. „Sehen Sie, da zwischen Ihren Augenbrauen ist die Troßfalte.“

„Sie scheinen darin ja eine große Erfahrung zu haben. Vielleicht ist Ihnen jene Eigenschaft auch nicht gar so fremd?“ fragte sie neckisch.

Er zuckte die Achseln. „Möglich könnte es sein, da wir ja stammverwandt sind. Ich bin ebenfalls Norddeutscher, aber Ostpreuße.“

„O, die sind noch viel eigensinniger als wir!“ lachte sie.

Es gewährte ihm ein unbeschreibliches Vergnügen, so mit ihr zu plaudern und ihr lebhaftes Auge, ihr bewegliches Mienenspiel zu sehen — aber noch immer mußte er nicht, wer und was sie war. Und er mochte es doch zu gern erfahren; so steuerte er direkt auf sein Ziel los. „Also nach Leipzig wollen Sie? Werden Sie sich länger dort aufhalten?“

„Ich denke.“

„Ah, hoffentlich habe ich dann das Glück, Sie dort zu sehen! Ich würde mich riesig freuen! Vielleicht ginge es einzurichten, denn wenn Sie besuchsweise dort sind —“

„Darin irren Sie, Herr Söring,“ sagte sie, und ihr wundervolles, dunkles Organ nahm einen härteren Klang an, „ich fahre nicht besuchsweise nach Leipzig; ich bin ganz fremd dort, habe keine Verwandte und Bekannte.“

Also des Erwerbs wegen fuhr sie hin! Was konnte sie sein? Verkäuferin? Konfektioneuse? Unmöglich — denn diese Damen haben selten trotz allen Schicks solch distinguiertes Wesen, solch gründliche Bildung. Also dann Erzieherin, Gesellschafterin oder Lehrerin.

„Sie werden aber doch abgeholt?“ forschte er weiter, selbst auf die Gefahr hin, mit seinen Fragen zudringlich zu erscheinen.

Dieser Ansicht mochte auch sie sein, denn ein eigentümlicher Blick der schönen Augen streifte ihn, als sie um eine Nuance kühler und zurückhaltender, als sie bisher gesprochen, jene Frage verneinte.

„Wie werden Sie sich aber in der großen fremden Stadt zurechtfinden?“

„Aber, mein Herr, ich bin doch kein kleines Kind! Ich suche mir einfach eine gute Pension, in der ich ungestört lernen und studieren kann.“

„Studieren?“ Eine unverhohlene Überraschung zeigte sich auf seinem Gesicht. Also eine von jenen Überspannten, Emancipierten; das hätte er nicht vermutet. „Studieren?“ fragte er. „Und welche Fakultät? Doch nicht gar etwa Medizin? Wenn ich mir Sie, mein gnädiges Fräulein, am Seziertisch stehend denken sollte — nein — der Gedanke schon tut mir weh.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Sörning, ich will dem männlichen Geschlecht durchaus keine Konkurrenz machen,“ lächelte sie. „Ich will es Ihnen sagen, was mich nach Leipzig führt, selbst auf die Gefahr hin, von nun an weniger in Ihren Augen zu gelten, denn Sie brennen ja vor Neugierde, zu wissen, wer ich bin und was ich in Leipzig will.“ Groß und ruhig sah sie ihn bei diesen letzten Worten an.

„O, mein gnädiges Fräulein,“ protestierte er, lebhaft errötend, sich so durchschaut zu sehen, „nur ein durchaus begreifliches Interesse —“

„Schon gut, die Ausreden will ich Ihnen gern sparen,“ unterbrach sie ihn. „Also ich will in Leipzig die Theaterschule besuchen, um mich für die Bühne auszubilden.“

Das hatte er nicht erwartet. Also eine angehende Theaterprinzessin!

Er mußte gerade kein sehr geistreiches Gesicht gemacht haben, denn sie fuhr fort: „Ich konnte mir denken, daß diese Eröffnung sehr deprimierend auf Sie wirken würde. Schauspielerin — es hat immer etwas Obiöses an sich!“

Er schüttelte den Kopf. „Wie sind Sie nur auf diese Idee gekommen? Und Ihre Eltern haben —“

„Meine Eltern?“ unterbrach sie ihn mit schmerz- durchbebter Stimme. „Ich habe keine Eltern mehr; sie sind tot, schon vier lange Jahre, die ich zur grö- ßeren Hälfte dann in Hamburg bei Verwandten zu- gebracht habe — das war keine schöne Zeit.“

Sie brach kurz ab, da sie vor Aufregung nicht weiter- sprechen konnte.

Teilnehmend betrachtete er sie. In ihrem Gesicht zuckte es, und eine große Träne löste sich aus ihrem Auge.

Er wagte, ihre Hand zu nehmen und sie herzlich zu drücken — längst schon saß er ihr gegenüber. „Ver- zeihen Sie, wenn ich durch meine Worte eine wunde Stelle in Ihrem Innern berührt habe,“ sagte er warm, „aber wenn Sie sich aussprechen wollen, seien Sie ver- sichert, ich fühle herzlich mit Ihnen.“

Ein dankbarer Blick traf ihn. „Ja, das glaube ich, Fremde sind oft herzlicher und aufrichtiger als Ver- wandte. Zu Ihnen hab' ich Vertrauen; ich weiß selbst nicht, warum. Sie waren gleich so gut und aufmerk- sam zu mir.“

Er errötete wie ein junges Mädchen, dem man eine Schmeichelei sagt.

„Ich möchte von niemand abhängen, möchte frei und selbständig sein. Mein Vater war Prediger; als ich sechzehn Jahre alt war, starb er und kurze Zeit darauf die Mutter. Erst blieb ich noch bei den Groß- eltern, bis dann mein Onkel in Hamburg mich bat, zu ihnen zu kommen und ihnen zu helfen, da Tante etwas leidend war. Zuerst ging alles schön. Ich tat meine Pflicht und Schuldigkeit — bis die Tante mich durchaus mit einem Manne verheiraten wollte, den ich

nicht leiden mochte. Es war ihr Bruder. Deshalb fühlte sie sich beleidigt und machte mir das Leben zur Hölle. Alle Tage bekam ich anzuhören, daß ich ohne sie gar nichts wäre und Betteln gehen könnte — o, es ist nicht süß, Gnadenbrot zu essen! Und da reiste in mir der Gedanke, mich auf eigene Füße zu stellen, zu zeigen, daß ich etwas kann und ihre Hilfe nicht nötig habe.“

„Da gebe ich Ihnen vollständig recht, gnädiges Fräulein, sehe aber durchaus nicht ein, warum Sie gerade Schauspielerin werden wollen. Es gibt doch so viele Berufsarten, in denen eine Frau glücklich ist und auch glücklich macht, ohne sich so der Öffentlichkeit preisgeben zu müssen wie als Bühnenkünstlerin. Nehmen wir zum Beispiel Lehrerin —“

Abwehrend hob sie die Hand. „Um Gottes willen! Ich habe durchaus nicht das Talent, mich mit anderer Leute Kindern zu ärgern und abzumühen. Das wäre das Letzte! — Schon von Kindheit an hatte die Welt des Scheins eine große Anziehungskraft für mich. Trotzdem ich aus einem Pfarrhause stamme und nicht danach erzogen bin. Ach, und das Theaterspielen war meine ganze Wonne! Warum sollte ich nicht einen Beruf ergreifen, zu dem mich alles drängt und in dem ich — wie ich fühle — etwas Ganzes leisten kann?“

Er zuckte die Achseln. „Das würde auch in einem anderen Beruf der Fall sein, wenn Sie von dieser Idee nicht gar zu sehr beeinflusst würden.“

„Ah — ich sehe, daß auch Sie eine Antipathie gegen die Komödianten haben. — Merkwürdig, ins Theater geht jeder gern und erfreut sich an einer guten Vorstellung. Jedoch die Darsteller werden meistens über die Achseln angesehen. — Na, darüber werde ich auch noch wegkommen. Wenn ich erst selbst dem fahrenden

Volke angehören werde, muß ich die Verachtung der edlen Spießbürger schon ertragen lernen. Ich werde dann suchen, in meiner Kunst volles Genüge zu finden, und das wird mir sicher nicht schwer werden."

"Und an einen anderen Ausweg, der liebenden Fürsorge Ihrer Verwandten enthoben zu sein, haben Sie nicht gedacht?"

Fragend sah sie ihn an; sie mußte nicht, worauf er hinaus wollte.

"Nun, ich meine — zu heiraten."

Sie lachte herzlich auf. „Deshalb eben, weil ich das nicht wollte, bin ich den Verwandten so gut wie davongelaufen! Nein, daran denke ich nicht — da käme ich aus dem Regen in die Traufe. Ich will frei sein und fehne die Zeit herbei, in der ich mit dem Studium fertig bin. Sie glauben gar nicht, wie jener Gedanke mein ganzes Sein ausfüllt!"

"Welchem Rollenfach wollen Sie sich widmen?"

"Eigentlich möchte ich alles spielen. Aber da es doch besser ist, sich auf ein bestimmtes Fach vorzubereiten, habe ich mich entschlossen, mich der jugendlichen Liebhaberin zu widmen — also Gretchen, Klärchen, Luise Miller, Julia — und auch die modernen wie Nora, Hedda Gabler und so weiter."

"Sagen Ihnen denn diese Rollen so sehr zu?" fragte er, ihre Augen suchend.

Sie fühlte, wie sie errötete, und sagte dann schnell: „Nur eine Rolle würde ich nicht spielen können."

"Und die wäre?" forschte er.

"Das Rädchen von Heilbronn," entgegnete sie rasch. „Dieses demütige Mädchen, das die Hand noch küßt, die sie schlagen will — nein! Und dann das ewige „Ja, mein hoher Herr — nein, mein hoher Herr“. Dies hündisch Ergebene zu spielen bekäm' ich, glaube ich, nicht

fertig. Ich kann den Charakter dieses Mädchen überhaupt nicht begreifen."

"Für mich ist er der Inbegriff alles Weiblichen. Dies Demütige, Hingebende wird ja zum Schluß auch glänzend belohnt."

"Ja, bis es Friedrich Wetter Graf vom Strahl endlich geruht, klar zu werden, daß Rätchen das für ihn bestimmte Weib ist. Nein, dafür dankte ich!"

"Trogklopf, der Sie sind! Oder ist das auch Energie? — Sie haben wohl noch nie jemand von Herzen gern gehabt?"

"Doch. Meine Eltern —"

"Ich meine, einen Mann geliebt, der —"

"Wie kommen Sie zu einer solchen Frage, Herr Sörning?" sagte sie verlegen und entrüstet zugleich.

"Das dacht' ich mir. Sonst würden Sie nicht so gesprochen haben. — Wenn Sie mal heiraten —"

"Ich heirate nicht! Ich bleibe meiner Kunst treu — sie verträgt keine Halbheit."

"Und doch, mein Fräulein — wie soll ich Ihnen nur klar machen, was ich sagen möchte? Sie erwähnten vorhin die berühmtesten Rollen der jugendlichen Liebhaberin — die getrauen Sie sich also so ohne weiteres zu spielen?"

"Trauen Sie mir das nicht zu?"

"Das wohl. Aber doch würde Ihrer Darstellung sicher das fehlen, was ihr erst die höchste Weihe gibt: das Leben, die Wahrheit, die Seele!"

"Wieso? Ich würde mich in das Studium der Rolle vertiefen und alle Feinheiten zu ergründen suchen —"

"Was Ihnen auch jedenfalls gelingen und gut gelingen wird. Sie werden sicher auch bezaubernd als Julia oder Gretchen aussehen, Sie werden die herrlichen Shakespeareschen und Goetheschen Verse mit Ihrer

klangvollen Stimme bewundernswert sprechen, und doch bin ich überzeugt, daß mich Ihre Leistung kalt lassen würde —“

„Warum?“

„Weil ich sehen würde, daß alles Kunst, vielleicht sogar vollendetste Kunst wäre, aber keine Wahrheit, weil Sie mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen spielen, weil Sie der Liebe ihr Recht abstreiten! — Sehen Sie doch Gretchen zum Beispiel an — diese Rolle ist doch nur Liebe, Liebe in ihrem höchsten Glück und ihrer tiefsten Verzweiflung! Und das wagten Sie darstellen zu können nur aus Reflexion und nicht aus Gefühl? Ich bewundere Sie darum, Sie sind sehr kühn!“

„Ja, ich kann doch aber nicht alles erst erleben —“ sie stockte und wurde dunkelrot.

„Sehen Sie, darauf will ich hinaus! Sie sind mir zu schade, zu rein! Man muß Leidenschaften kennen und empfinden, wenn man sie auch richtig darstellen will — menschlich und wahr. Und Sie mit Ihrer reinen, keuschen Seele, die aus Ihren Augen spricht, sollten vielleicht in einen solchen Zwiespalt kommen — o, die Bühne ist ein gefährlicher Boden! Sie sind jung und unerfahren!“

„Man kann doch auch dort rein bleiben, wenn man charakterfest ist.“

„Gewiß, selbstverständlich. Aber die Versuchungen sind so groß —“

„Das kommt doch auf die betreffende Dame selbst an.“

„Auch. Gewöhnlich aber wird eine Künstlerin mit einem anderen Maßstab gemessen als andere Frauen. Ich würde mir eine Frau niemals von der Bühne holen oder einer Tochter gestatten, dorthin zu gehen.“

„Sie sind sehr streng — und sehr einseitig.“

„Das gebe ich gern zu, wenn Sie es sagen, gnädiges Fräulein. Aber glauben Sie mir, ich habe genügend Erfahrung und bin schon weit in der Welt herumgekommen — leider kann ich Ihnen nicht alles so sagen, wie ich gern möchte, nur abraten möchte ich Ihnen von Ihrem Vorhaben. Aus vollem ehrlichen Herzen.“

„Und ich habe mich so auf alles gefreut!“

„Das glaube ich. Wenn man im Theater sitzt und sieht da oben auf der Bühne alles so glatt und eben sich abspielen, da ahnt man nicht, was für Kummer und Leid sich manchmal hinter den geschminkten Gesichtern verbirgt. — Noch eine Frage: Würden Sie sich nicht scheuen, vor der großen Öffentlichkeit Ihr Inneres so nackt, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, auszubreiten, Empfindungen darzustellen, die vielleicht Ihr Gefühl verletzen? Jede Rolle, die Ihnen gegeben wird, müssen Sie doch auch spielen, ob es Ihnen paßt oder nicht.“

„Sie zeigen mir nur die Schattenseiten —“

„Und vor allem,“ fuhr er fort, ohne auf ihren Einwurf zu achten, „vor allem heute diesem heißen Liebesworte sagen und morgen einem anderen im Arm liegen und Zärtlichkeiten mit einem Manne austauschen, den Sie vielleicht im privaten Leben verabscheuen — Sie, von der ich glaube —“

„Das ist auch das einzige, was mir unangenehm ist,“ unterbrach sie ihn. „Darüber nachdenken mag ich nicht.“

„Sehen Sie. Und dann der Neid, die Mißgunst weniger begünstigter Kolleginnen — wie viel Kleinlichkeiten, wie viel Intrigen; denn gegen Jugend, Schönheit und Talent wird intrigiert! Und Sie werden

auch einmal vom Kampfe müde sein, dann stehen Sie allein da und haben niemand, an dessen Brust Sie sich ausruhen können, der mit Ihnen fühlt!"

"Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten — das ist nun einmal nicht anders. Sie sehen entschieden zu schwarz. Ich verhehle mir keineswegs, daß ich schwierige Jahre vor mir habe, aber ein ehrliches Streben muß doch endlich auch Anerkennung finden. Jeder muß tüchtig arbeiten, um es zu etwas zu bringen — um so schöner ist dann auch der Lohn! Ich denke es mir herrlich, die Gedanken unserer größten Dichter zu verkörpern und dann, umrauscht vom Beifall des Publikums, die stolze Befriedigung zu haben: du hast es verdient, es kommt dir zu!"

"Unter welchem Namen würden Sie auftreten, damit ich Sie auch einmal bewundern kann?" fragte er. Er hielt es für unbescheiden, noch mehr zu sagen; erst sollte sie über seine Worte nachdenken.

"Ich werde den Namen meiner Mutter annehmen: ter Mer. Mein eigener ist mir zu prosaisch, und außerdem habe ich es meinen Verwandten versprochen, ihn nicht zu führen, denn sie sehen mich ja schon ihren ehrlichen Namen durch den Schmutz ziehen."

"Und wie ist Ihr Vorname? Den möcht' ich gern wissen."

"Naten Sie einmal," sagte sie neckisch.

Er tat es und riet auf alle möglichen Namen, traf aber nicht das Richtige. "Jedenfalls haben Sie einen wenig gebräuchlichen Namen," meinte er endlich.

"Ich heiße Helga — Helga Nordmann."

"Helga — welch schöner Name!" Er legte in den Namen solche Bärtlichkeit, daß sie verlegen zu Boden sah.

"Mit Ihren Verwandten sind Sie nun gänzlich

zerfallen? Dann haben Sie wohl niemand mehr auf der Welt? Wie traurig für Sie!"

"Das ist nicht so traurig für mich, als wenn ich der Tante den Willen getan und geheiratet hätte."

"Da gehen Sie lieber aufs ungewisse in die Welt hinaus — Sie sind ein tüchtiger Trozkopf."

"Es ist Ihnen wohl ganz unglaublich, daß ich mich auf meine eigene Kraft verlassen will? Sie sind auch einer von denen, die die Frau überhaupt nicht aus den engen Grenzen der Häuslichkeit herauslassen und sie nur mit Strickstrumpf und Kochtopf beschäftigt sehen wollen. Die Zeiten sind jetzt aber anders."

"Und die Frauen leider auch!"

"Wer trägt die Schuld daran? Wir Frauen werden ja dazu gezwungen, mit den Männern auf allen Gebieten in Konkurrenz zu treten. Die wenigsten werden mit einem silbernen Löffel im Mund geboren. Wir müssen uns also einen Beruf suchen, um anständig leben zu können. Was bleibt uns also übrig?"

"Heiraten," sagte er lakonisch.

"Heiraten?" entgegnete sie fast unwillig. "Das sagen Sie so selbstverständlich. Heutzutage nimmt selten ein Mann, wenn er es auch könnte, ein mittellofes Mädchen zur Frau. Da sind die Herren der Schöpfung viel zu anspruchsvoll und vermöhnt, um die geringste Angewohnheit der Junggesellenzeit aufzugeben. Sie tragen also ganz allein die Schuld daran, daß der Trieb zur Unabhängigkeit immer größer in uns wird."

"Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie auf einen Umstand aufmerksam mache, den Sie zu vergessen scheinen. Es liegt nicht an uns Männern allein, daß so viele Mädchen nicht geheiratet werden — nicht unsere Bequemlichkeit ist daran schuld, sondern größtenteils die Erziehung unserer jungen Damen. Wir müssen

ja Furcht haben, solchen zarten Wesen die Last und Sorge für einen Haushalt aufzubürden, wenn wir nicht in der Lage sind, ihnen so und so viele dienstbare Geister zu halten. Was können denn die jungen Mädchen von heutzutage? Von der Töchterchule geht's in die Pension, dann werden noch Musik-, Mal- und Gesangsstunden genommen; nebenbei wird Tennis gespielt, getanzt, geflirtet — da bleibt ja tatsächlich keine Zeit zur Erlernung des Haushalts übrig. Ich muß da oft an einen Vers denken, den ich irgendwo gelesen habe — fällt mir momentan nicht ein, wo —:

Du Huldgestalt mit Lilienhänden,
Kannst du auch festnäh'n einen Knopf?
Und kannst du auch den Braten wenden
Und wachen überm Suppentopf?“

Aufmerksam hatte sie zugehört, während ein nachdenklicher Zug über ihr schönes Gesicht glitt. „Aber Herr Söring, Sie malen wiederum zu schwarz, wenn Sie auch nicht ganz unrecht haben. Es gibt doch so viele Mädchen, die ich kenne, fleißig, tüchtig, hübsch — aber unbegeehrt, weil sie kein Geld haben oder nicht so viel, daß ein Mann dafür seine geliebte Freiheit opferte. — Und wie viele unglückliche Ehen gibt es! Da wird einem die Lust zu heiraten genommen, wenn man das alles sieht. Nach kurzer Zeit wird der Mann seiner Frau überdrüssig und geht eigene Wege.“

„Und warum das? Weil sie es nicht versteht, ihm sein Heim behaglich zu machen! Ein Beispiel nur. Ich hab' einen Freund, ein guter Kerl, der ein sehr hübsches, sehr vermöhntes, aber vermögensloses Mädchen geheiratet hat. Sein Einkommen war nicht so groß, daß es ihnen besondere Extravaganzen gestattet hätte. Die junge Frau sah das aber nicht ein. Anstatt selbst

das Essen zuzubereiten, mußte dies eine Köchin besorgen — sie verstand auch, beiläufig gesagt, nichts davon — dann ist ein Stubenmädchen da und für das kleine Kindchen auch noch eine dienende Person. Mein armer Freund plagt sich von früh bis spät und ist nicht zum Wiedererkennen. Die gnädige Frau sieht aber das nicht; sie ist außerdem noch nervös, spielt Tennis und musiziert fleißig, anstatt sich in ihrem Haushalt nützlich zu machen und ihrem Mann eine liebevolle Gefährtin, ihrem Kind eine gute Mutter zu sein. — Durch solche Beispiele sollte man nicht abgeschreckt werden.“

„Das ist eine Ausnahme, Herr Sörning.“

„Nein, meine Gnädige, leider nicht. Das kommt sehr häufig vor. Ich habe so viel Einblick in Familienverhältnisse — es ist traurig. Einer will es dem anderen zuvortun, ob es sein Einkommen erlaubt oder nicht. Da werden jedes Jahr große Reisen gemacht, die Hunderte verschlingen. Aber es gehört zum guten Ton, im Sommer fort gewesen zu sein, an der See oder im Gebirge — gleichviel, wo der Mann das Geld dazu hernimmt.“

„Ja, warum ist er denn so schwach und nachgiebig? Seine eigene Schuld! Am besten ist's da jedenfalls, man bleibt für sich und arbeitet, um sich redlich durchs Leben zu schlagen. Ich für mein Teil verspüre nicht die geringste Lust, meine Freiheit und Unabhängigkeit aufzugeben. Das Leben liegt noch so verheißungsvoll vor mir, und im Kampfe lernt man erst seine Kräfte und Widerstandsfähigkeit erkennen.“

„Und leider geht größtenteils der schönste Schmutz der Frauen dabei verloren — die edle Weiblichkeit! Das Leben faßt nicht mit Glacehandschuhen an, mein Fräulein! — Doch ich will nicht weiter darüber reden, wir werden ja doch nicht einer Meinung werden. Wenn

nur der Rechte erst für Sie kommt, dann werden Sie gern Ihre Unabhängigkeit aufgeben.“

„Bis zu einer gewissen Grenze, ja — und gern, wenn —! Ich bin keine von jenen Emanzipierten, die alles gleichmachen wollen, denn die allweise Mutter Natur hätte das schon getan, wenn sie es für gut erachtet hätte. — Aber ich glaube, ich passe gar nicht zur Hausfrau, ich würde ebenso werden, wie Sie vorhin schilderten — nein, doch nicht, so herzlos bin ich nicht. — Aber ich hab’ zu viele andere Interessen, ein Wesen, das ganz im Haushalt aufgeht, würde ich nie —“

„Das würde ich auch nicht verlangen,“ sagte er lächelnd, sie mit zärtlichem Blick ansehend. „Nein, haben Sie keine Sorge“ — verwundert über seine Worte schaute sie auf — „nein, von meiner Frau würde ich ein Aufgeben ihrer kleinen Liebhabereien gar nicht verlangen,“ wiederholte er.

Und so plauderten sie miteinander über Ernstes und Heiteres, bis sie sich der Station Halle näherten. Dort mußte er ja noch schnell eine Fahrkarte nach Leipzig lösen. Der Aufenthalt war nur kurz, aber er würde genügen.

„Halle!“ Der Schaffner riß die Wagentür auf. „Die Herrschaften wollen nach Leipzig?“

Rudolf Söring stand auf. „Bewahren Sie mir, bitte, meinen Platz, ich möchte ein Glas Bier trinken.“

Lächelnd sah sie zum Fenster hinaus und ihm nach. Wie stattlich er doch war und wie vornehm er aussah!

Da wandte er sich um, und als er sie erblickte, winkte er grüßend mit der Hand.

Unwillig über sich selbst, errötete sie — was mußte er denken! Aber er war so lieb und gut, und sie hatte so großes Vertrauen zu ihm, wie zu keinem Menschen noch. Wie hätte sie sonst über ihre Angelegenheiten so

offenherzig reden können! Er besaß eine Art, sie zum Sprechen zu bringen, wenn er sie so gutmütig mit seinen braunen Augen ansah, daß sie gar nicht anders konnte.

Sie erblickte einen Kellner, der mit reich besetztem Tablett dem Zug entlang ging und mit schnarrender Stimme rief: „Glas Bier gefällig! Warme Würstchen! Glas Bier gefällig!“

Gelga winkte ihn zu sich. Aber schon kam eilenden Schrittes ihr Reisegefährte, der ihm wieder abwinkte.

Schnell stieg er ein. „So, mein gnädiges Fräulein, da wäre ich schon wieder — und ich hab’ auch an Sie gedacht.“

„Ich danke sehr, aber —“

„Sie müssen die Pfirsiche essen, wenn Sie mich nicht kränken wollen, und die Schokolade auch, sonst bin ich böse!“

„Sie sind sehr gütig, Herr Sörring, aber ich kann auf keinen Fall annehmen —“

„O bitte, meine Gnädige, eine Widerrede gibt’s durchaus nicht.“

Gelga konnte seinem Drängen nicht widerstehen; sie nahm die Früchte und verzehrte sie mit gutem Appetit. Lächelnd sah er ihr zu; er konnte sich gar nicht satt sehen an seinem reizenden Gegenüber. Noch nie hatte ein Mädchen in ihm den Wunsch erregt: dieses möchtest du wohl als Gattin haben — bis heute. Gelga in ihrer unschuldsvollen Offenheit, in ihrer taufrischen, herben blonden Schönheit hatte es ihm angetan, und er gelobte sich, sie nicht aus den Augen zu lassen und zu versuchen, sie von ihrem abenteuerlichen Vorhaben abzubringen. Er wollte um sie werben mit seinem aufrichtigen, ehrlichen Mannesherzen.

„Sehen Sie mich nicht so an, Herr Sörring, ich mag es nicht haben,“ sagte sie da, denn sie fühlte seinen

Blick unverwandt auf sich ruhen, und das machte sie nervös.

„Nun, daran müssen Sie sich schon gewöhnen,“ meinte er lächelnd. „Denken Sie doch, wenn erst Hunderte von Operngläsern auf Sie gerichtet sind — das können Sie doch auch nicht verbieten! — — Übrigens dachte ich über Sie nach.“

„Sehr schmeichelhaft! — Und —?“

„Das sage ich nicht — jetzt noch nicht.“

Sie schwieg. Was sollte sie auch sagen? — Er brachte sie doch immer in Verlegenheit.

„Sind wir bald in Leipzig?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ja, leider!“

„Leider? Ich bin froh, daß die Fahrt ein Ende hat.“

„Wirklich? Und mir tut es leid. So schnell ist mir noch nie die Zeit vergangen wie heute. Ich bedaure, daß ich nun auf Ihre reizende Gesellschaft verzichten muß.“

„O Herr Göring, keine Schmeicheleien! Die verfehlen vollständig ihren Zweck bei mir,“ sagte sie etwas kurz.

Er sagte nichts, und sie hatte das Gefühl, doch zu schroff gewesen zu sein; er hatte sie doch nicht kränken wollen. Nun mußte sie sich auf eine Anrede besinnen.

„Ich wundere mich, daß auf der langen Strecke niemand zugestiegen ist; mir wurde gesagt, der Zug wäre immer sehr besetzt,“ bemerkte sie endlich, nur um etwas zu sagen.

„Am Ende hat uns der Schaffner für Hochzeitsreisende gehalten und uns deshalb nicht stören wollen,“ erwiderte er langsam und lächelnd, ihr Auge mit einem eigentümlichen Blick suchend.

Sie fühlte, wie eine Blutwelle ihr Gesicht dunkelrot färbte; verlegt wandte sie sich ab und sah zum Fenster hinaus.

Er beobachtete sie. Was sie doch für ein lebhaftes, ausdrucksfähiges Mienenspiel hatte — jede Regung ihres Innern spiegelte sich deutlich in ihren Gesichtszügen wider!

„Noch eine Viertelstunde — dann sind wir in Leipzig,“ nahm er nach einer Pause wieder das Wort. „Bekomme ich das Versprechen, Sie dort öfter sehen zu dürfen? — Ja —?“ Bittend sah er sie an.

„Ich werde wohl schwerlich Zeit haben,“ meinte sie, „denn sicher hab’ ich viel zu tun. Vor allem muß ich mich nach einer guten Pension umsehen.“

„Was das anbetrifft, könnte ich Ihnen behilflich sein. Ich kenne eine sehr feine, liebe Dame, die gern eine oder zwei Damen in vollständige Pension nimmt, ohne deren Selbständigkeit einzuschränken. Und ich bin fest davon überzeugt, daß Ihnen Frau Doktor Strecker sehr sympathisch sein wird. — Wollen wir die Dame mal aufsuchen?“

Helga fühlte, daß ein Zögern hier eine Beleidigung seiner Ehrenhaftigkeit wäre; deshalb entgegnete sie mit feinem Lächeln: „Gern! — Aber es ist eine andere Frage, ob die Dame eine angehende Schauspielerin aufnehmen wird?“

„Warum nicht? Sie, mein Fräulein, sicherlich gern. Die Häuslichkeit dort ist harmonisch und fein — die Dame besitzt zwei Töchter — so daß Sie sich bald wohl fühlen werden. Und vielleicht verlieren Sie dort die Lust, in der Öffentlichkeit zu wirken.“

„Ist Ihnen mein erwählter Beruf denn gar so verächtlich, daß Sie immer und immer wieder darauf zurückkommen?“

„Verächtlich in keinem Fall, aber für Sie nicht geeignet. Ich wüßte etwas viel Besseres. Am liebsten —“ Er brach ab. Beinahe hätte er gesagt: „Am liebsten nähme ich dich, du süßes, törichtes Ding, in meine Arme, dort sollte deine Zuflucht sein!“ Aber Voreiligkeit konnte hier alles verderben. Er mußte vorsichtig sein, denn das stand bei ihm fest, daß Helga oder keine sein Weib werden sollte.

„Aber Herr Sörning, wie kann Ihnen nur der Beruf eines Ihnen vollständig fremden Mädchens solche Kopfschmerzen machen! Auf mich selbst angewiesen, ist es doch selbstverständlich, daß ich mir einen Lebenszweck suche, der mir zusagt, der mich befriedigt.“

„Weil ich es gut mit Ihnen meine, Fräulein Nordmann, weil ich viele Schwierigkeiten sehe, von denen Sie gar keine Ahnung haben. Sie müssen nicht denken, daß ich gering von jenen Damen denke — nein, im Gegenteil, doppelt hoch, wenn sie sich selbst treu geblieben sind. — Ich kenne eine Künstlerin persönlich, ein feines, liebes Mädchen. Unter Tränen hat sie mir mehrmals gesagt, daß es für sie manchmal eine Pein wäre, in Rollen aufzutreten, die ihrem Empfinden wehthun — ich sprach wohl vorhin schon davon — sie fühle sich vor sich selbst gedemütigt, und aller Beifall des Publikums genüge nicht, jenes Gefühl in ihr zu erstickten. — Ich glaube nicht, daß sie lange bei der Bühne bleiben wird. Da könnte ich Ihnen noch vielerlei sagen — ich müßte mich aber immer wiederholen. Sie passen nun einmal nicht dahin, denn auch viel Selbstbeherrschung und Nachgiebigkeit gehört dazu. Trotz gibt's nicht!“

„Ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, und ich danke Ihnen auch dafür, Herr Sörning.“ In einer Aufwallung ihres Gefühls streckte sie ihm die Hand

entgegen, die er festhielt. „Ich danke Ihnen überhaupt für alles. Sie sind so freundlich gegen mich gewesen. Überlassen Sie mich aber nur meinem Geschick! Haben Sie recht und sollte es mir unerträglich sein — nun, dann laufe ich eben davon!“

„Damit scheinen Sie alles erreichen zu wollen. Jetzt sind Sie davongelaufen und —“

„Nicht ganz, aber beinahe!“ lachte sie. Und da wurde sie gewahr, daß er noch immer ihre Hand hielt und sie zärtlich streichelte. Sie wurde rot, entzog sie ihm und begann sich fertig zu machen.

„Erlauben Sie.“ Und in der aufmerksamsten Weise war er ihr behilflich beim Anziehen des Jacketts. Als er ihr so nahe war, kam es wie ein Rausch über ihn. „Helga — süße kleine Helga!“ flüsterten seine bebenden Lippen, und er mußte sich beherrschen, sie nicht in seine Arme zu ziehen.

Zum Glück hatte sie seine leisen Worte nicht gehört, denn ganz unbefangen fragte sie ihn, als sie ihre Toilette beendet: „Bitte, sitzt wohl mein Hut richtig? Zu fatal, daß hier kein Spiegel ist.“

„Nicht ganz — Sie gestatten mir, bitte!“ Und er rückte an dem Hütchen, obwohl es nicht nötig war.

Sie lachte. „Nun verrichten Sie gar noch Hofendienste!“

„Und wie gern.“

Beim Aussteigen, sowie beim Unterbringen ihres Handgepäckes war er ihr wiederum behilflich, und auf ihre Bemerkung, ob es nun zu Frau Doktor Strecker ginge, sagte er: „Jawohl, gnädiges Fräulein, aber ich hab' so viel Verlangen nach einer Tasse Kaffee, daß ich Sie bitten möchte, mir dieselbe zu gönnen.“

Auf diese Weise konnte er es erreichen, daß sie mit ihm ins Café français ging und sich ebenfalls stärkte.

Froh über seine gelungene List lächelte er, als er mit seiner schönen Begleiterin dort saß. Voller Vertrauen war sie seiner Führung gefolgt, ohne ein Wort zu sagen — und er war ihr dankbar dafür. „Sehen Sie dort, gnädiges Fräulein, das Neue Theater?“ machte er sie aufmerksam.

„O, wenn es mir einmal vergönnt sein sollte, dort zu wirken!“ flüsterte sie dann. „Sind Sie mit Frau Doktor Strecker verwandt?“

„Nein, das nicht — aber sehr gut bekannt. Ich bin dort wie zu Hause. Sie ist die Mutter meines besten Freundes, der jetzt in Chicago ist.“

„Sagten Sie nicht, daß zwei Töchter vorhanden sind?“ Schelmisch lächelnd sah sie ihn an.

„Ja, die eine, Marie, ist Ausgang der Zwanzig und etwas leidend — Agathe, die jüngere, ein hübsches, frisches Mädchen, mit der Sie sich bald anfreunden werden, ist verlobt mit einem jungen Arzt. Also, was Sie dachten, mein verehrtes Fräulein, ist nicht der Fall. — Nun, wollen wir aufbrechen? Haben Sie Lust, die elektrische Bahn zu benutzen?“

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Herr Sörning, und es nicht zu weit ist, möchte ich lieber gehen. — Überdies opfern Sie mir Ihre Zeit. Nein, ich habe noch gar nicht daran gedacht, Sie haben doch sicher auch zu tun, und ich bin so egoistisch.“

„Ohne Sorge, gnädiges Fräulein, ich habe hier absolut nichts zu tun, kann also vollständig zu Ihrer Verfügung stehen.“ Er sagte da die Wahrheit, denn in Halle warteten seiner die Geschäfte.

Rudolf Sörning hatte nicht zu viel gesagt. Frau Doktor Strecker war eine sehr feine, liebe Dame, zu der Helga sofort Vertrauen und Zuneigung faßte, ebenso

auch zu den Töchtern, die ihr gleich so herzlich und freundschaftlich entgegenkamen, daß sie sich in der ersten halben Stunde schon heimisch fühlte. Sie hatte erzählt, wie liebenswürdig Herr Sörning gegen sie gewesen wäre und ihr angeboten hätte, ihr beizustehen. Nun hoffte sie gerne, daß sie hier ein Heim finden würde.

„Das sollen Sie auch haben, mein liebes Kind,“ versetzte die alte Dame liebevoll. „Es trifft sich gut; ich habe drei Zimmer frei, von denen Sie sich das Ihnen am meisten zusagende auswählen können. — Vielleicht zeigt ihr es Fräulein Nordmann gleich?“ wendete sie sich zu ihren Töchtern.

Bereitwillig standen beide auf; Helga schloß sich ihnen an, während Frau Strecker mit Sörning im Salon zurückblieb.

Er erzählte nun des näheren, wie er mit Helga bekannt geworden war, sowie von deren Zukunftsplänen und zuletzt von dem großen Eindruck, den sie auf ihn gemacht.

„Helfen Sie mir, liebste Frau Doktor, Fräulein Nordmann von der unseligen Idee, Schauspielerin zu werden, abzubringen! Sie ist freilich ganz begeistert dafür.“

„Und der Hauptpunkt, lieber Rudolf?“

„Ist der, daß ich sie zu erringen hoffe.“

„Das ist zu viel gewagt, Rudolf. Sie kennen das junge Mädchen noch so wenig —“

„Und doch genug, um sie zu heiraten, wenn sie mich will. Wenn Sie ihr übrigens nicht trauten, würden Sie sie aufgenommen haben?“

„Das ist doch etwas anderes. Überlegen Sie wohl —“

„Da gibt's nichts zu überlegen! Mein Entschluß steht fest. Darum bin ich nach hier mitgekommen, damit ich sie nicht aus den Augen verliere.“

Lächelnd schüttelte die alte Dame den Kopf. „Sie ungestümer Mensch! Wo ist Ihre Ruhe, Ihr — Phlegma geblieben? Ich kenne Sie ja kaum wieder!“

„Nun, meine Bitte, meine große Bitte an Sie, liebste Frau Doktor! — Fragen Sie Fräulein Nordmann, ob sie mein werden will!“

„Aber lieber Rudolf, das ist eine sehr, sehr heikle Aufgabe, die Sie mir da stellen! — Sollten Sie nicht lieber selbst —“

„Nein, nein!“ Bittend ergriff er ihre Hand. „Ich kann nicht. Wenn ich in Helgas klares Auge sehe, sinkt mir aller Mut. — Ich bin nicht feige — nein, aber das ist — das kann ich nicht! — Bereiten Sie sie dann wenigstens darauf vor, sprechen Sie ihr von mir — Sie kennen mich ja. Gibt sie mir Hoffnung, dann schicken Sie mir Nachricht ins Hotel — ich wohne im Kaiserhof. Bin ich bis morgen um zehn Uhr ohne dieselbe, reise ich sofort wieder ab. Das ist dann das Beste. Nicht wahr, Sie verstehen mich und helfen mir? — Sie können das ja so gut!“ bat er in tiefer Bewegung.

„Nun denn — so viel in meinen Kräften steht, gern,“ erwiderte Frau Strecker, „Fräulein Nordmann gefällt mir ganz außerordentlich, wenn der erste Eindruck maßgebend sein darf. Ausschlaggebend aber ist meine Marie. Die hat ein gar feines Gefühl, und wenn ich mich nicht täusche, ist ihr Fräulein Helga sympathisch. — Von Herzen gönne ich Ihnen jedenfalls, daß Ihr Wunsch in Erfüllung geht. Was ich dazu beitragen kann, soll geschehen.“

Dankbar küßte er ihre Hand. Sie konnten das Gespräch nicht fortsetzen, da die jungen Mädchen zurückkehrten.

„Wir sind so lange geblieben — verzeih, liebste

Mama," sagte die ältere mit ihrer sanften Stimme. „Fräulein Nordmann zeigte so viel Interesse für meine Malereien —“

„Die wirklich wundervoll sind," rief Helga begeistert.

„Nun, Fräulein Nordmann, haben Sie sich für ein Zimmer entschlossen?"

„Ja, Mama," nahm Agathe das Wort. „Denn nur, Fräulein Nordmann will das kleine haben, das dicht neben dem unseren liegt.“

„Dann können wir wenigstens, so oft wir wollen, miteinander plaudern. Wir brauchen nur die Tür aufzumachen," sagte Marie, „das Mädchen kann morgen unseren Toilettentisch an die andere Wand setzen, und so haben wir ungehinderte Verbindung.“

„Marie hat diese köstliche Idee zuerst gehabt, Mama," bemerkte Agathe. „O, wir wollen es uns schon gemüthlich machen; es wird herrlich werden! Ich überhöre Fräulein Nordmann dann ihre Rollen. Vielleicht spiele ich mit.“ Ihr schien Helgas Plan außerordentlich zu imponieren.

„Wie bin ich Ihnen dankbar, o so dankbar, Herr Sörning!" sagte Helga, „daß Sie mich hierher gebracht haben! — Nun hab' ich doch ein Heim; nun werde ich mich sicher nicht mehr so einsam fühlen!" —

Der Abend verfloss in anregendem Geplauder, bis es für Rudolf Zeit war, zu gehen. Mit bittendem Blick sah er seine mütterliche Freundin beim Abschiednehmen an, und tief tauchten seine Augen in Helgas leuchtende Sterne. „Behüt' Sie Gott, mein liebes Fräulein!" sagte er innig, ihre Hand mit festem Druck umschließend.

„Sehe ich Sie denn nicht noch einmal? Sie sprachen doch davon.“

„Genau kann ich es noch nicht sagen. Meine Reise hängt von verschiedenen Umständen ab.“

„Wenn wir uns also nicht wiedersehen sollten, Herr Sörning, nochmals innigen Dank für Ihre Güte. Nie werde ich vergessen, wie selbstlos Sie mir entgegengekommen sind,“ sagte Helga. „Wenn ich Ihnen nur meine Dankbarkeit beweisen könnte!“

„Vielleicht könnten Sie das!“ Lange sah er sie an, sich ihr liebliches Bild fest einprägend — vielleicht war es zum letzten Male. Endlich riß er sich los und ging.

„Ich finde, Rudolf war heute recht komisch, Mama,“ sagte Agathe, „er war so — na, ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll.“

„Dann lasse es auch lieber,“ meinte Marie, indem sie einen lächelnden Blick auf Helga warf, die ganz versunken darsaß und augenscheinlich gar nicht hörte, was eben gesprochen wurde.

„Es wird Zeit, schlafen zu gehen,“ meinte die Frau Doktor. „Fräulein Nordmann wird sich sicher nach Ruhe sehnen. — Agathe mag Ihnen beim Auspacken helfen, wenn es Ihnen recht ist.“

Unter Lachen und Scherzen machten sich die beiden jungen Mädchen an die Arbeit, und bald war alles in Ordnung.

„Ich finde es riesig interessant, Fräulein Nordmann, daß Sie zur Bühne gehen wollen. Haben Sie aber nicht doch ein bißchen Angst?“ meinte Agathe.

Lächelnd schüttelte Helga den Kopf. „Nicht ein bißchen — im Gegenteil! Ich freue mich darauf. Ich glaube nicht, daß ich Lampenfieber bekommen werde.“

„Einmal hab' ich Theater gespielt, und mein Arthur — damals lernte ich ihn erst kennen — war mein Partner, der mir ein paarmal half, sonst wäre ich elend stecken geblieben. Und von da an waren wir uns gut.“

„Wollen Sie bald heiraten?“

„Nächstes Jahr erst. — Mein Bräutigam will sich dann hier in der Nähe niederlassen. Jetzt ist er in Freiburg. — O, es ist sehr hübsch, verlobt zu sein; möchten Sie es nicht auch sein?“ fragte Agathe neckisch.

„Vorläufig verspüre ich noch keine Lust,“ lachte Helga. „So bin ich doch mein eigener Herr.“

„Sagen Sie, wie gefällt Ihnen eigentlich Herr Sörning?“

Bei dieser unvermittelten Frage konnte Helga nicht verhindern, daß eine Blutwelle ihr Gesicht dunkelrot färbte. „Er war so gut zu mir, daß ich gar nicht anders sagen kann, als ich mag ihn leiden. Aber wie kommen Sie nur zu dieser Frage?“

„Ich meinte nur. — Wir kennen ihn schon lange, ich war noch ganz klein. — Doch horch, rief da nicht Marie? Ich muß eilen, damit ich sie nicht im Schläfe störe. Sie hatte heute ihre Nervenschmerzen! — Gute Nacht, liebste Helga! Darf ich so sagen? Der Name gefällt mir so gut — er ist so stolz und schön — gerade wie Sie! — Nun lassen Sie sich etwas recht Gutes träumen. Was man in der ersten Nacht in einem anderen Bett träumt, das geht bestimmt in Erfüllung. Also — nochmals gute Nacht!“

Und hinaus war die kleine Plaudertasche. Helga begann sich zu entkleiden. Sie löste das reiche blonde Haar, bürstete es und flocht es lose ein. Als sie im Bett lag und sich behaglich dehnte, wurde leise an die Thür geklopft. „Ich bin es, Fräulein Nordmann, darf ich eintreten?“

„Aber gewiß, Frau Doktor, bitte. Ich hab' nicht zugegeschlossen.“

„Ah, Sie liegen schon im Bett? Nein, da will ich nicht stören —“

Helga richtete sich auf und streckte der eingetretenen

Frau Doktor beide Hände entgegen. „Ich dachte soeben an Sie und freue mich, daß Sie ebenfalls noch an mich denken. Ach, wie fühle ich mich hier heimisch!“

„Das freut mich aufrichtig.“ Frau Strecker setzte sich an Helgas Bett und drückte ihre Hände herzlich. „Ich möchte noch ein paar Minuten mit Ihnen plaudern, wenn Sie nicht zu müde sind. — Wirklich nicht? Nun, dann möchte ich Sie nämlich fragen, warum Sie absolut Schauspielerin werden wollen. Meine Marie hat Sie gleich so liebgewonnen und wir mit ihr, daß wir gern Näheres darüber wissen möchten.“

Bereitwillig erzählte Helga ihren bisherigen Lebenslauf und wie nach und nach jener Plan in ihr immer festere Gestalt angenommen hatte, daß sie das kleine Kapital, das ihr eigen war, dazu verwenden wollte, eine gründliche Vorbildung und Schulung durchzumachen. Mit Begeisterung sprach sie von ihrem zukünftigen Beruf, und Frau Strecker ließ sie reden, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen.

Dann aber nahm sie das Wort und schilderte in ihrer ruhigen, überzeugenden Weise die Gefährlichkeiten jenes Berufes, stellte den Lichtseiten die großen Schattenseiten gegenüber, die Kämpfe, die nicht ausbleiben, und wiederholte damit alles, was Sörning dem jungen Mädchen schon gesagt hatte.

Sinnend lag Helga da; sie lernte einsehen, daß sie zu einseitig gedacht, daß das, was ihr da gesagt wurde, durchaus seine Richtigkeit hatte.

„Ja, aber liebe Frau Doktor, was soll ich denn werden? Lehrerin? Dazu passe ich nicht, bin auch schon zwanzig Jahre alt, also zu alt.“

„Zu alt wohl nicht. Wenn aber der innere Trieb fehlt, dann lassen Sie es lieber. Haben Sie übrigens nicht daran gedacht, was so vieler Mädchen Wunsch ist —“

„Sie meinen heiraten, Frau Doktor? Nein. Übrigens weiß ich auch niemand, der mich wollte —“

„Wenn aber nun ich jemand für Sie wüßte? — Ruhig bleiben, Kindchen — lassen Sie mich ausreden! Ja, ich weiß jemand, dessen höchstes Glück es wäre, Sie als Gattin zu besitzen, der Sie liebt aus vollem ehrlichen Herzen!“

Helga wurde dunkelrot. Eine Ahnung dümmerte in ihr auf. „Ich weiß, wen Sie meinen,“ sagte sie leise, „er kennt mich doch aber noch so wenig —“

„Das tut nichts, Kindchen. Ich weiß seine innersten Gedanken und Wünsche; er hat sich mir anvertraut. Und ich kann nur sagen, daß das Mädchen, das er einst heimführen wird, zu beneiden ist. So denken alle, die ihn kennen. Und nun ist seine Wahl auf Sie gefallen.“

„Es ist mir wie ein Traum. Was soll ich nur sagen?“ flüsterte Helga.

„Nur das, was Ihr Herz Ihnen eingibt. — Können Sie ihm ein wenig gut sein?“

„Ich glaube, ja. Vertrauen hab' ich zu ihm, wie noch zu keinem Menschen. Er war so gut zu mir!“

„Nun, liebstes Fräulein, was kann ich ihm wohl sagen? — Er wartet so sehnsüchtig auf Bescheid.“

„Aber meine Kunst, meine geliebte Kunst, die soll ich dann opfern —“

„Es ist nur ein Phantom. Sehen Sie doch, wie so viele bedeutende Künstlerinnen heiraten, um sich dann ins Privatleben zurückzuziehen, um ihrer Familie zu leben. — Und Sie lockt ja vor allem nur der Schein, das Neue, das Fremdartige. Denken Sie daran, daß Sie jetzt das Glück zweier Menschen in der Hand halten — das Ihrige und das seinige.“

Lange schwieg Helga, während ein lebhafter Kampf

auf ihrem schönen Gesicht bemerkbar wurde. Endlich sagte sie leise: „Schreiben Sie Herrn Sörning, daß ich ihn erwarte. Ich will ihm das alles selbst sagen, was mich in Widerstreit mit mir bringt, und wie er dann entscheidet —“

Frau Strecker beugte sich nieder, küßte die weiße Stirn des jungen Mädchens und streichelte zärtlich die rothigen Wangen. „So, nun schlafen Sie süß, und Gott behüte Sie!“ —

Schnell schrieb sie an Rudolf noch die beglückende Botschaft, daß Helga ihn morgen erwarte, und sandte ihm das Briefchen trotz der vorgerückten Stunde ins Hotel.

2.

Sobald es angängig war, eilte Rudolf am anderen Morgen zu Frau Doktor Strecker. „Wie soll ich Ihnen danken, liebste, beste Frau Doktor! Vor lauter Glückseligkeit über Ihre Botschaft habe ich fast die ganze Nacht kein Auge zugetan!“

„Dann hat sie also gänzlich ihren Zweck verfehlt. Ich wollte Sie, lieber Rudolf, durch jene Nachricht vor einer schlaflosen Nacht behüten,“ sagte die alte Dame lächelnd.

„Es ist ein gewaltiger Unterschied, vor Glück nicht schlafen können als vor quälender Ungewißheit. — Erzählen Sie aber nun — was sagte Helga, wie nahm sie Ihre Worte auf?“

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Fräulein Nordmann sehr unschlüssig war. Sie hat einen etwas eigenwilligen Charakter und ist schwer zu überzeugen. Der Gedanke, als Schauspielerin zu wirken, hat etwas sehr Verlockendes für sie. Schritt für Schritt habe ich ihr das Terrain abgewinnen müssen. Ich glaube, Sie werden trotz aller Liebe keinen allzu leichten Stand

mit ihr haben — und Sie selbst, Rudolf, sind auch nicht gerade sehr nachgiebig und biegsam. Da kommen zwei harte Steine zusammen.“

„Das wird sich alles noch einrichten. Zulezt aber haben Sie sie doch überzeugt?“

„Ja und nein. — Sie will Ihnen alles anheimstellen, sie hat ein so großes Vertrauen zu Ihnen. Ich glaube auch, sie liebt Sie, ohne daß sie sich selbst klar darüber ist. Andernfalls wäre sie ja unerbittlich bei ihrem Nein geblieben. Das übrige fragen Sie sie selbst.“

Frau Strecker stand auf und kam wenige Augenblicke später mit der errötenden Helga zurück.

Söring eilte auf sie zu, faßte ihre beiden Hände und fragte mit bebender Stimme: „Helga, teures, geliebtes Mädchen, darf ich glauben, was mir unsere gütige Freundin geschrieben hat?“

Geräuschlos zog sich diese zurück, die beiden allein lassend.

Voll schlug Helga die schönen Augen zu ihm auf. „O, es kam mir so unerwartet — daran hab' ich doch nie gedacht — ich war so ahnungslos!“

„Sie haben also nicht gemerkt, daß ich vom ersten Augenblicke an Ihrem Zauber verfallen war?“

„Nein, so eingebildet war ich nicht,“ lächelte sie, „weil ich doch so ganz von meinem Vorsatz erfüllt war, hatte ich gar keinen Sinn für etwas anderes. — Und Sie waren schließlich auch viel zu ruhig und belehrend, richtig väterlich, als daß ich auf solchen Gedanken hätte kommen können.“

„Ich mußte doch so sein, damit Sie Vertrauen zu mir fassen konnten. Denn hätte ich den Schwerenöter spielen wollen, so hätten Sie mich doch tüchtig abfallen lassen. — — So, nun kommen Sie und setzen Sie sich

— nein, nicht dahin, hier neben mir auf dem Sofa ist Ihr Platz — ich lasse diese kleine Hand nicht wieder! So, nun sagen Sie mir offen und ehrlich: haben Sie den Mut, mir Ihr künftiges Leben anzuvertrauen, mein geliebtes Weib zu werden?“ Eine tiefe Bewegung klang bei diesen Worten aus seiner Stimme.

„Ja, den Mut hätte ich, mit Ihnen durchs Leben zu gehen. Doch ist es für Sie nicht zu gewagt, mich, die Sie so gar nicht kennen, deren Lebensumstände Ihnen so fremd sind, heiraten zu wollen?“ fragte sie ernst.

„Und ist nicht dasselbe mit mir der Fall? Auch Sie wissen nichts von mir, da sind sich also die Chancen gleich.“

„Mir ist in der Nacht so vielerlei durch den Kopf gegangen, Herr Sörning. Und meine Vorsätze — wo bleiben die? Gestern sprach ich noch so stolz und frei, und heute soll ich alles über den Haufen werfen?“

„Ist denn das in diesem Fall eine Sünde? Sie sind ein kleiner — nein, ein ganz großer Dickkopf, Pelga. Und trotzdem ist es mein höchster Wunsch, Sie zu meiner geliebten Frau zu machen. Aber die törichte Idee, Schauspielerin werden zu wollen, muß heraus aus Ihrem Köpfchen. — Und es wird Ihnen doch auch nicht schwer, wenn ich Sie darum bitte?“

„Doch,“ gestand sie offen ein, „es wird mir schwer. Sie haben ja gar keine Ahnung, wie verwachsen jener Plan mit meinem Denken war. — Nach reiflicher Überlegung habe ich aber eingesehen, daß Sie und Frau Doktor recht haben — und außerdem habe ich zu Ihnen ein so unbegrenztes Vertrauen, daß ich Ihnen getreulich folgen kann.“

„Vertrauen — nur Vertrauen?“ sagte er schmerz-
lich, und dann in ausbrechender Leidenschaft: „Ach,

Mädchen, wenn du wüßtest, was du mir bist, wie heiß ich dich liebe!" Und er preßte ihre Hand, daß es sie schmerzte.

Sie sah aus seinen Augen tiefe Zärtlichkeit strahlen, da überkam sie plötzlich ein nie gekanntes süßes Gefühl des Geborgenseins beim Drucke dieser Männerhand, und ihr Herz quoll über in ungewohnter Weichheit. Sie schmiegte ihr blondes Köpfchen an seine breite Brust, und leise kam es von ihren Lippen: „Ja, ich hab' dich auch lieb!“

Mit einem unterdrückten Jubelruf riß er sie an sich. „Du mein Weib, mein alles!“ Er suchte ihren Mund in heißem, durstigem Kusse, und mit Wonne fühlte er den leisen Gegenbruch ihrer Lippen. Fest preßte er sie an sich, als wollte er sie nie wieder aus seinen Armen lassen, und Weihe lag über diesen seligen Minuten, in denen sie sich gefunden hatten. —

„Lasse dich anschauen, Geliebte,“ bat er, indem er ihren schönen Kopf zurückbog. Da sah er Tränen in den blauen Augen schimmern. „Tränen, meine Helga? Warum weinst du?“

„Es sind Tränen des Glücks und der Freude! Nun hab' ich eine Heimat gefunden! — Wenn meine Eltern das noch erlebt hätten!“ sagte sie mit bebender Stimme.

Er mußte sie immer wieder anschauen; sie erschien ihm tausendmal schöner und süßer in der Weichheit und Milde, die jetzt auf ihrem Gesicht lag, als in dem frohen Wagemut und herben Troß von gestern.

„Ja, mein süßes Mädchen, deine Heimat ist hier bei mir, und nichts kann dich mir wieder entreißen.“

„Ich will dir auch eine gute, treue Frau werden, wie du eine verdienst.“

Er küßte ihr die Worte von den Lippen, er küßte die rosigten Wangen, das blonde Haar, die schönen Augen, bis sie sich endlich seinen Armen entwand.

„Nun wird es aber hohe Zeit, daß wir uns der Frau Doktor als Brautpaar vorstellen,“ sagte sie — und schelmisch zu ihm emporsehend, fügte sie hinzu: „Denn nur ihr hast du es zu danken, daß du mich bekommen hast!“

Ein halbes Jahr später führte der Zug ein seliges Ehepaar nach dem Süden. Vier monnige Wochen verlebte Rudolf Sörning mit seinem schönen Weibchen in Italien, ehe er seinen festen Wohnsitz in einer großen, kunstliebenden Residenzstadt nahm. Er war dort Direktor einer großen Maschinenfabrik. Ihre Wohnung, wenige Minuten davon entfernt, hatte er aufs reizendste eingerichtet, jede Rücksicht auf den leisesten Wunsch Helgas genommen, so daß diese ganz überrascht war, als sie ihr Heim zum ersten Male betrat. Im Verein mit Frau Strecker war es ihm gelungen, Helga diese Freude zu bereiten; sie hatte nichts vorher sehen dürfen, und wie ein Kind freute er sich mit ihr, als sie, innig umschlungen, die behaglichen Räume durchwanderten.

„Du Lieber, Guter, wie schön ist das alles! Wie dank' ich dir!“ sagte sie.

„Ich freue mich, wenn du zufrieden bist,“ entgegnete er mit bewegter Stimme. „Hoffentlich verleben wir hier nur Stunden des Glückes und der Freude, mein geliebtes Weib!“ — —

Sie fanden bald einen ihnen zusagenden Bekanntenkreis. Am wohlsten aber fühlten sie sich daheim. Wenn er müde und abgespannt von seinem Beruf, der ihn sehr in Anspruch nahm, nach Hause ging, lugte ein blonder Frauenkopf nach ihm aus, lächelnd nickte und winkte er diesem zu, und bald darauf konnte er den Begrüßungsfuß auf die blühenden Lippen seines Weibes drücken, das mit geschäftiger Grazie am Tische ihres

Antes als Hausfrau waltete. Mit Behagen sah er auf die schlanken, weißen Hände, die ihm so flink und gewandt das Essen vorlegten. „Du vermöhnst mich recht,“ sagte er dann wohl öfter.

„Und du hast es doch so gern,“ entgegnete sie lächelnd.

Sie hatte sich nach ihrer Verlobung unter Frau Streckers Leitung zu einer tüchtigen Hausfrau herangebildet, und ihr Gatte konnte wohl mit ihr zufrieden sein. Er war es auch; jedoch hatte er noch immer eine kleine Befürchtung wegen ihrer Vorliebe für das Theater. So viel wie möglich vermied er, davon zu reden. Ab und zu, da dies nicht zu umgehen war, besuchten sie es zusammen, und jedesmal war Helga Feuer und Flamme. Fast fieberhaft erregt saß sie dann neben ihm, unwillkürlich seine Hand fest in der ihren haltend und mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorgänge auf der Bühne verfolgend. Ihre Kritiken waren immer sehr zutreffend, keine falsche Betonung oder Bewegung der Schauspieler entging ihr, und nur ungern sah er ihre Begeisterung.

Aber er war glücklich in ihrem Besitz und wurde auch um sein schönes, lebensprühendes Weib beneidet. Sie war so lieb und zärtlich zu ihm, wie er es ihrer anfangs so spröden Natur nach gar nicht gedacht hatte.

Und auch sie fühlte sich glücklich und heimisch bei ihrem Gatten, wenn sich auch herausgestellt hatte, daß beider Charaktere bei mancher Ähnlichkeit doch recht verschieden voneinander waren. Er hatte eine etwas passive Natur, die selten ihren Gefühlen freien Ausdruck gab, immer nur vorsichtig prüfend und überlegend, dabei von einer Energie und Hartnäckigkeit, die der Helgas in nichts nachgab. Sie war sehr lebhaft und temperamentvoll, den Eingebungen des Augenblickes folgend, in der einen

Minute demütig und hingebend, in der anderen unsagbar trotzig und selbstbewußt.

Aber sie waren dessenungeachtet glücklich wie die Kinder, da beide mit kluger Vorsicht die gefährlichen Klippen umgingen, die ihrem Eheglück hinderlich werden konnten, und jeder von ihnen pries das gütige Geschick, das sie zusammengeführt hatte. Sie konnte sich auf ihres Gatten Treue verlassen, und er war ihrer zärtlichen, etwas stürmischen Liebe sicher, die er dankbar hinnahm.

So verlebten die beiden drei glückliche Jahre. Mit ihren vierundzwanzig Jahren war Helga ein schönes, vollerblühtes Weib, das die Blicke und Bewunderung aller auf sich zog. Ihre Haltung war sehr sicher und stolz, ohne doch mit Hochmut oder Selbstgefälligkeit etwas gemein zu haben. Leider war ihnen das Glück versagt, Kinder zu besitzen; sie empfanden es beide schmerzlich, doch jedes trug es still für sich und war bemüht, diesen einzigen Kummer vor dem anderen zu verbergen. Was Sörning irgend tun konnte, wandte er an seine Frau, die er so schön als möglich sehen wollte, und dankbar nahm sie es entgegen, damit sie ihrem Manne recht gefiel. Ob das bei anderen der Fall war, war ihr ziemlich gleichgültig; sie fühlte sich zu unabhängig und war zu wenig eitel, um danach zu streben und Befriedigung darin zu finden. Nur einem Wunsche, den sie mitunter angedeutet, war er unzugänglich: er abonnierte nicht für sie im Theater. Sie grämte sich wohl manchmal etwas darum, wagte aber nicht, es zu verlangen, da sie ihm im Anfang ihrer Ehe hatte versprechen müssen, ihre Begeisterung zu dämpfen.

Eines Abends nach dem Abendbrot saßen sie gemüthlich bei einer Partie Schach. Helga wäre eine ganz

gute Spielerin gewesen, wenn nicht manchmal ihr Unge-
stüm ihr eine scharf gedachte Berechnung vernichtet hätte.

„Nicht so hitzig, Schatz!“ mahnte er gerade. „Mit dem Zug würdest du dir die Partie verderben. Du siehst, wie selbstlos ich bin und gegen mein Interesse —“

„Sehr gütig, mein gestrenger Herr Gemahl. Du bist aber ein alter Brummbär, der immer etwas zu tadeln und zu reden hat. Ich gehe drauf wie Blücher — ich kann nichts für meine Natur, wie du für die deinige nichts kannst.“

„Nun, was hast du denn an mir auszusehen?“ fragte er.

„O, sehr viel! Du bist schon so phlegmatisch und bequem wie ein alter Mann von sechzig Jahren, gar nicht wie vierzig. Bloß der Schlafrock und die lange Pfeife fehlen noch, um den Philister vollständig zu machen.“

„Daran bist nur du schuld — warum hast du mich so verwöhnt! Freue dich doch, daß du solch soliden Mann hast; andere Männer gehen viel mehr aus als ich — ich bleibe doch fast immer bei meiner Alten.“ Bärtlich faßte er nach ihrer Hand.

„Du, das wird sich auch nur so gehören, wenn man eine junge Frau hat. Ich will nicht allein sein, sonst will ich auch meine Zerstreuung haben.“

Eine leise Gereiztheit schien ihm aus ihren Worten zu klingen, und prüfend sah er sie an.

„Kann sich mein Frauchen wirklich so wenig mit sich selbst beschäftigen?“ Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, während er mit einer Schachfigur spielte. „Und gerade wollt' ich dir sagen, daß ich übermorgen abend mit Rechtsanwalt Hübner und Doktor Lohß einen Skat spielen will. Der Doktor telephonierte mich an.“

„Willst du wirklich ausgehen? Warst doch erst gestern fort.“

„Das ist doch nicht häufig. Der Doktor geht fast jeden Abend aus.“

„Du sollst dich nicht immer auf andere berufen; ich tue es doch auch nicht.“

„Nun gut, dann bleibe ich hier und tue dir den Gefallen. Ich wollte dir nur Gelegenheit geben, dir übermorgen abend „Der Widerspenstigen Zähmung“ mit Konrad Höfer als Petruccio anzusehen.“

Sie sah ihn einen Augenblick groß an, während es um ihren Mund zuckte. Brennend gern hätte sie das Lustspiel gesehen, besonders da ein Gast, dem ein bedeutender künstlerischer Ruf voranging, darin auftrat. Ihr Gatte sah aber so gleichmütig darein, daß sie nicht wagte, darauf zurückzukommen. Auch wollte sie sich in ihrem falschen Stolz die Blöße nicht geben und darum bitten, trotzdem er darauf wartete — mit tausend Freuden hätte er ihr dann nachgegeben.

Da schlang sie ihren Arm um seinen Hals und flüsterte in sein Ohr: „Nein, ich will nicht gehen — aber du sollst trotzdem nicht zu Haus bleiben; gehe ruhig aus.“

Vielleicht hatte sie die Hoffnung, daß er ihr Opfer nicht annehmen oder ihr dafür das Theater nochmals anbieten würde — aber sie sah sich getäuscht; denn er erwiderte ruhig: „Mir ist es auch so recht, Kind. Wir gehen dann ein anderes Mal zusammen. Höfer tritt ja noch öfter auf.“

Er merkte gar wohl ihre Enttäuschung; aber er wollte sich seine Frau so ziehen, daß sie ihre Hartnäckigkeit ganz aufgab. „So, nun wollen wir die Partie zu Ende spielen, Schatz. Wer war an der Reihe?“

Mit sichtlicher Unlust spielte Helga weiter — und so schlecht, daß sie die Partie, die ihr anfänglich günstig stand, in einigen Minuten verloren hatte.

„Wir hören jetzt wohl auf? Ich gebe dir morgen abend Revanche,“ sagte er freundlich. „Nun liesst du mir noch den Aufsatz vor, von dem du sprachst, und dann gehen wir schlafen.“

„Verzeihe, ich bin müde,“ sagte sie etwas kurz.

„Dann lese ich ihn für mich. Wartest du?“

„Ach nein — du kommst doch gleich nach. Ich gehe einstweilen voraus. — Gute Nacht, Rudolf!“

„Gute Nacht, Helga!“

Es war das erste Mal, solange sie verheiratet waren, daß sie zu verschiedenen Zeiten ihr Bett suchten. Sonst gingen sie stets zusammen schlafen, wenn er zu Hause war, denn sie konnte nicht einschlafen, wie sie sagte, wenn sie nicht seine Hand in der ihren hielt und einen innigen Gutenachtkuß mit ihm ausgetauscht hatte. Heute abend war er von beiden Seiten weniger zärtlich als sonst. Beide lagen noch lange wach, ehe sie einschliefen; Helga suchte auch seine Hand nicht wie sonst, und er vermied ihr fröhliches Geplauder. Gar oft stahl sie sich sonst noch in seinen Arm, schmiegte ihre weiche Wange an die seine und flüsterte ihm allerlei süßes, törichtes Zeug ins Ohr, worüber er gutmütig lächelte und doch glücklich war.

Am anderen Morgen wurde nicht mehr davon gesprochen. Jedoch lag noch eine gewisse Spannung zwischen beiden. Als er Mittags nach Hause kam, war er sehr schweigsam.

„Ist dir nicht gut, Rudolf?“ fragte sie ihn da.

„O doch — nur muß ich morgen statt des Herrn Steinach auf die Reise. Es können gut zwei bis drei Wochen werden. Es handelt sich um die Neuanlage einer Fabrik. Du weißt ja — das Terrain ist schon vor einiger Zeit gekauft. Die Reise ist mir gar nicht gelegen, erstens, weil du so lange allein bleiben mußt,

Schatz, und zweitens ist noch eine Menge für mich zu erledigen, was mir dann bis zu meiner Rückkehr bleibt," sagte er etwas verstimmt.

Gelgas Augen hatten sich mit Tränen gefüllt; trotzdem sagte sie tapfer: „Sorge dich nicht um mich, ich mache mir schon zu tun während deiner Abwesenheit. — Plage dich nur nicht so; du siehst schon ganz überarbeitet aus, und ich törichtes Ding —“ liebevoll glitt ihre Hand über sein Gesicht.

Er hielt sie fest und drückte einen leisen Kuß darauf. „Meine Gelga!“ sagte er innig, und alles war wieder gut. —

Am nächsten Morgen begleitete sie ihren Gatten nach der Bahn. Als sie etwas wehmütig gestimmt den Heimweg antrat, begegnete ihr Frau Rechtsanwält Hübner, eine sehr pitante, elegante Erscheinung.

„Run, so traurig, kleine Frau?“ sagte diese stehen bleibend. „Sie haben wohl dem Gatten das Geleit gegeben? Mein Mann sagte mir gestern, daß Sie auf einige Wochen Strohwitwe würden. Sie Armste — das ist gar nicht schön — was fangen Sie da nur an?“

„O, ich hab' Beschäftigung genug,“ entgegnete Gelga, „und dann bin ich schließlich zu vernünftig, um mich gegen etwas, das sein muß, aufzulehnen.“

Sie stand mit Frau Hübner in nur oberflächlichem Verkehr, da ihr Mann keinen zu intimen Umgang mit dieser Dame wünschte. Sie war ihm durch ihre Vergnügungs- und Bausucht nicht sonderlich sympathisch; da aber der Rechtsanwalt schon von der Schulzeit her einer seiner besten Freunde war, ließ sich ein öfteres Zusammensein nicht gut umgehen.

„Das ist ja sehr lobenswert,“ entgegnete Frau Hübner, „jedoch sehe ich nicht ein, daß Sie sich während der Abwesenheit Ihres Mannes isolieren! — Wissen

Sie was, kommen Sie heute abend mit mir ins Theater; in unserer Loge ist noch ein Platz frei."

"Sehr liebenswürdig, doch heute bin ich verhindert," lehnte Helga ab. Gar zu gern hätte sie das Anerbieten angenommen, aber sie wollte es doch lieber nicht.

"Schade," meinte Frau Hübner, "denn interessant wird es sicher werden. Konrad Höfer als Petruccio soll hinreißend sein. Also ein anderes Mal! Auf jeden Fall werde ich Ihnen Bericht erstatten." —

Sie tat dies auch gleich am folgenden Tage und schwärmte Helga so viel vor, daß diese bereute, nicht doch mitgegangen zu sein.

Da sagte Frau Hübner: "Liebste, ich habe mich schon immer gewundert, daß Sie nicht abonniert haben — oder hat das Theater so gar kein Interesse für Sie?" Und etwas anzüglich fügte sie hinzu: "Das kann ich mir eigentlich denken, da Sie ja noch immer in den Flitterwochen leben —"

"O," wehrte Helga errötend ab, "mein Mann sieht es aus gewissen Gründen nicht gern, wenn ich das Theater häufiger besuche."

"Also eifersüchtig ist der Herr Gemahl — wie interessant! — Mein Mann darf das nicht sein — na, gleichviel, das müssen Sie ihm abgewöhnen! Sie wissen noch gar nicht, wie man seinen Mann behandeln muß! — Er sieht es nicht gern, und da gehorchen Sie pflichtschuldigst, wenn Ihnen der Barbar solch bescheidenes Vergnügen unterschlägt! Ich versichere Sie, die Herren der Schöpfung wissen es gar nicht zu schätzen, wenn man so folgsam ist. — Sie kommen jetzt einfach das nächste Mal mit und nehmen überhaupt für diesen Monat, solange Ihr Tyrann verreist ist, Frau v. Salderns Platz in unserer Loge. Wie Sie wissen, ist diese mit ihrer Mutter in Italien. — Also

abgemacht, kleine Frau! Sie werden ja sonst schwermütig, wenn Sie gar keine Zerstreuung haben."

Helga schwankte. Die Versuchung war groß. Frau Hübner redete ihr so lange zu, bis sie endlich einwilligte. Was war auch dabei? Sie war gar zu schwerfällig und gewissenhaft. Andere Frauen machten es sich leichter und lebten doch glücklich in ihrer Ehe. So erklärte sie sich denn bereit, den freien Platz in Hübners Loge zu nehmen. Doch ging sie in das Theater lediglich um des künstlerischen Genusses willen, nicht, wie so viele andere, um elegante Toiletten zur Schau zu tragen, gesehen zu werden.

Einen Tag um den anderen bekam sie Nachricht von ihrem Gatten, und ebenso pünktlich schrieb sie wieder. Sie hatte ihm mitgeteilt, daß sie einen Platz in Hübners Loge für die Zeit seiner Abwesenheit genommen hätte, um etwas Zerstreuung zu haben; er erwiderte darauf, daß ihn dies freue, nur wäre ihm das häufige Zusammensein mit Dora Hübner nicht gerade angenehm, auch mußte sie ihm versprechen, den „Theaterteufel“ nicht überhand in sich nehmen zu lassen, denn das wäre immer noch seine Befürchtung, weswegen er auch das Theater so viel wie möglich gemieden hätte. Voll zärtlicher Liebe antwortete sie ihm, daß er ganz ruhig deswegen sein könne, sie wäre vernünftig geworden, er wäre doch ihr ein und alles und mußte doch wissen, wie glücklich sie sich bei ihm fühle.

Nun war ihr das Herz leicht; mit dem Bewußtsein, ihr Gatte gönnte ihr gern dieses Vergnügen, freute sie sich jedesmal auf die Vorstellung. —

Vielleicht nicht ganz ohne Hintergedanken hatte Frau Hübner Helga den Platz angeboten, denn wenn eine Erscheinung wie die junge Frau Sörning neben ihr saß, konnte auch sie nicht übersehen werden, deren brünettes,

pitantes Aussehen in wirkungsvollem Gegensatz zu jener blonden Schönheit stand. Ihre Absicht wurde auch erreicht, denn ihre Loge erfreute sich allgemeiner Beachtung und Aufmerksamkeit. Sogar Prinz L. hatte sich nach den beiden Damen erkundigt, wie sie durch einen Offizier erfahren hatte, der bei ihnen im Hause verkehrte. Helgas ungewöhnliche Schönheit hatte seine Bewunderung erregt. Dora Hübner hütete sich jedoch, dieser davon zu sagen, die junge Frau mit ihrer lächerlichen Verliebtheit in ihren Mann wäre im Stande gewesen, nicht wieder zu kommen — und etwas Neid mischte sich auch darein.

Ronrad Höfer, der gefeierte Künstler, trat wiederum auf, und Helga konnte ihn als Romeo bewundern. Bildschön sah er aus, und unendlich wohlklingend flossen die Shakespearischen Verse von seinen Lippen. Leidenschaftlich, feurig und doch in jeder Bewegung maßvoll, in seinem Spiel den echten denkenden Künstler verrathend, riß er das Publikum zur Bewunderung hin. Wie hölzern und empfindungslos die Julia neben ihm erschien! Unwillkürlich kam Helga der Wunsch, an ihrer Stelle zu sein. O wie so ganz anders würde sie jene poetische Gestalt verkörpern! Ihre Wangen glühten, die Augen leuchteten; sie war so ganz bei der Sache, daß sie nicht merkte, wie sie von ihrer Nachbarin beobachtet wurde.

Diese sah, wie Prinz L. sein Glas beständig auf ihre Loge und nicht auf die Bühne richtete. Helga sah auch entzückend aus in der schwarzen Tüllrobe, die die schneeige Weiße des Halses und der wundervollen Arme doppelt blendend hindurchschimmern ließ.

Da — hatte Romeo sie nicht auch bemerkt? Oder war das nur Einbildung? Das konnte aber doch nicht sein; denn ein Blick aus seinen dunklen

Augen hatte sie getroffen, so machtvoll, daß es sie durchschauerte — und von nun an ließ er sie nicht aus seinen Augen, was sehr wohl anging, da Hübners Loge dicht an der Bühne lag. Die dankende Verneigung für den Beifall, der ihm stürmisch nach dem Fallen des Vorhangs gespendet wurde, galt hauptsächlich Helga, wie sie mit ihrem weiblichen Instinkt leicht fühlte. Sie schob ihren Stuhl etwas zurück und lehnte die Aufforderung ihrer Nachbarin ab, mit nach dem Foyer zu kommen, so daß diese allein ging, um sich dort mit einigen bekannten Damen und Herren zu treffen.

Ein paar Minuten später wurde die Logentür geöffnet. Helga blickte auf und sah die Garderobiere mit einem Briefchen in der Hand.

„Für mich? Von wem?“ fragte Helga verwundert und nahm den Umschlag, der keine Aufschrift trug. Da ihr keine Antwort zu teil wurde, wiederholte sie ihre Frage.

Bögernd antwortete die Frau darauf, daß sie hinter die Kulissen gerufen worden sei, wo ihr Herr Höfer, der den Romeo spielte, jenes Briefchen gegeben mit der Bitte, es der blonden Dame in der Hübnerschen Loge zuzustellen.

Sofort gab Helga den Brief zurück, während sie unmutig bemerkte: „Sagen Sie dem Herrn, daß ich verheiratet bin und infolgedessen keine Briefe annehme von mir unbekannten Leuten!“

„Gnädige Frau, es wurde mir auf die Seele gebunden —“

„Haben Sie mich nicht verstanden?“ fragte Helga scharf. „Übrigens begreife ich Ihren Dienstfeier nicht, liebe Frau, Sie kennen mich doch als Frau Direktor Sörning.“

„Das alles hab' ich ihm auch gesagt; aber er bat so dringend,“ sagte die Frau.

Helga achtete nicht mehr auf sie; sie vertiefte sich in das Studium ihres Bettels, bis Dora Hübner zurückkam.

„Warum sind Sie eigentlich nicht mitgekommen? War sehr amüsant; es war alles da! — Ah, Sie wollten wahrscheinlich in Ihren Gedanken an Höfer-Romeo nicht gestört werden! Gott, was ist der Mensch süß, nicht wahr? Bezaubernd, hinreißend! — — Übrigens, der Prinz war auch oben! Er schien jemand zu suchen. Ich bin neugierig, auf wen er jetzt sein Auge geworfen hat, der Don Juan. — Ah, da kommt er gerade zurück! Doch ein bildschöner Mensch! Wäre eher mein Geschmack als dieser Romeo.“

Unwillkürlich blickte Helga auf diese Bemerkung hin nach der Hofloge und sah dabei, wie der Prinz sofort sein Glas direkt auf sie richtete und sie so ungeniert fixierte, daß sie mit einem sehr abweisenden, kalten Gesichtsausdruck sich wegwandte.

Der Vorhang hob sich wieder, und mit Spannung verfolgte sie den Gang der Handlung. Dann kam die von schwüler Leidenschaft durchwehte Szene in Julias Gemach. Julia klagt:

„Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.“

Romeos Blicke richteten sich vorwurfsvoll auf die schöne Frau in der Loge, und Helga hatte das Gefühl, dessen sie sich nicht erwehren konnte, daß er nur für sie spielte. Sie rückte ihren Sessel zurück, und dabei bemerkte sie wieder, wie der Prinz sie fortwährend fixierte. Mit ihrer Ruhe war es nun gänzlich vorbei; abwechselnd wurde sie rot und blaß.

„Was haben Sie nur, Liebste?“ fragte Frau Hübner.

„O, mir ist gar nicht gut; die Kopfschmerzen, mit denen ich herkam, haben sich so verschlimmert, daß ich am liebsten gehen möchte.“

„Auf keinen Fall! Bleiben Sie nur! Ich bin ja sonst allein; mein Mann ist doch auch nicht gekommen, wie er beabsichtigte. Es wird schon wieder besser werden.“

Helga blieb auch, setzte sich jedoch noch mehr in den Hintergrund. Eine sonderbare Unruhe hatte sie erfaßt und eine tiefe Reue, daß sie der Lockung, das Theater während der Abwesenheit ihres Gatten zu besuchen, nachgegeben. Dann wäre ihr der peinliche Augenblick, jenen Brief zu erhalten, erspart geblieben.

Endlich war die Vorstellung zu Ende; einen letzten langen, sehnächtigen Blick des Künstlers empfing Helga noch, ehe sie ihre Loge verließ. Sie stand neben Frau Hübner, die in ihrer lebhaften Weise kräftig mit der Mehrzahl des Publikums Beifall klatschte, um den gefeierten Künstler immer wieder zu sehen. Helga hatte sich unterdessen fertig gemacht und eilte dem Ausgang zu, um dort auf Dora zu warten. Da fühlte sie sich heftig in dem Gedränge gestoßen. Unwillig blickte sie zur Seite und sah in die heiß auf sie gerichteten Augen eines hochgewachsenen Offiziers — des Prinzen.

„Pardon!“ sagte dieser, entschuldigend die Hand an seine Mütze legend; mit einem leichten Neigen des blonden Kopfes nahm sie davon Notiz. Da hörte sie es hastig und leise an ihr Ohr flüstern: „Süßes, berückendes Weib!“ und ein leises Säbelklirren zeigte ihr, daß der Prinz noch an ihrer Seite stand.

Sie fühlte, wie ein tiefes Rot der Entrüstung in ihr Gesicht stieg; mit einer unsagbar hochmütigen Gebärde wandte sie sich ab und Dora Hübner zu, die sie im selben Augenblick sah. „Da sind Sie ja endlich; ich warte schon einige Minuten auf Sie.“

„Ich wollte erst Höfer nochmals sehen; ich wundere mich, daß Sie nicht den gleichen Wunsch hatten,“ entgegnete Frau Hübner, mit einem eigentümlich gespannten Blick ihrer unruhigen Augen in Helgas Gesicht sehend, denn ihre scharfen Augen hatten den Prinzen entdeckt, der in auffallender Nähe von Helga stand. Was wollte er?

„Ich bin müde,“ sagte diese; „darf ich mich verabschieden? Ich sehe, mein Mädchen wartet dort, und ich möchte gern die Straßenbahn noch benutzen.“

„Das tut mir leid; ich glaubte sicher, Sie würden sich uns noch anschließen, denn mein Mann versprach mir, im Café Türke Nachsitzung zu halten — dort sieht man doch nach der Vorstellung die meisten Künstler. — Übrigens, da er noch nicht hier ist, wird er wohl dort gleich auf mich warten. — Es ist also unwiderruflich, daß Sie nicht mit mir kommen?“

„Seien Sie mir deshalb nicht böse; ich kann heute nicht,“ erwiderte Helga.

„Nun denn, gute Nacht, kommen Sie gut heim, Sie kleine Strohvitwe!“ sagte Frau Hübner mit unnötig lauter Stimme, da sie sah, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit der Prinz ihrer Unterhaltung lauschte, „grüßen Sie Ihren Tyrannen von mir, wenn Sie schreiben, und langweilen Sie sich nicht, Sie Ärmste — da, Sie müssen eilen, dort kommt die Straßenbahn.“

Hastig verabschiedete sich Helga und gab dem Mädchen Weisung, zuerst aufzusteigen, um ihr von oben behilflich zu sein. Der Wagen war aber schon sehr besetzt und sollte trotzdem noch viele aufnehmen, so daß sie in dem Gedränge von ihrem Mädchen getrennt wurde.

„Besetzt!“ wurde nun zu guter Letzt ihr und noch einigen zugerufen; der Wagen fuhr davon, und sie blieb allein zurück.

Ärgerlich stand sie da und blickte sich nach einer Droschke um, um nicht bis auf die nächste Straßenbahn warten zu müssen. Natürlich war aber kein Wagen mehr da, und so ging sie unruhig auf und ab. Das fehlte noch gerade!

„Wie ich sehe, haben Gnädigste die Straßenbahn verscholt; es dauert immerhin noch acht Minuten, bis die nächste kommt. Möchten Gnädigste deshalb mit meiner Begleitung fürliebnehmen — ich würde mich glücklich schätzen.“

Erschreckt über diese unvermutete Anrede blickte sie auf und sah wieder den Prinzen neben sich. In peinlicher Verlegenheit stand sie da; wurde sie nicht schon von den Leuten, die mit ihr warteten, von der Seite angesehen? Ihr liebliches Gesicht nahm einen harten, abweisenden Ausdruck an, als sie erwiderte: „Ich danke; ich möchte Durchlaucht nicht meinethwegen bemühen; ich warte.“

„O meine Gnädigste, keine Mühe, ein Glück sondergleichen, einer so schönen Dame, die mich bezaubert hat, das Geleit geben zu können.“ Seine dunklen Augen ruhten verzehrend auf ihrem Antlitz, das in der Umrahmung der schwarzen Spitzen und mit den bligenden Augen wirklich berückend war.

Sie richtete sich hoch auf und sagte kalt und herrisch: „Nochmals — ich danke, Durchlaucht, und bitte, mich zu verlassen.“

„Aber meine Gnädigste —“

Da streifte ihn ein Blick so verächtlich und kühl, daß er es doch vorzog, nach einem höflichen Gruße zu verschwinden. Teufel auch — das war ihm noch nie passiert. Die Damen waren im Gegenteil immer sehr liebenswürdig, wenn er sich ihnen näherte, und nur diese — a bah, das wollen wir schon kriegen. Wie

war sie süß! Den ganzen Abend hatte er sie betrachten müssen — diese Kälte war ein neuer Reiz. —

In dieser Nacht fand Helga wenig Schlaf. Dieses Zusammentreffen mit dem Prinzen war ihr unsagbar peinlich. Sie konnte doch aber wirklich nichts dafür, daß er sie belästigte; sie hatte ihn auch gebührend zu rechtgewiesen. Aber wenn auch, der Schein war gegen sie — und der Ruf des Prinzen nicht der beste. — Dann die versuchte Annäherung Konrad Höfers! War dieser Mensch verrückt? Nur gut, daß Dora Hübner nicht dabei gewesen war, als ihr das Briefchen gegeben wurde; diese Frau wäre so indiskret gewesen, davon zu reden.

Leider mußte sie davon; die Garderobefrau, geärgert durch Helgas wenig freundliche Art, hatte es ihr erzählt.

Mit dem Vorsatz, das Theater bis zu ihres Vaters Ankunft zu meiden, sowie ihm alles zu erzählen, schlief Helga endlich ein.

Nach vierwöchentlicher Abwesenheit kam Rudolf Sörning wieder heim, jubelnd von seinem Weib begrüßt. Sie waren selig, sich wiederzuhaben, und er war so fröhlich und guter Laune, daß Helga ihm nicht gleich von jenem Theaterabend erzählte, um ihm nicht die Stimmung zu verderben. Das hatte ja auch Zeit bis morgen. Als er am anderen Tage nach der Fabrik ging, sagte sie nach einem zärtlichen Abschiedskuß: „Du Schatz, nach Tische will ich dir etwas erzählen — du darfst aber nicht böse sein; hörst du?“

„Da bin ich doch neugierig, was mein Weibchen verbrochen hat,“ lachte er, „wird hoffentlich nicht so schlimm sein; im voraus Absolution gewährt!“

Junig drückte er sie noch einmal an sich und eilte dann fort.

Mit einem Male aber wurde ihr so bange — vielleicht wäre es doch besser gewesen, sie hätte gleich gebeichtet. Aber was? Sie hatte doch nichts verbrochen, und mit Gewalt scheuchte sie die ängstlichen Gedanken fort. Sie kannte ihres Vatten etwas schwerfällige Art — über Unangenehmes kam er sehr schwer hinweg. —

Etwas später als sonst kam Rudolf Mittags nach Hause.

„So spät gleich am ersten Tage?“ fragte sie, ihn liebevoll umfassend.

Flüchtig nur erwiderte er ihren Kuß, als er ziemlich kurz sagte: „Ich wurde unterwegs von Hübners aufgehalten.“

Ein Blick in sein Gesicht genügte, Helga zu zeigen, daß ihr Mann etwas Unangenehmes erfahren hatte. Sie kannte Dora Hübner und deren spitze Zunge — wer weiß, was die alles gesagt hatte. Sehr einsilbig und ohne Appetit saßen sie bei Tische.

„Wolltest du mir nicht etwas mitteilen, Helga?“ begann er dann.

„Gewiß, Rudolf, aber erst möchte ich wissen, was du hast; denn du bist verstimmt, ich sehe es dir an.“

„Und das mit Recht, Helga — was hab' ich erfahren!“

„Daß ich öfter im Theater war? Ich hatte dir davon geschrieben und auch gestern abend gesagt. Jetzt ist es dir wohl leid, daß ich mir das erlaubt habe. Aber freilich — du hast mir schon von jeher dies mein liebstes Vergnügen vorenthalten —“

„Helga, bleibe bei der Sache, ich bitte dich! Von Herzen gönne ich dir alles — das Theater vielleicht nur aus übergroßer Liebe und Besorgnis nicht. Und doch habe ich auch jetzt nichts dagegen gehabt, trotzdem ich keine Sympathie für Frau Hübner habe; wie du

weiß, steht sie in dem Rufe, eine sehr gefallsüchtige Frau zu sein. Du hast dich öffentlich mit ihr gezeigt, und die Folgen sind nun da."

"Welche Folgen?" fragte sie da, den Kopf zurückwerfend.

"Die Folge, daß du ebenfalls das Gerede der Leute erregt hast. Ihr müßt euch sehr auffallend betragen haben. -- Jetzt komme ich aber zur Hauptsache. Glaubst du, es war mir angenehm zu hören, daß meine Frau das Wohlgefallen des Prinzen L. erregt hat --"

"Rudolf, dafür kann ich doch nichts! Siehst du, das eben wollte ich dir erzählen."

"Ihr müßt sehr auffällig gewesen sein, wiederhole ich, denn allgemein ist beobachtet worden, daß das Ziel vom Glas des Prinzen eure Loge war. Ja, man geht noch weiter, man beschuldigt dich, ihn ermutigt zu haben."

"O pfui über diese Lüge!" fuhr sie auf. "Wer mag das zu behaupten?"

"Wie du schon weißt, begegneten mir Hübners; dann kam Doktor Lohß mit Frau dazu, die mir erzählten, daß der Prinz sehr eingehende Erkundigungen nach einer gewissen schönen Blondine in der Loge von Hübners eingelesen, daß er in wahrhaft begeisterter Weise von ihr gesprochen und bei einem Liebesmahl kürzlich sogar auf ihr Wohl angestoßen habe. Sie gratulierten mir höhnisch dazu, und zum Schluß sagte Frau Hübner, daß du am Ausgang sogar einige Worte mit ihm gewechselt hast, schnell und flüchtig zwar -- aber doch bemerkt."

"Er hat mich gestoßen im Gedränge und entschuldigte sich, das ist alles."

"Weiter sagte sie, daß sie dich aufgefordert hätte, noch mit ins Café Türle zu kommen, du hättest aber abgelehnt, um mit der Straßenbahn nach Hause zu

fahren in Begleitung des Mädchens. Statt dessen aber hast du Frida fortgeschickt, bist zurückgeblieben und hast dich einige Minuten lebhaft mit dem Prinzen unterhalten, ehe du in einer Droschke nach Hause gefahren bist."

So ruhig und kühl sprach er, daß es sie durchschauerte. Aber noch bezwang sie sich, trotzdem alles in Aufruhr in ihr war, und erklärte ihm den Zusammenhang.

"So — so," meinte er. „Weiter ist beobachtet worden, daß er seit der Zeit häufig an unserer Wohnung vorbeigeritten ist."

"Davon weiß ich nichts, hab' ihn nie gesehen. — O, ich muß doch wirklich sehr interessant sein, wenn sich die guten Freunde und getreuen Nachbarn so mit mir beschäftigen," sagte sie in tiefer Bitterkeit, um dann leidenschaftlich fortzufahren: „Rudolf, traust du mir zu, daß ich in niedriger Kofetterie und Berechnung auch nur versucht habe, die Aufmerksamkeit des Prinzen zu erregen?"

„Und wie kommt jener Schauspieler dazu, dir einen Brief zu schreiben?" forschte er weiter, ohne ihren Einwurf zu beantworten.

Groß sah sie ihn an. „Wer sagte dir das?"

„Unnötige Frage! Wer anders sonst als deine Freundin, Frau Rechtsanwält Hübner! Und das alles bringt sie mit so lächelnder Liebenswürdigkeit hervor und mit Lobpreisungen auf deine Schönheit, daß man ganz wehrlos gegen ihre Impertinenzen ist. Ich sah ordentlich, wie es sie freute, mir diese Nadelstiche zu versetzen, da sie recht wohl weiß, daß sie mir durchaus nicht sympathisch ist," sagte er ingrimmig. In seinem Gesicht arbeitete und zuckte es, und Helga sah, wie mühsam er sich beherrschte, während er im Zimmer auf und ab ging.

„Dann hat sie dir jedenfalls auch gesagt, daß ich den Brief nicht angenommen habe?“ forschte sie mit bebenden Lippen.

Da blieb er vor ihr stehen und sah ihr streng in die Augen.

„So ist also auch das wahr? Ich hielt es für eine Erdichtung jener Frau. Also so weit hast du dich vergessen können, daß —“

„Halt, Rudolf, nicht weiter, wenn du mich nicht noch mehr beleidigen willst! Mir wurde allerdings ein Brief in die Loge gebracht, den ich aber nicht annahm. Ich konnte doch nichts dafür; ich begreife überhaupt nicht, wie jener Mensch dazu gekommen ist.“

„Aber ich,“ brach er grollend aus, „aber ich! Du hast dich mit der Gübner auffallend betragen, woher sonst des Prinzen und des Künstlers Annäherung?“

„Ah, das ist, das ist —“ Helga gab sich alle erdenkliche Mühe, ruhig zu bleiben. Mit bebender Stimme sagte sie: „Rudolf, ich bin mir keiner Schuld bewußt, ich schwöre es dir zu; ich kann für jene Vorgänge nichts, das muß ich dir immer wiederholen. Deine Eifersucht, sowie die Gübner haben ein Verbrechen daraus gemacht, daß ich dem Prinzen — leider — aufgefallen bin. Nur der Neid spricht aus ihr. Seit ich das gemerkt habe, bin ich überhaupt nicht mehr ins Theater gegangen und hab' mich immer daheim gehalten. — Glaube es doch deiner Helga, Rudolf. Muß ich dich erst bitten, mir zu glauben? O das ist hart!“

„Ich habe das Vertrauen zu dir verloren, Helga,“ sagte er dumpf.

Sie wurde bleich bis in die Lippen bei diesen Worten.

„Ist das dein Ernst?“ stammelte sie mühsam.

„Ich sagte es,“ entgegnete er finster und wandte

sich dem Fenster zu. Er blickte hinaus auf die Straße, die feucht vom Nebel und feinem Regen war.

„Rudolf, ist das der Dank für meine Liebe?“ schrie sie da auf.

Er drehte sich um. „Liebe? — Hast du mich je wirklich geliebt?“

„Weißt du das nicht, Rudolf, hast du das nie gefühlt?“ fragte sie schmerzlich.

Da hörte sie Pferdegetrappel auf der Straße; sie blickte unwillkürlich auf, und eine Blutwelle färbte ihr Gesicht dunkelrot — es war der Prinz L., der mit einem Offizier vorüberritt und nach ihren Fenstern herauf sah.

Auch ihr Gatte hatte dies bemerkt — mit eisernem Griff packte er ihre Hand. „Da, dein vornehmer Freund! Willst du dich nicht zeigen und ihn begrüßen?“ zischte er.

„Laß mich los, Rudolf — bist du von Sinnen?“

Er schleuderte ihre Hand von sich. „Du bist eine Komödiantin durch und durch. Du warst freilich froh, so gut bei mir versorgt zu sein. Wenn ich dir etwas wert gewesen wäre, so hättest du mehr Rücksicht auf mich genommen. Eine Auszeichnung ist es sicher nicht, wenn unser Name mit dem des Prinzen zusammen genannt wird. Und das ist wohl auch schon der Fall, wenn er dir so öffentlich huldigt. — Wie höre ich die Leute zischeln, wenn sie mich sehen: Ah, das ist ja der Mann jener schönen Frau — o, es ist nicht auszudenken!“ und schlug sich vor die Stirn.

Schneebleich stand Helga da. Es war ihr so unfasslich, was sie eben gehört, daß ihr alles wie ein böser Traum erschien. Konnte ihr Gatte wirklich so verrannt sein, daß er blind für Recht und Unrecht war, daß er ihre Verteidigung nicht hören, ihren Worten

nicht Glauben schenken wollte? O dann hatte er sie nie geliebt, wenn er sie so niedrig beurteilte! Sie wollte kein Wort weiter zu ihrer Verteidigung sagen, sie hätte sich damit nur herabgesetzt. Ihr schönes Gesicht nahm einen finsternen, stolzen Ausdruck an, und ihre Augen glühten, als sie kalt und fremd sagte: „Ich würde mich nur erniedrigen, wollte ich mich gegen diese vollständig aus der Luft gegriffenen, unsinnigen Anschuldigungen verteidigen. — Eines aber ist mir klar geworden: nach dieser Auseinandersetzung, nach diesen Beleidigungen, die du mir zugefügt hat, ist ein weiteres Zusammenleben für uns unmöglich. Ich kann dir diese Stunde nicht vergessen, Rudolf. Leb wohl!“

An der Thür wandte sie sich noch einmal um, einen letzten Blick auf den so innig geliebten Mann werfend, der finster vor sich hin brütete und keine Antwort für sie hatte.

Er fühlte jetzt doch, daß er in seiner Eifersucht zu weit gegangen war; seine Frau mußte ihm zu hoch dastehen, als daß sie solcher Verdacht treffen könnte. Aber jene Verdächtigungen hatten ihn zu sehr aufgebracht. Nun, morgen, wenn sie beide nicht so erregt wären, würde sich schon eine geeignete Stunde zur Aussprache finden. Auf ihre letzten Worte hatte er kaum acht gehabt.

Kurze Zeit darauf hörte ihn Helga fortgehen. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, ohne ihm nachzublicken; sonst hätte sie gesehen, wie sehnsüchtig er nach ihrem Fenster hinausschaute. In fliegender Hast warf sie ein paar Zeilen auf einen Briefbogen.

„Rudolf, auch Du wirst eingesehen haben, daß nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, ich nicht mehr als Deine Frau neben Dir leben kann, ohne mich der Selbstachtung zu begeben. Ich gehe daher, Dir zu

zeigen, daß ich keinen Mann brauche, um versorgt zu sein, und gebe Dir gleichzeitig die Beruhigung, daß ich weder jetzt den Namen, den ich trage, mit Unehre bedeckt habe, noch das in Zukunft tun werde — dessen kannst Du versichert sein. Gib Dir aber keine Mühe, mich aussündig zu machen, es würde doch keinen Zweck haben. Ich kann Dir jenes unbegründete Mißtrauen nie verzeihen. — Ich bin mit allem einverstanden, was Du über unsere Scheidung beschließen wirst.

„Möge es Dir stets gut gehen! Lebe wohl!“

Es klopfte. Auf ihre Aufforderung trat das Mädchen ein, das mit einem neugierigen Blick auf ihr bleiches Gesicht ausrichtete, der Herr käme nicht zum Abendbrot; gnädige Frau möchten nicht warten. — Es mußte etwas zwischen der Herrschaft gegeben haben; sonst waren beide doch ein Herz und eine Seele — und heute sahen sie so verstört aus.

„Schon gut,“ sagte Helga kurz, „schaffen Sie mir den großen Reisekorb ins Schlafzimmer.“

„Gnädige Frau wollen verreisen?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Tun Sie, was ich Ihnen sage, und stellen Sie keine müßigen Fragen.“

In kurzer Zeit hatte Helga das Nötigste eingepackt; fast fieberhaft hatte sie sich beeilt, um nur ja keinen Gedanken der Reue aufkommen zu lassen. Was sie tun wollte, mußte sein — und wenn mit ihrem Glück für immer vorbei war. Ihr Gatte hatte sie mit seinem Mißtrauen zu tief beleidigt — so etwas vergißt sich nicht. Sie machte sich zum Ausgehen bereit, um ihr Sparkassenbuch zu erheben, denn ohne Mittel konnte sie nicht gehen. Gleichzeitig bestellte sie einen Dienstmann, ihr Gepäck nach der Bahn zu schaffen.

Wohin aber? Einen Augenblick war ihr der Ge-

danke gekommen, bei Frau Strecker Zuflucht zu suchen; jedoch verwarf sie ihn sofort wieder, denn dort suchte Rudolf sie sicherlich zuerst, wenn er die Absicht hatte, dies zu tun. Am besten konnte sie sich in Berlin verbergen; dort fand sie auch am leichtesten Beschäftigung.

Eine Stunde blieb ihr noch bis zum Abgang des Tages. Zum letzten Male durchschritt sie die Räume, die ihr Gatte so liebevoll nach ihrem Geschmack eingerichtet hatte. Die Statue der Diana dort unter einer Palmengruppe im Salon war ein Geschenk zu ihrem Geburtstag von ihm, ebenso wie die Büste des Apoll von Belvedere — die tausend Nichtigkeiten, die ein Zimmer so traulich und gemütlich machen, alles das zeugte von ihres Gatten Liebe und Aufmerksamkeit. Und wie hatte er sich immer gefreut, wenn ihm eine Überraschung so gut gelungen war und wenn sie, beglückt darüber, ihm stürmisch gedankt hatte!

Eine Minute wurde sie schwach; sollte sie nicht doch bleiben, sich mit ihrem Gatten in aller Ruhe aussprechen? Es war doch nur übergroße Liebe — Eifersucht. Aber zu solchem Mißtrauen, wie er ihr gezeigt, hatte sie ihm niemals Veranlassung gegeben. Nein, sie war zu tief beleidigt — und daß er ohne Abschied gegangen und den Abend über ausbleiben wollte, bewies, daß er sich im Rechte glaubte, bewies, daß ihm an einer Ausöhnung mit ihr nichts lag. Sie hatte ihm ja gesagt, sie wollte gehen — sein Verhalten war Antwort genug.

Sie bedachte nicht, daß er kaum auf ihre Worte gehört, und wenn, daß er es doch unmöglich für Ernst halten konnte, sie werde jene Drohung verwirklichen.

Aber in diesem Falle hatte er nicht mit ihrem empfindlichen Ehrgefühl und Starrsinn gerechnet.

Jetzt war es Zeit, und Helga machte sich reisefertig. Ihres Gatten Bild hatte sie aus dem Album

genommen und zu sich gesteckt. Sie warf noch einen letzten Blick auf ihr trautes Heim, den Zeugen so vieler glücklichen Tage — dann ging sie. Das Herz wollte ihr fast brechen vor Weh, ein würgendes Gefühl wie Schluchzen war in ihrem Halse — aber sie bezwang sich; ihr Auge blieb trocken, als sie festen Schrittes die Treppe hinunterging.

3.

In dem elegant ausgestatteten Restaurationszimmer des Hotels „Falkenhof“ in W. saß Rudolf Sörning. Sein Gesicht mit dem blonden, spitz zugeschnittenen Vollbart war sehr ernst und das Haar für sein Alter merkwürdig ergraut. Er blätterte in einem Journal und machte sich verschiedene Notizen daraus. Dann verlangte er das Kurzbuch.

„Bitte hier, Herr Direktor.“ Es war der Wirt selbst, der es ihm brachte. „Sie wollen schon abreisen?“

„Ja, ich beabsichtige noch heute abend nach Berlin zu fahren, wenn ich Anschluß habe,“ lautete die Antwort des Gastes.

„Anschluß haben Sie schon noch, Herr Direktor, aber ich würde Ihnen doch zu dem Frühzug raten, der eine ganz ausgezeichnete Verbindung hat. Ich glaube überhaupt, Sie würden sich noch einige Tage hier aufhalten.“

„Das lag auch anfangs in meiner Absicht, da ich mit F. C. Jäger noch verschiedenes zu erledigen habe. Da Herr Jäger aber augenblicklich verreist ist und erst nächste Woche zurückkommt, kann ich meine Zeit in Berlin besser verwerten. Ich komme dann nochmals nach hier zurück.“

„Wie ich erfahren habe, kommt Herr Jäger schon morgen vormittag wieder.“

„Ah, das ist mir sehr angenehm zu hören, dann bleibe ich selbstverständlich hier.“

Die Herren sprachen noch einiges, bis Sörning fragte: „Was fängt man aber nun heute abend an?“

„Wenn Sie Lust haben, ins Theater zu gehen, steht Ihnen ein Parkettplatz zur Verfügung.“

Es war, als ob das Wort Theater einen unangenehmen Eindruck auf den Gast machte; denn eine Wolke flog über seine Stirn. Trotzdem sagte er: „Sehr liebenswürdig! Was wird gegeben?“

„Das Rätchen von Heilbronn. Es ist vielleicht nicht ganz Ihr Geschmack, dies veraltete Ritterstück, aber ich kann Ihnen trotzdem nur raten, sich die Vorstellung anzusehen, denn wir haben ein ganz entzückendes Rätchen.“

Sörning lächelte. „Sie scheinen ja ganz begeistert zu sein, Herr Pohl.“

„Ich nicht allein — die ganze Stadt. Für unsere Liebhaberin schwärmt jung und alt, Mann und Weib,“ erwiderte der Wirt eifrig.

„Nun, Sie machen mich ja ordentlich neugierig. Doch ich bin sehr anspruchsvoll, und wenn Sie zu viel gesagt haben sollten —“

„Das kann gar nicht sein; fragen Sie, wen Sie wollen. Fräulein ter Mer ist der erklärte Liebling des Publikums.“

Wie vom Blitz getroffen, saß Rudolf da. „ter Mer?“ wiederholte er dann fragend.

„Samohl, Herr Direktor. — Sie kennen die Dame?“

„Ich weiß nicht, der Name kommt mir so bekannt vor. Ich glaube, vor einigen Jahren in Wiesbaden —“

„Verzeihen Sie, das ist wohl nicht gut möglich, denn Fräulein ter Mer gehört erst seit drei Jahren

ungefähr der Bühne an, und erst seit Beginn dieser Saison führt sie diesen Namen."

"Möglich." Mühsam behauptete Sörning seine Fassung. Sie mußte es ja sein, seine Helga, sein heißgeliebtes Weib, nach dem er die ganze Zeit her so schmerzlich geforscht hatte.

"Wenn es Sie interessiert, ich habe einige Bilder von ihr — auf Ansichtskarten ist sie auch schon verewigt. Wollen Sie sie sehen?"

"O gern — ich sehe schöne Frauen stets gern," entgegnete Rudolf mit schwachem Versuch zu scherzen.

Der Wirt ging, die Bilder zu holen, die er ihm dann durch einen Kellner aufstellen ließ, da er unterwegs aufgehalten wurde.

Es war Rudolf sehr lieb, allein zu sein. Er saß wie geistesabwesend da, in Betrachtung des Bildes vertieft. Das also war sein Weib — wie war es schön! Und doch war es ihm ein schmerzliches Gefühl, sie so wiederzusehen. Jeder konnte ihr, der Schauspielerin, seine Bewunderung darbringen. — Er hatte sich überall erkundigt, die Bühnenzeitungen durchsucht, es war alles vergeblich gewesen.

Entzückend war sie besonders auf dem einen Bild, das sie als „Hero“ darstellte. In dem griechischen Gewande kam ihre plastisch schöne Gestalt besonders zur Geltung; in unnachahmlich graziöser Haltung stand sie da, den sinnenden Blick ins Weite gerichtet; um den halb geöffneten Mund spielte ein halb verlangendes, halb wehmütiges Lächeln. Das Herz klopfte ihm in heftigen Schlägen; fast ungestüm legte er das Bild zur Seite. Welche Empfindungen hatte es in ihm wachgerufen! Die Vergangenheit stand greifbar, o so greifbar vor seinen Augen.

Er bedeckte das Gesicht mit seiner Hand, damit

man die Träne nicht sah, die wider seinen Willen ihm über die Wange rollte. Sein Weib, seine Helga! Da sah er sie wieder — ob sie sich rein erhalten im Sturm des Lebens? Er kannte ja am besten ihre leidenschaftliche Natur, ihr lebhaftes Temperament — und die Versuchungen sind groß.

Also das „Räthchen“ würde sie heute abend spielen! Die Rolle war ihr doch damals so zuwider. Er griff nach dem Theaterzettel, den ihm der Kellner gleichfalls gebracht — ja, da stand es. Er überflog das Personenverzeichnis weiter.

Plötzlich stutzte er. War ihm der Name des Künstlers, der den Grafen Wetter vom Strahl zu spielen hatte, nicht bekannt? Natürlich, Höfer, das war er ja, der damals — — —

Rudolf mußte laut auflachen, so daß ein paar Herren, die an einem benachbarten Tische saßen, sich verwundert umsahen. O über seine Kurzsichtigkeit! Das war ja alles abgekartet; sie war dem Künstler nachgereist und war froh gewesen, daß er selbst durch sein Mißtrauen ihr die Gelegenheit dazu gegeben hatte. Er hatte sein Weib noch zu hoch taxiert.

Er stützte seinen Kopf in beide Hände und stierte vor sich hin. Wie hatte er sein unfreundliches Wesen an jenem verhängnisvollen Nachmittage so bitter bereut, wie hatte er sich um sie gegrämt, daß sein Haar so frühzeitig ergraut und seine Lebensfreude dahin war! Wenn er an die Stunden dachte, als er damals nach Hause kam und ihm das Mädchen sagte, daß die gnädige Frau plötzlich verreist wäre, und als er den Brief las, der ihm die trogige, maßlos stolze, ungestüme Helga zeigte, da war es ihm gewesen, als ob es finster um ihn her würde — er konnte nicht glauben, was er da schwarz auf weiß sah. Und dann das unermüdliche

Forschen und Suchen ohne Erfolg, daß er müde vor der Zeit geworden war, daß er vor den halb mitleidigen, halb neugierigen, zudringlichen Fragen nach seiner Frau geflohen war und sich einen anderen Wohnsitz gesucht!

Und nun diese Entdeckung, das war niederschmetternd! O, sie war keiner Träne, keines Gedankens wert! Er wollte sie gar nicht wiedersehen, wollte abreisen, um nur ja jede Begegnung mit ihr zu vermeiden.

Da trat der Wirt an seinen Tisch. „Nun, habe ich zu viel gesagt? Ist sie nicht ein schönes Weib?“

Rudolf fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ja, allerdings,“ entgegnete er mit einer ihm selbst fremd klingenden Stimme. Dann lächelte er etwas — ein mühsames, zerrissenes Lächeln. — „Und wie ist ihr Ruf? So schöne Damen haben doch meist einen großen Verehrerkreis — und manchmal auch ein großes Herz!“

Abmehrend hob der Wirt die Hände. „Was Sie da meinen, ist durchaus nicht der Fall. Fräulein ter Mer besitzt einen tadellosen Ruf und hat Zutritt zu dem feinsten Gesellschaftskreis hier.“

„Vielleicht ist sie nur klug und vorsichtig —“

„O nein, Herr Direktor. Sie lebt in vollkommener Zurückgezogenheit. Mancher würde sie gern heiraten — ich weiß aus sicherster Quelle, daß ein hochadeliger Offizier ihr Herz und Hand angeboten hat — er bekam einen Korb. Ebenso der erste Held, mit dem sie heute abend zusammenspielt — feinetswegen geht sie nach Ablauf der Saison fort von hier. Er ist ganz unglücklich, denn nur ihretwegen hat er, der doch einen Ruf in der Kunstwelt genießt, sich mit einem Engagement an hiesiger Bühne begnügt, hat die glänzendsten Kontrakte

ausgeschlagen, nur um in ihrer Nähe sein zu können. Er liebt sie schon lange. Auf einer Gastspielreise hat er sie gesehen und sie nie wieder vergessen können. Und er behauptet — aber das ist ja Unsinn, und ich langweile Sie damit.“

„Nein, nein, durchaus nicht, im Gegenteil,“ entgegnete Rudolf, der aufmerksam zugehört hatte. „Bitte, was behauptet er?“

„Sie sei von ihrem Mann verlassen oder geschieden und infolgedessen zur Bühne gegangen. Er läßt sich's nicht ausreden, trotzdem Fräulein ter Mer es nicht zugeibt, daß sie jene reizende Dame sei, deren Bild sich ihm so fest eingepägt, daß er sie sofort wiedererkannt hat.“

„Das ist ja sehr romantisch! Aber warum sollte sie gerade verlassen sein? Solch schönes Weib wird doch nicht verlassen! Vielleicht ist sie ihrem Mann davongelaufen,“ sagte Rudolf in so eigenem Ton, daß der Wirt ihn befremdet ansah.

„Daran habe ich noch nicht gedacht,“ meinte dieser, „es könnte auch so sein, denn etwas ist nicht richtig in ihrer Vergangenheit, da sie niemals davon spricht. Ich glaube bestimmt, sie hat etwas sehr Trauriges erlebt, daß sie so ernst geworden ist.“

„Sie scheinen ja sehr gut orientiert.“

„Bin ich auch, und zwar auf sehr einfache Weise. Fräulein ter Mer hat sich bei meiner verwitweten Schwester, die ganz in der Nähe wohnt, in vollständige Pension gegeben, und die könnte doch manches beobachten. Aber sie sagt, zurückgezogener kann wohl niemand leben. Einmal hat das Fräulein — oder die Frau, was sie nun ist — zu meiner Schwester gesagt, als diese ihr ihre Verwunderung über ihr Einsiedlerleben ausgedrückt hat, sie hätte keine Freude mehr am Leben,

nur die Kunst hätte Interesse für sie. An Heiraten dachte sie nimmer. Einmal hätte ihr ein Mann, den sie lieb gehabt, so weh getan, daß sie es niemals vergessen könne, und von da an hätte sie mit dem Glück vollständig abgeschlossen.“

Rudolf atmete tief auf, wie von einer schweren Last befreit. Es klang ja alles so glaubwürdig, was ihm da gesagt wurde. Ja, das war seine Helga, stolz und trozig, wie er sie gekannt. Ihr Engagement mit Höfer zusammen war also nur Zufall, wenigstens von ihrer Seite aus. Wie hatte er nur einen Augenblick denken können —

Er konnte die Zeit kaum erwarten, sie wiederzusehen, wenn auch ihr Anblick die alte Wunde von neuem aufriß. —

Und endlich sah er sie wieder. Das Herz schlug ihm so heftig, daß ihm fast das Atmen beschwerlich fiel. Kein Auge verwandte er von ihr, die so reizend in der altdeutschen Tracht aussah. Wie innig und schlicht und so unendlich rührend dabei stellte sie das Rädchen dar! War es dasselbe Wesen, das ihm einst so trozig und bestimmt erklärt hatte, daß sie alles, nur nicht das Rädchen spielen könnte? Wie sich doch alles ändert! Damals hatte sie noch nichts von Liebe gewußt — und jetzt war sie ganz Demut, ganz Hingabe, wie er es seinem stolzen Weibe nimmer zugetraut hatte. Einen Stich gab es ihm aber doch, zu sehen, daß ihr Partner Konrad Höfer war, der übrigens bildschön aussah, so recht eine Erscheinung, sich in die Herzen der Mädchen und Frauen einzuschmeicheln — Konrad Höfer, von dem er wußte, daß er Helga zum Weibe begehrt.

Das Publikum überschüttete die beiden mit Beifall; immer wieder mußten sie sich nach Fallen des Vorhangs zeigen, und mit bezauberndem Lächeln verneigte

sich Helga dankend nach allen Seiten. Ihm wurde bewußt, daß sie in der That eine große Künstlerin sei.

Wie im Traume verließ er das Theater. Endlich hatte er sie wiedergesehen, nach der er sich mit allen Fibern seines Herzens gesehnt hatte! Ob sie auch zuweilen seiner noch gedacht, oder ob der neue Lebensberuf sie so ganz erfüllte, daß sie keinen Gedanken mehr für die Vergangenheit hatte? Vielleicht hatte sie ganz damit abgeschlossen und lebte nur der Kunst und dem Ruhm, wie es das Ideal ihrer Mädchentage gewesen war.

Er mußte sie aber sprechen, auf jeden Fall — vielleicht liebte sie ihn doch noch so, daß sie auf ihren Künstlertraum verzichten und ihm wieder als sein geliebtes Weib angehören würde. Dann sollte alles, alles vergessen sein! —

Aber am nächsten Tage fand er doch nicht den Mut, sie aufzusuchen. Lieber wollte er sie noch einmal sehen, da sie am Abend als „Alara Spohr“ in dem Schauspiel „Ewige Liebe“ auftrat. Ihm bangte etwas vor der Entscheidung. Wer weiß, wie sie jetzt dachte, wo sie so von der Gunst des Publikums umschmeichelt war.

Er suchte seinen Geschäftsfreund Jäger auf, und als er diesem im Laufe des Gesprächs sagte, daß er am Abend im Theater wäre, stellte es sich heraus, daß sie beide in einer Loge saßen. Rudolf hatte sich einen Platz in einer Loge dicht an der Bühne genommen, um Helga in nächster Nähe zu sehen.

Sie war auch an dem Abend vollkommen — und doch ganz der Gegensatz vom Rädchen. Mit geteilten Empfindungen saß er da. Wie war sie hinreißend im Aussehen und lebenswahr und natürlich im Spiel! O, er kannte den sehnächtigen Ausdruck der Augen,

den Durst nach Ruhm und Ehre wohl! Das Lachen und Weinen, der Eigensinn und die Schelmerei des übermütigen Mädchens, der Ehrgeiz der angehenden Künstlerin, der heiße, ungestüme Drang zum Leben, zum Genuß — wie war das alles so echt, so wahr! Das konnte ja niemand besser wissen und beurteilen als er.

Im zweiten Akt kommt Klärchen in des Geliebten Wohnung, ihn zu ihrem ersten Konzert abzuholen. In unnachahmlicher Weise gab sie ihrer kindlichen Freude über das schöne Kleid, das sie dazu angelegt hatte, dem göttlichen Leichtsinne in Betreff des Bezahlens, der plötzlichen Angst vor einem Mißerfolg und ihrer Launenhaftigkeit dem Geliebten gegenüber Ausdruck.

Rudolf beugte sich weit vor, da traf ihn ein Blick von ihr, und er bemerkte, wie sie zusammenzuckte. Ihre Augen wurden unnatürlich groß und blickten starr nach ihm hin. Aber nur einen Augenblick dauerte ihre Fassungslosigkeit; sie mußte sich zusammennehmen und spielte mit ungeheurer Selbstbeherrschung weiter. Er fühlte ganz genau, daß sie ihn gesehen hatte — und so oft es anging, blickte sie nach ihm hin.

Schweigend lehnte er sich nach dem Fallen des Vorhangs in seinen Sessel zurück. Da riß ihn sein Nachbar aus seiner Versunkenheit.

„Aber Mensch, Sie sagen ja gar nichts, wie und ob Ihnen diese unvergleichliche Künstlerin gefällt?“

„O sehr gut,“ beeilte sich Rudolf zu sagen.

„Nur gut? Einfach großartig ist sie — und zum Tollwerden hübsch! Ich begreife nicht, wie Sie so ruhig und kühl sind. — Leider ist diese Göttin so wenig zugänglich, sonst —“

Mit einer jähen Bewegung wandte sich Sörning ihm zu, daß Jäger nicht weiterredete.

„Was haben Sie nur heute, Sörning? Sie scheinen

nervös zu sein. Von der Seite kenne ich Sie ja noch gar nicht.“

„Es muß in der Luft liegen. Sie haben recht, ich bin etwas nervös, hatte außerdem in den letzten Wochen außerordentlich viel zu tun.“ Mit einer müden Bewegung strich er sich über die Stirn.

Jäger sah ihn von der Seite an. „Armer Kerl,“ dachte er, „dir ist wohl nicht zu helfen!“ Er kannte ja die Geschichte von Rudolfs kurzer Ehe. Wenn er geahnt hätte, daß die Klara Spohr auf der Bühne Frau Sörning war, hätte er sicher nicht in solchen Ausdrücken von ihr gesprochen.

„Wir müssen nach der Vorstellung unbedingt unsere Lebensgeister wieder ein wenig auffrischen. Wir gehen nachher zu Edling; dort gibt es einen vorzüglichen Wein und ebensolche Küche. Außerdem haben wir vielleicht das Glück, Fräulein ter Mer zu treffen und zwar in Gesellschaft des Hartungschens Ehepaars. Die drei trifft man zuweilen nach Schluß der Vorstellung dort — und ich sage Ihnen, die ter Mer verliert „in Zivil“ nicht im geringsten.“

Interessiert hob Rudolf den Kopf. „Wer ist Hartung?“

„Nun, der Walter Schubert hier,“ Jäger deutete auf den Zettel, den er in der Hand hielt. „Seine Frau spielt die verlassene Braut, die Martha. Allerdings tritt sie noch unter ihrem Mädchennamen Reif auf. Ich kenne das junge Paar ganz gut, und mit ihnen ist die ter Mer manchmal zusammen.“

Beflommenen Herzens sagte Rudolf zu und erwartete sehnlichst das Ende der Vorstellung. Wenn er sie nur erst gesprochen hätte — danach war sicher alles gut! Er fühlte eine unbezwingliche Sehnsucht, sie der gaffenden Menge zu entreißen, sie mit sich in

sein stilles Heim zu nehmen. Es tat ihm fast körperlich weh, sie in eines anderen Armen und mit ihm Bärtlichkeiten austauschen zu sehen, wenn das auch ihre Rolle vorschrieb.

Der Vorhang hob sich zum letzten Male, und den Zuschauern wurde wieder das einfache Stübchen des Musikers Führung vorgeführt. Gegen das Ende folgte die Aussprache zwischen Klärchen und Schubert. Wie sie stolz über den Erfolg des vergangenen Abends war — so ganz der Gegensatz zu dem etwas nüchternen Geliebten! Und zuletzt kam ihre Erklärung, daß sie nie daran gedacht hätte, von ihm geheiratet zu werden — sie passe nicht in die Ehe. Wie sie sich dann an ihn lehnte, wie sie so süß bat und schmeichelte, während ihre Augen mit so bangem Ausdruck die ihres Gatten suchten! Aber kein Strahl des Einverständnisses, kein Neigen und Grüßen zeigte ihr, daß er sie erkannt — und doch fühlte und mußte sie dies ganz genau. Er verleugnete sie also, wollte nichts von ihr wissen — gut denn; es mußte dann auch so weitergehen und der Schrei des sehnennden Herzens erstickt werden!

Rudolf hatte diese Szene bis ins Innerste getroffen. Wie hatte Klärchen recht! Sein Weib konnte ihm nicht wieder so ganz angehören wie früher — für sie gab es von da oben keinen Weg mehr zurück in das stille, ruhige Leben einer Hausfrau an seiner Seite. Das Stürmen und Drängen in ihrer Seele würde doch niederkommen. Die Sehnsucht nach dem glänzenden Schein und den Huldigungen des Publikums würde Unzufriedenheit mit ihrem bescheidenen, zurückgezogenen Leben in ihrer Brust wecken, und sie würden beide darum trotz aller Liebe glück- und friedlos sein. Möchte es denn so bleiben, wie es war; sein Leben war einmal verpfuscht, und noch einmal so zu leiden wie nach

Helgas Flucht, dazu fühlte er nicht mehr die Kraft in sich.

Ohne daß er recht mußte, wie dahin gekommen, saß er mit Herrn Jäger in der Weinstube von Edling. Ziemlich schweigsam verzehrten beide das bestellte Abendbrot. Rudolf war nicht aufgelegt zum Reden; das Wiedersehen hatte ihn doch mächtig erregt.

Nach ungefähr einer halben Stunde öffnete sich die Thür, und er sah in dem Spiegel ihm gegenüber, wie Helga in Begleitung einer Dame und eines Herrn eintrat. Es war das Hartungsche Ehepaar, wie Jäger leise sagte, der sich erhob und die Eingetretenen mit leichter Verneigung grüßte. Das Herz schlug Sörning bis an den Hals, und mit zitternder Hand führte er sein Glas an den Mund. Er konnte im Spiegel alles beobachten. Helga sah bildschön aus in dem eleganten hellen Mantel und dem Spitzentuch, das sie über das lockige Haar geworfen und das sich leicht um die sanft geröteten Wangen schmiegte. Auch sie hatte ihn im Spiegel gesehen, und mit fest zusammengepreßten Lippen, damit ihr nur ja kein Laut der Überraschung entfuhr, ließ sie sich von ihrem Begleiter den Mantel abnehmen; dann setzte sie sich zu dessen Frau auf einen Sofa. Rudolf hörte, wie sie sich ein Glas Portwein — ihr Lieblingsgetränk — sowie ein Kaviarbrötchen bestellte. Sie war also ihrer alten Gewohnheit treugeblieben, denn jedesmal, wenn er mit ihr ausgegangen war, hatte er ihr dies bestellen müssen.

Sie schienen sich angenehm zu unterhalten, die drei; denn öfters lachte Helga herzlich auf. Es war doch früher nicht ihre Art gewesen, so laut zu lachen — aber freilich jetzt — oder war es ihm nur so? Ihre Wangen hatten eine höhere Farbe bekommen von der

Aufregung, die das Bewußtsein hervorrief, ihren Gatten in ihrer Nähe zu wissen. Sie konnte ihn auch im Spiegel sehen, und sie studierte, so viel sie konnte, ohne daß es auffiel, sein Gesicht, das einen so ernsten, fast finsternen Ausdruck trug.

Da erhob sich Herr Jäger, nachdem er einige Worte mit Rudolf gewechselt, trat an den Tisch der Künstler und bat um die Erlaubnis, sich mit seinem Freunde zu ihnen setzen zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde.

Gleich darauf stand Rudolf vor ihnen, seinem Weibe gegenüber! Herr Jäger stellte vor, und als ob sie sich nie gekannt, verneigten sich beide voreinander. Dann nahm jedes seinen Platz ein.

In Helga war alles in Aufruhr. Da saß ihr Gatte ihr nun gegenüber, nach dem sie sich so gesehnt hatte und doch in ihrem falschen Stolz ihm fern geblieben war! Wie ernst er aussah, und wie sein Haar in den vier Jahren ergraut war; das Herz tat ihr weh, daß sie hätte laut aufweinen mögen. Sie hätte am liebsten mit ihrer weichen Hand darüber gestrichen, ihr Gesicht daran geborgen und ihm zugeflüstert: „Sei gut, nimm mich wieder mit dir, ich gehöre ja doch zu dir, ich, deine Helga — sag mir nur ein Wort!“ Unausgesagt beobachtete sie ihn; während er mit Hartung sprach, lauschte sie auf den so lange nicht gehörten Ton seiner Stimme, die ihr so seltsam müde klang. Aber kein Blick fiel auf sie; er bekümmerte sich gar nicht um sein Weib, und sie gab Herrn Jäger, der lebhaft auf sie einsprach, ganz verkehrte Antworten — sie hörte gar nicht, was er sprach. Es war ihr auch gleichgültig, was er davon denken würde.

Wie hatte ihr Gatte recht gehabt damals in der Eisenbahn, als er sie vor den Gefahren der Bühnen-

lausbahn warnte; in den letzten Jahren hatte sie das eingesehen. Wie hatte sie kämpfen müssen mit Schwierigkeiten, an die sie nie gedacht! Und wenn sie auch ihr Ziel erreicht hatte, eine gefeierte Künstlerin geworden war, der eine glänzende Lausbahn sicher schien, so wollte doch manchmal der Jammer über ihr verlorenes Liebesglück, sowie der Schmerz und die Reue über ihr voreiliges Handeln sie übermannen.

Und da saß nun der Mann, den sie noch immer so heiß liebte — und sagte nichts! Durch sein Verhalten zeigte er ihr, daß sie ihm nichts mehr war, daß sie vollständig fremd für ihn war. Nun, sie wollte ihm auch zeigen, daß sie ohne ihn sein und bleiben konnte, wenn er ihr durch kein noch so kleines Wort entgegenkam.

Freundlich wandte sie sich Herrn Jäger zu, den sie bisher gar nicht besonders beachtet hatte. Nach dem einen Glas Portwein hatte sie noch eines bestellt, und ganz gegen ihre Gewohnheit trank sie schnell von dem schweren Wein. Sie lachte und scherzte mit Herrn Jäger, der darüber sehr erfreut war; so nett war sie noch nie gewesen, keiner konnte sich solcher Beachtung von ihrer Seite rühmen. Schade, daß kein Bekannter Zeuge dieser glücklichen Stunde war! Unternehmend zwirbelte er sein kleines dunkles Värtchen.

Rudolf hatte Helga beobachtet und fühlte sich befremdet von ihrem Tun. „Sie hat doch Vagantenblut!“ dachte er bitter.

Endlich wandte er sich direkt an sie: „Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen mein Kompliment mache. Sie haben heute abend großartig gespielt und sahen bezaubernd aus. Ich habe Sie bewundert; die Rolle ist ja wie geschaffen für Sie.“

Sie wurde bleich bei seinen mit vollendeter Höflich-

keit gesprochenen Worten, denn sie fühlte gar wohl den Sinn aus seiner Rede, und mit einiger Schärfe im Ton entgegnete sie: „Die Kritik, morgen in der Zeitung von berufener Seite über mein Spiel und Aussehen gespendet, genügt mir vollkommen, mein Herr!“

Jäger lachte; dann wandte er sich an Sörning: „Ihnen zur Orientierung, lieber Freund, daß Fräulein ter Mer nicht liebt, von Laien kritisiert zu werden.“

„Dieser Gefahr kann eine Künstlerin aber kaum entgehen, denn das ganze Publikum ist doch ein Kritiker und urteilt über die Künstler wie über das Stück.“

„Das ist mir ganz gleich. Doch wünsche ich eine Kritik nicht direkt zu hören.“

„Ah, das wußte ich nicht,“ erwiderte er mit leichtem Spott, „dann bitte ich um Verzeihung, wenn ich meine Bewunderung für Sie aussprach!“

Sie sah ihn groß an, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in den Augen; dann wandte sie sich ab. Ihre Hand hatte sie so fest um das Weinglas gelegt, daß der Fuß abbrach und die dunkle Flüssigkeit sich über das Tischtuch ergoß.

„Wie bin ich ungeschickt,“ sagte sie mit einem schwachen Versuch zu lächeln.

„Ah, Scherben! Scherben bedeuten Glück!“ rief die niedliche Frau Hartung in munterem Ton.

„Glück? Gibt es überhaupt ein Glück?“ sagte da Helga.

„Mich wundert es, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte Rudolf, „diese Frage aus Ihrem Munde zu hören. Sie müssen doch glücklich sein — jung, schön, gefeiert vom Publikum, eine glänzende Zukunft vor Augen! — Sie, die Sie zu den Auserwählten Ihres Berufes gehören, solche Resignation zur Schau tragen zu sehen, begreife ich in der Tat nicht!“

Aufmerksam hörte sie ihm zu; sie fühlte wohl, wie er sie mit ihren eigenen Worten schlug. Er hatte ein gutes Gedächtnis. Aber nur um keinen Preis zugeben, daß sie sich unglücklich und einsam vorlam!

Darum entgegnete sie schnell: „Sie haben recht. Wenn ich bedenke, was mir vor anderen das Leben gegeben hat, wäre es undankbar, mit meinem Geschick unzufrieden zu sein. Ja, ich bin glücklich, glücklich in meiner Kunst, in meiner Unabhängigkeit.“

„Haben Sie noch Eltern, Verwandte?“ forschte Jäger.

„Nein,“ entgegnete sie in hartem Ton, „ich stehe ganz allein da, habe weder Eltern und Geschwister — und das ist's, was mich zuweilen traurig macht.“

„Du mußt heiraten, Helga, dann würdest du jenes Gefühl der Einsamkeit verlieren. Bei deinem Leben ist's ja kein Wunder, daß es dich beschleicht. Wie du dich abschließt von allem, ist ja nicht mehr normal zu nennen. Ich bin froh darüber, daß du wenigstens mit uns einmal ausgehst — du mußt ja förmlich menschenfeindlich werden. — Wenn du heiratetest, dann lerntest du erst das wahre Glück kennen; denn nur die Ehe gibt dem Leben eines Weibes den richtigen Inhalt.“ Ihres Mannes Hand zärtlich ergreifend, fuhr sie fort: „Sieh uns beide an; wir haben uns, unser Kindchen — und unsere Kunst! Wenn ich mich auch nicht mit dir vergleichen kann, weder in Talent noch Erscheinung — nein, laß nur, es ist so — so möchte ich trotzdem nicht mit dir tauschen. — Am liebsten bliebe ich manchmal zu Hause und ließe Komödie Komödie sein. Aber meine Gage ist ein netter Zuschuß zur Haushaltungskasse, und wo wir hier zusammen engagiert sind, geht es auch ganz gut. — Aber trennen, Willi, trennen ließen wir uns nie, nicht wahr?“

Ich gehe mit meinem Manne überall mit, und ist für mich kein Platz da, nun so werfe ich den ganzen Kram beiseite und bin nur Hausfrau und Mutter.“

„Du hast eben kein richtiges Theaterblut.“

„Mag wohl sein, wenn ich auch mit Leib und Seele bei der Bühne war, ehe ich mich verlobte — da dachte ich auch, ich könnte die Welt des Scheins nicht lassen. Und wie gern könnte ich es jetzt, wenn Bubi es verlangte. Du weißt nicht, welche Seligkeit es einschließt, für den Mann und dann auch nachher für ein Kindchen zu sorgen. — Du bist arm, Helga, weil du niemand hast, den du so richtig lieb haben kannst.“

„Danach verlangt mich gar nicht, liebste Agnes,“ sagte Helga. Wie Messer schnitten die Worte der Freundin in ihre Seele. „Ich genüge mir selbst.“

„Damit betrügst du dich nur. Über kurz und lang wirst du das einsehen. Wir meinen es ja so gut mit dir, höre auf uns! — Du hast es in deiner Hand, dich und noch jemand glücklich zu machen.“

Bei diesen Worten blickte Sörning mit großen fragenden Augen auf sein Weib.

Helga schlug die Augen in peinlicher Verlegenheit nieder. „Ich weiß, daß ihr es gut meint,“ sagte sie leise.

„Nun, siehst du. Erhöre doch endlich den armen Höfer! Er liebt dich so innig und würde dich auf den Händen tragen. Du würdest ihn wirklich zu einem glücklichen Menschen machen. Denke, was er um dich aufgegeben hat — und er leidet unter deiner Kälte.“

„Ich bitte dich, Agnes, schweige davon,“ sagte Helga gepreßt. „Quält mich doch nicht so damit — ich kann doch nichts dafür. Ich hab' ihn nicht hergerufen. Verschont mich also mit euren Heiratsprojekten. Ich taue einmal nicht zur Ehe. Entweder sie

oder die Kunst. Nur keine Halbheiten — entweder alles oder nichts.“

„Sind wir Männer Ihnen wirklich so verhaßt, daß Sie durchaus nichts von uns wissen wollen?“ fragte Rudolf, sie scharf ansehend.

Ruhig erwiderte sie seinen forschenden Blick. Dann entgegnete sie ebenso: „Nein, nicht verhaßt, nur gleichgültig. Entschuldigen Sie die Aufrichtigkeit — aber ich wurde gefragt.“

„Das tut mir leid für uns alle,“ meinte Jäger. „Sollte es nicht doch einen geben, der Sie eines anderen belehrte? — Ich kann gar nicht glauben, daß Sie es wirklich so meinen, wenn ich Sie mir in Ihren verschiedenen Rollen vergegenwärtige, in denen doch immer so heißes Leben pulsiert. Neulich in „Rosenmontag“ als Braude und in „Johannisfeuer“ als Maritte waren Sie einfach —“

„Herr Jäger, muß ich Sie an Ihre eigenen Worte erinnern, die Sie vorhin Herrn — Herrn Sörning sagten?“ unterbrach sie ihn kurz.

„Ah, ich vergaß — — doch eine Frage darf ich mir gestatten: Ist wirklich „Faust“ in Vorbereitung? Ich hörte davon.“

„Allerdings, wir probten schon dazu.“

„Ah, das wird wieder ein außerordentlicher Genuß, Sie als „Gretchen“ —“

„Freust du dich nicht auf diese dankbare Rolle?“ fragte Frau Hartung.

„Ja — Gretchen und Klärchen im „Egmont“ sind meine liebsten Partien.“

„Auch ich wünschte, Sie darin bewundern zu können, meine Gnädige,“ sagte Rudolf.

„Vielleicht würden Sie enttäuscht sein,“ entgegnete Helga. Sie dachte an ihre erste Unterhaltung im Eisen-

bahnwagen, die ihr fast wortgetreu in der Erinnerung stand.

Er las ihr jenen Gedanken von der Stirn ab, als er mit Bedeutung erwiderte: „Das glaube ich nicht, denn Ihrer Darstellungskraft mangelt nichts; diese Überzeugung habe ich. Sie kennen die Seele, Ihnen sind keine Regungen derselben fremd — in Ihren Augen kann ich es lesen.“

„Dann sind Sie ja ein großer Menschenkenner!“ sagte sie spöttisch.

„Im allgemeinen, ja. Es ist aber doch vorgekommen, daß ich mich einmal bitter getäuscht habe.“

„Na, Irren ist menschlich,“ mit diesem Gemeinplatz beteiligte sich Herr Jäger wieder an der Unterhaltung der beiden. „Ich habe eine Idee — so jung kommen wir nicht wieder zusammen. Wie wär's denn mit 'ner Flasche Pommern?“ Und schon winkte er den Kellner zu sich.

„Ich für meine Person muß danken,“ protestierte Helga, „übrigens ist Mitternacht schon vorüber. Wir müssen wohl an den Heimweg denken — nicht, Agnes?“

„Ja, wahrhaftig bald halb eins! Solch leichtsinnige Mutter war ich noch nie! Da müssen wir wirklich gehen.“

„Außerdem bin ich auch recht abgespannt. Dies Klärchen ist doch eine anstrengende Partie, besonders wenn man sie zum ersten Male gespielt hat.“

„Das glaubt man gar nicht, wenn man Ihre lebensvolle Auffassung dieser Rolle sah,“ sagte Rudolf. „Doch ich will nichts weiter sagen, mein gnädiges Fräulein, damit ich nicht wieder eine Zurechtweisung hinnehmen muß.“

Helga konnte sich kaum noch beherrschen. Die Augen brannten ihr, und ein Gefühl wie verzweifelltes

Schluchzen stieg in ihr auf, daß sie kaum noch ruhig reden konnte. Ihr Mann marterte sie mit seiner kühlen Stimme, in der jetzt auch nicht eine Spur von Herzlichkeit und Wärme lag. Warum nur dieses Zusammentreffen, wenn es solche Pein für sie einschloß?

Sie rüsteten sich zum Ausbruch. Jäger beeilte sich, Helga behilflich zu sein.

Es war eine sternklare, kalte Nacht; der festgefrorene Schnee auf dem Fahrdamm knirschte unter ihren Füßen, und die Damen hüllten sich fester in ihre Mäntel.

„Geht nur direkt nach Hause und macht nicht erst den Umweg nach der Bismarckstraße. — Ich fürchte mich nicht — und Bubi wartet doch auch,“ sagte Helga mit halblauter Stimme zu ihren Kollegen.

Rudolfs scharfem Ohr war ihre Rede nicht entgangen. „In der Bismarckstraße wohnen Sie, mein gnädiges Fräulein? Das ist ja ganz in der Nähe meines Hotels. Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie,“ sagte er. Er mußte selbst nicht, wie er zu diesem Anerbieten gekommen war, eine plötzliche Eingebung hatte ihn dazu getrieben. Er wollte ja nichts mehr mit ihr zu tun haben, ihr Wesen gefiel ihm nicht mehr. Sein Verstand sagte ihm das alles, doch das Herz schrie: Nein, nein, vergiß alles, sie ist doch dein angelobtes Weib! Und vielleicht bittet sie: Sei wieder gut! Dieser heimliche Wunsch, tief im Innersten lebend, befeelte ihn, daß er trotz aller Vernunftgründe doch noch ein letztes Zusammensein suchte.

Betroffen sah sie bei seinen Worten auf; das hatte sie nicht mehr erwartet, und zögernd entgegnete sie: „Ich möchte Sie durchaus nicht bemühen —“

„Für mich wäre es ebenfalls eine große Freude,“ warf Herr Jäger ein, der sich ärgerte, daß sein Begleiter ihm zuvorgekommen war.

„Nein, Herr Jäger, auf keinen Fall mute ich Ihnen den Umweg zu. — Für Herrn Sörning ist es so gut wie keine Mühe, die ich dankend annehmen werde.“

So trennten sie sich an der nächsten Straßentkreuzung, und Helga ging mit ihrem Gatten allein durch die stille Straße.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Fräulein ter Mer? Es ist glatt, und Sie könnten leicht ausgleiten.“

„O danke, das Trottoir ist ja gänzlich frei von Schnee. Da ist keine Gefahr, hinzufallen,“ sagte sie mit erstickter Stimme. Doch im nächsten Augenblick glitt sie aus.

Er hielt sie und zog darauf ihren Arm durch den seinen. „Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten. Jetzt gehen Sie doch sicherer.“

Das war alles, was er sagte. Schweigend gingen sie nebeneinander; keines war in der Stimmung, etwas Gleichgültiges zu sagen — und jedes wartete auf das erste versöhnende herzliche Wort des anderen. Ihre Herzen schlugen so heftig, daß sie glaubten, der andere müsse es hören. Sie zitterte am ganzen Körper vor Erregung. Sie versuchte, sich wieder zu befreien, doch er hielt sie fest. In ihm rangen Stolz und Liebe miteinander. Wie gern hätte er sein Weib in seine Arme gerissen, ihr Köpfchen an seine Brust gepreßt und ihr zugeflüstert: „Hier ist einzig dein Platz — mir, mir allein gehörst du an und nicht der gaffenden Menge! Lasse alles und sei wieder mein geliebtes Weib!“

Aber sie hatte ja kein Wort für ihn, keine Bitte um Verzeihung. Und an ihr war es doch, zu sprechen; sie hatte ihm das Schwerste durch ihr Fortgehen zugefügt. Nein, unmöglich — er konnte nicht zuerst sprechen. Vielleicht wies sie ihn gar ab, und dem

.....
wollte und konnte er sich nicht aussetzen. Sie hatte ihm ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß sie ihn nicht brauche, daß sie sich selbst genüge. Wie triumphierend hatte das gellungen!

Und doch — wie war sie schön, hinreißend, wie er sie, vom Mondlicht bestrahlt, an seiner Seite gehen sah!

Da machte auch die alte Liebe ihre Rechte geltend, ein heißes Verlangen stieg in ihm auf; er preßte ihren Arm heftig an sich und beugte sich zu ihr, daß sie seinen heißen Atem fühlte.

Ihr Instinkt sagte ihr, daß dieser Augenblick entscheidend sei. Groß sah sie ihn mit ihren herrlichen Augen an, sie schmiegte sich an ihn, ein hinreißendes Lächeln umspielte ihren roten Mund, während es leise, fast unhörbar von ihren Lippen kam: „Audi!“

So hatte sie ihn sonst nur in zärtlichen Stunden genannt. So nahe war er ihrem Gesicht, daß er sie küssen konnte.

Da kam ihm plötzlich die Erinnerung an ihre abweisenden Worte von vorhin, und fast heftig riß er sich los.

Sein Gesicht war dunkelrot. Gewaltig schüttelte er den Bann von sich und gewann seine Selbstbeherrschung wieder, die beinahe erlegen war.

Hatte nicht vor wenigen Stunden ihr süßer roter Mund auf der Bühne zu ihrem Liebhaber ebenso innig geflüstert, hatten ihre Augen da nicht ebenso berückend geblickt wie jetzt, wo sie mit demselben Blick und Ausdruck zu ihm emporsah?

Nein, es konnte nicht wieder gut sein — zu viel lag dazwischen. Die Kluft konnte nicht überbrückt werden. Es mußte vorbei sein für immer!

Er preßte die Lippen fest zusammen, als wolle er jedes Wort, das er bereuen könnte, zurückhalten.

Mit Bangen gewahrte Helga die Veränderung in seinen Zügen. Sein Stolz war also zu groß, ihr, die er doch so bitter durch sein Mißtrauen gekränkt, nur ein einziges entgegenkommendes Wort zu gönnen. Gut, dann war der ihrige noch größer. Wenn er kein entschuldigendes Wort für seine Handlungsweise hatte, so brauchte sie erst recht nichts zu sagen, wo sie doch vollständig im Rechte war. Sie hatte wirklich nicht nötig, um Verzeihung zu bitten.

Ein herber Zug legte sich um ihren Mund.

So kamen sie vor ihrer Wohnung an. Schweigend, jedes mit seinen trozigen Gedanken beschäftigt und doch ganz erfüllt von der Nähe des anderen, hatten sie zulezt ihren Weg zurückgelegt.

„Wir sind am Ziel,“ sagte sie mit fester Stimme und nahm den Schlüssel aus der Tasche, die Thür aufzuschließen.

„Darf ich behilflich sein?“ Seine Stimme hatte bei dieser Frage einen heiseren Klang.

Er hatte mit zitternder Hand aufgeschlossen, und sie stand im Rahmen der Thür, das bleiche schöne Antlitz vom Mondlicht hell überstrahlt. Es trug jenen harten Zug, der ihm so wohlbekannt war, und wie ausgelöscht war jede Weichheit und Freundlichkeit aus ihren Zügen.

Schwer, fast keuchend ging sein Atem; er mußte an sich halten, um nicht auf sie zuzustürzen, sie in seine Arme zu schließen und sie mit seinen heißen Rüßen zu ersticken — vielleicht wäre sie da ohne ein Wort wieder die seine geworden. Aber so wollte er sich doch sein Weib nicht zurückgewinnen, nein — aus freiem Antrieb sollte sie sich ihm nähern, in aufrichtiger Reue über ihr voreiliges Handeln.

So standen sie Aug' in Auge, und jedes wartete auf das erste versöhnende Wort des anderen.

Doch beide schwiegen.

Wie erloschene Sterne lagen die Augen in ihrem Gesicht, als sie endlich mit tonloser Stimme sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Gute Nacht!“

Sie fühlte — jetzt war alles vorbei, die leiseste Hoffnung entschwunden, und eine innere Leere und Öde war über sie gekommen, eine Trostlosigkeit, daß sie vor Angst schauderte. Sie hätte laut aufschreien mögen vor namenloser Qual.

„Gute Nacht!“ antwortete er, bemüht, seiner Stimme Festigkeit zu verleihen. „Gute Nacht! Schlafen Sie wohl!“

Die Tür fiel ins Schloß, laut hallten seine Schritte in der Stille der Nacht auf dem Straßenpflaster wider.

Troztigen Herzens gingen die beiden voneinander, die sich doch das Liebste auf der Welt waren.





Magische Quadrate.

Kulturgeschichtliche Skizze von J. O. Hansen.



Mit 2 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Magische Quadrate fanden in älterer Zeit, ja bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein, in der Astrologie, der Kabbala und in anderen geheimen Wissenschaften ihre Anwendung; man nannte sie auch mystische Quadrate und gebrauchte sie vielfach als Amulette oder Talismane, welchen man abergläubischerweise ganz absonderliche Wirkungen zuschrieb, wenigstens den durchaus korrekten von ihnen, denjenigen nämlich, die als sogenannte „Planeteniegel“ in hervorragendem Ansehen standen.

Die in einem Quadrat von 3×3 Fächern untergebrachten Zahlen 1 bis 9 waren das Saturniegel; die in $4 \times 4 = 1$ bis 16 das Jupiteriegel; die in $5 \times 5 = 1$ bis 25 das Marsiegel; die in $6 \times 6 = 1$ bis 36 das Sonneniegel; die in $7 \times 7 = 1$ bis 49 das Venusiegel; die in $8 \times 8 = 1$ bis 64 das Merkuriegel; die in $9 \times 9 = 1$ bis 81 das Mondiegel.

Es scheint, daß schon in alter Zeit geduldige und mit eiserner Ausdauer versehene Arithmetiker diese sämt-

lichen magischen Quadrate der genannten Planetensiegel richtig herausgebracht haben. Über einige davon ist uns allerlei Interessantes und Kurioses bekannt geworden.

Bei einem magischen Quadrat kommt es darauf an, die sämtlichen Zahlen desselben so in den ebensovieleen Fächern unterzubringen, daß die auf solche Weise entstandenen senkrechten und wagrechten Reihen, sowie auch die Diagonalen — von unten links schräge nach oben rechts und von unten rechts nach oben links — zusammengerechnet immer genau das gleiche Resultat ergeben. Außerdem sind bei einigen — besonders bei dem des Jupitersiegels: $4 \times 4 = 1$ bis 16 — noch recht eigentümliche und fast unbegreifliche Manöver möglich.

Um das magische Quadrat richtig bilden zu können, dazu gibt es ein Hilfsmittel. Hätte man das nicht herausgefunden, würde wohl jedenfalls die Anfertigung der größeren derartigen Quadrate ins Bereich der Unmöglichkeit gehört haben, denn man muß bedenken, daß unter den vielen Millionen möglicher Zahlenzusammensetzungen nur eine einzige die absolut richtige sein kann. Übrigens bleibt auch mit dem Hilfsmittel die Sache immer noch recht schwierig und knifflig.

Man muß zuerst die sogenannte „Wurzelzahl“ des zu bildenden magischen Quadrats herausrechnen. Das ist die Ziffer, welche sich aus dem zusammengezählten Resultat aller Reihen ergibt, geteilt durch die Zahl der senkrechten oder der wagrechten Reihen. Zum Beispiel: $3 \times 3 = 9$. Die Zahlen von 1 bis 9 zusammengerechnet, ergeben 45, diese, geteilt durch 3, ergibt 15. Diese Wurzelzahl 15 muß also herauskommen in den drei senkrechten, den drei wagrechten und auch in den zwei diagonalen Reihen. Hier ist dies korrekte magische Quadrat:

4	3	8
9	5	1
2	7	6

Das allereinfachste und am leichtesten ausführbare magische Quadrat sollte eigentlich $2 \times 2 = 1$ bis 4 sein; aber gerade dies ist kurioserweise ganz unmöglich.

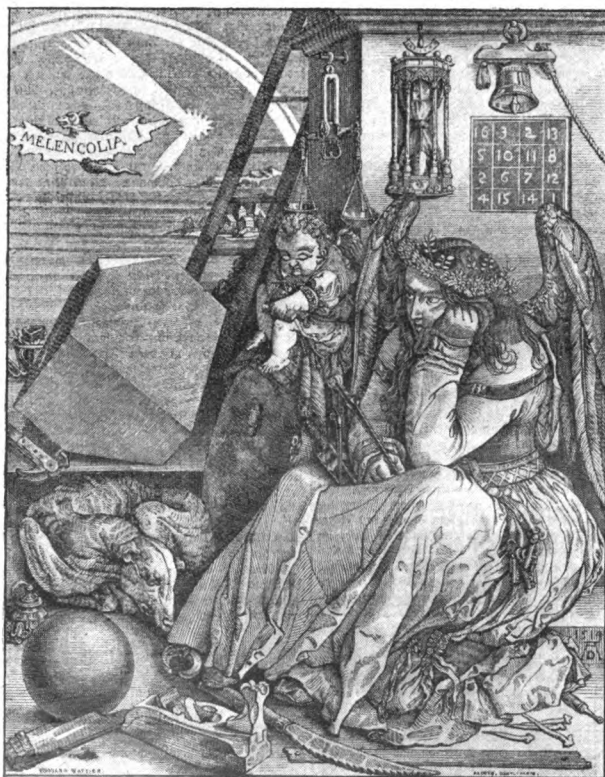
Also mit 3×3 und der Zahlenreihe 1 bis 9 fangen die magischen Quadrate und die mystischen Planetenspiegel an.

Dies erste, dem Saturn geweihte, ist nicht sehr schwierig, aber bei den folgenden erhöhen sich die Schwierigkeiten bedeutend mit den immer mehr zunehmenden Zahlenmengen.

Auf dem merkwürdigen alten, umstehend wiedergegebenen Kupferstich von Albrecht Dürer: „Die Melancholie“ (Melencolia I) befindet sich — an der Mauer unter der Glocke neben der Sanduhr — das folgende magische Quadrat, gebildet aus den Zahlen 1 bis 16:

1	15	14	4	16	3	2	13	15	5	4	10
12	6	7	9	5	10	11	8	2	12	13	7
8	10	11	5	9	6	7	12	9	3	6	16
13	3	2	16	4	15	14	1	8	14	11	1
12	6	7	9	1	14	15	4	2	12	13	7
1	15	14	4	12	7	6	9	15	5	4	10
13	3	2	16	8	11	10	5	8	14	11	1
8	10	11	5	13	2	3	16	9	3	6	16

Bei dem Quadrat $4 \times 4 = 1$ bis 16 ist die Wurzelzahl 34, und in der That ergeben auf unserem Bilde die vier senkrechten, die vier wagrechten und die zwei



Die Melancholie. Nach Albrecht Dürer.

diagonalen Reihen übereinstimmend jede genau die Zahl 34.

Mehr noch! Zerlegt man dies große Quadrat in vier kleine, nämlich so:

16	3
5	10

2	13
11	8

9	6
4	15

7	12
14	1

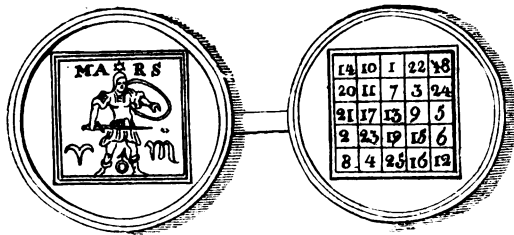
und zählt man dann die vier Zahlen jedes dieser kleinen Vierecke zusammen, dann erhält man auch viermal die Zahl 34. Nimmt man aus dem großen Quadrat die vier mittelfsten Zahlen, also:

10	11
6	7

heraus, so ergibt dies kleine Viereck ebenfalls die Zahl 34. Nimmt man aus dem großen Quadrat auch noch die vier Eckzahlen 16, 13, 4, 1 — zusammen wieder 34! — heraus, so bleiben oben und unten in den wagrechten Reihen die Zahlen 3, 2, 15, 14 — zusammen 34!! und in den zwei senkrechten äußeren Reihen 5, 9, 8, 12 — zusammen 34!!! Dies ist doch gewiß einigermaßen merkwürdig. Auf solche Art kann man demnach gewissermaßen symmetrisch alle Zahlen — immer je vier — aus dem Quadrat entfernen. Das Ergebnis dabei ist stets die Wurzelzahl 34.

Das magische Quadrat $5 \times 5 = 1$ bis 25 — das

Marsſiegel — war vormalſ befonders bei Kriegſleuten als geheimniſsvoller Talisman beliebt; man prägte eigens zu ſolchem Behuſe Medaillen, die von dem Verfertiger an die Soldaten verkauft wurden. Hier iſt eine ſolche Medaille in getreuer Abbildung nach dem Original:



Das Marſſiegel.

Vollkommen korrekt iſt das darauf dargeſtellte magiſche Quadrat. Jede der fünf ſenkrechten, der fünf wagrechten und der zwei diagonalen Zahlenreihen ergibt die richtige Wurzelzahl 65.

Hat nun wohl einmal ein ſolcher Talisman einem braven Soldaten wirklich den nützlichen und wirkſamen Schutz gebracht, den er abergläubischerweiſe davon erhoffte? Wir können dieſe Frage bejahen, denn eſ iſt uns ein merkwürdiger Vorfall bekannt, in welchem das magiſche Quadrat der planetariſchen Marſſiegelmedaille einen Soldaten, der aufgehängt werden ſollte, aus dieſer peinlichen Situation errettete, ſo daß er nachher noch viele Jahre ſich des Lebens erfreuen durfte.

Im Jahre 1579 wurde die befeſtigte niederländiſche Stadt Maaſtricht von den Spaniern belagert, deren Oberbefehlshaber der Herzog Alexander von Parma war. Zu den tapferen Verteidigern der Stadt gehörten

auch französische, englische und schottische Soldaten, außerdem einige tausend Bürger und Bauern. Neunmal wurden die anstürmenden Spanier blutig zurückgeschlagen, aber endlich, von Hungersnot und sonstigen Entbehrungen und Leiden aufs Äußerste gebracht, erkannte der Kommandant der Stadt, daß es, sofern keine schnelle Hilfe käme, nur kurze Zeit noch möglich sein würde, die Festung zu behaupten.

Von solchem bedenklichen Notstande wünschte er eine vertrauliche Nachricht einem anderen, ihm befreundeten Feldherrn zukommen zu lassen, damit dieser, wenn irgend möglich, noch Hilfe bringe. Doch fast unmöglich schien es, daß ein kühner Bote sich durch die Wachposten der Belagerer würde schleichen können.

Dennoch meldete sich ein mutiger Soldat dazu, ein Wallone namens Noel.

Er empfing den Auftrag, mündlich, nach seiner eigenen Kenntnis, dem betreffenden General die entsetzliche Not zu schildern, außerdem für diesen eine kleine chiffrierte Depesche, die er in seinem Hut verbarg.

Danach schlich er sich, als Bauer verkleidet, Abends spät im Dunkel aus der Stadt. Sein lobenswertes Wagnis glückte leider nicht. Er wurde von den Spaniern bemerkt und ergriffen, welche ihn darauf gründlich visitierten und die chiffrierte Depesche fanden.

Man führte ihn zu dem Herzog von Parma.

„Du bist ein Spion!“ schrie dieser grimmige Rival des blutdürstigen Herzogs von Alba ihn an.

„Nein, hoher Herr.“

„Du bist kein Bauer, sondern ein Soldat.“

„Das gebe ich zu, aber ich bin kein Spion, sondern ein Sendbote.“

„Man hat diese Geheimdepesche bei dir gefunden, die meine in der Chiffrier- und Dechiffrierkunst doch

wohl erfahrenen Sekretäre nicht zu enträtseln vermögen. Kennst du den Inhalt?"

„Nein, aber ich vermute, sie besagt das, was ich auch mündlich melden sollte, nämlich, daß in der belagerten Stadt größte Not herrscht.“

„Ich glaube, die Depesche enthält eine andere, viel wichtigere Mitteilung. Du kennst wahrscheinlich den Schlüssel zu dieser Geheimschrift, willst aber darüber keine Auskunft geben.“

„Das kann ich nicht, denn ich weiß wirklich nichts davon. Dies ist die reine Wahrheit; das schwöre ich.“

„Um so schlimmer für dich! Wenn du nicht bis morgen früh, also in wenigen Stunden, den Schlüssel zu der Depeschenschrift ausfindig machst, so daß sie gelesen werden kann, dann lasse ich dich hängen. Verstanden? Nimm die Depesche mit und erprobe deinen Witz daran; es handelt sich dabei für dich um Leben oder Tod. — Fort mit ihm!“

Noel wurde in ein Gefängnislokal gebracht, wo man ihn scharf bewachte. Verzweiflungsvoll grübelte er über seine schlimme Lage nach; unmöglich erschien ihm die Errettung aus solcher Todesgefahr.

Hatte ihn sein Schutzheiliger ganz verlassen? Vermochte ihm auch das Amulett nicht zu helfen, nämlich das Planetensiegel des Mars mit dem seltsamen magischen Quadrat auf dem Revers? Er hatte immer gläubiges Vertrauen darauf gesetzt, trug es beständig an einer dünnen Schnur um den Hals gehängt, den nun der Strick des grausamen Herzogs Alexander von Parma bedrohte. Zum Glück hatten die spanischen Soldaten ihm diesen Talisman — eine kupferne Medaille — nicht genommen.

Er griff danach und betrachtete mit wirren, hoffnungslosen Blicken die so sonderbar unregelmäßig durch-

einandergewürfelt erscheinenden Zahlen des Quadrats. Seltsam, die Depesche war auch in Ziffern geschrieben, in ein- und zweistelligen Zahlen, und zwar nur in denjenigen von 1 bis 25, ähnlich wie auf der Medaille. War in solcher Ähnlichkeit vielleicht ein geheimnisvoller Zusammenhang?

Ein Extrinfender, sagt man, greift begierig nach einem Strohhalme, selbst wenn ein solcher ihm doch nichts nützen kann. In ziemlich gleicher Stimmung beschäftigte sich Noel mit seinem Talisman.

Zu seinem höchsten Erstaunen machte er da plötzlich eine erfreuliche Entdeckung. Wenn er statt der Zahlen des Quadrats in ihrer magischen Reihenfolge genau die Buchstaben des Alphabets setzte, so ließ sich die Depesche leicht entziffern. Sie besagte kurz: „Wenn nicht vor acht Tagen Entsatz ankommt, ist die Stadt verloren.“

Daß die Sekretäre der betreffenden Befehlshaber auf die Idee geraten waren, für solche geheime Depeschen, falls dieselben notwendig würden, das magische Quadrat $5 \times 5 = 1$ bis 25 zu benutzen, erscheint recht wohl erklärlich, denn wirklich ist dies Quadrat ein sehr bequemer vollständiger Chiffrierschlüssel, weil ja die 25 Zahlen desselben den 25 Buchstaben des Alphabets so recht passend untergelegt werden können. —

Am folgenden Morgen wurde Noel abgeholt und zum Herzog von Parma gebracht.

„Bist du mit der Aufgabe zu stande gekommen?“ fragte dieser.

„Ja, gnädigster Herr,“ versetzte der Wallone. „Ein wundertätiges Amulett, welches ich zum Glück besitze, hat mir's ermöglicht.“

„Erkläre mir das!“

Das tat Noel bereitwilligst. Der Herzog und dessen

Sekretäre fanden nach genauer Prüfung den Sachverhalt ganz richtig.

„Es ist ein Wunder!“ rief Noel im Tone der gläubigsten Überzeugung.

Alexander von Parma schien die Sache nun fast in demselben Lichte anzusehen, denn er sprach huldvoll: „Ich bin zufriedengestellt und begnadige dich.“

Vorläufig blieb der Wallone noch als Gefangener im spanischen Lager, wurde aber auf Befehl des Herzogs gut behandelt, entging dem Strick und wurde auch nicht eines der vielen Opfer des furchterlichen Blutbades, welches zehn Tage später erfolgte.

Die Spanier erstürmten nämlich siegreich endlich die Festung und die Stadt Maastricht. Auf Befehl ihres grausamen Feldherrn wurden fast sämtliche Verteidiger und Bürger, soweit sie nicht bereits im Kampfe gefallen waren, niedergemetzelt. Nur sehr wenigen gelang es, in die uralten und ungeheuer großen Steinbrüche des nahen Petersberges zu flüchten, wo die Verfolger sie nicht auffinden konnten.

Später lebte Noel in einem Dorfe nahe bei Lüttich. Die planetarische Marsmedaille mit dem magischen Quadrat hielt er stets hoch in Ehren, und auch seine Nachkommen bewahrten sie noch fast zweihundert Jahre lang als interessantes Andenken an das merkwürdige Erlebnis ihres Vorfahren.

Über die anderen Planetensiegel mit noch größeren magischen Quadraten ist leider nichts besonders Merkwürdiges zu unserer Kenntnis gelangt. Auffallend mag es erscheinen, daß unserem lieben Mond gerade das Siegel mit dem größten derartigen Quadrat — $9 \times 9 = 1$ bis 81 — zugeteilt worden ist. Aber der Grund ist ganz einfach. Zu der Zeit, als jemand mit Geduld

und Scharffinn das Kunststück zu stande brachte, kannte man noch nicht den Uranus und ebensowenig den Neptun, denn diese Planeten sind erst in späterer Zeit von den Astronomen entdeckt worden. Also griff jener Quadratkünstler, nachdem bereits die Sonne und alle derzeit bekannten Planeten ihre magischen Siegel erhalten hatten, auf den bis dahin außer acht gelassenen Mond zurück und verlieh diesem die schöne Auszeichnung.





Die Erzählungen eines Zwanzigmarkstücks.

Von Bernhard Saint-Denis.



1.

(Nachdruck verboten.)

Ich bin nicht immer ein Zwanzigmarkstück gewesen. Das ist nicht wunderbar, denn wäre erst einmal die Kunst erfunden, meinesgleichen aus dem Nichts entstehen zu lassen, so wäre damit einerseits allerdings die Urzeugung bewiesen und ein langer Zwist der Gelehrten beigelegt, anderseits würde aber diese Kunst so reichlich von den Menschen geübt werden, daß — ihr glaubt wohl, daß menschliches Elend ein Ende hätte? nein, gewiß nicht — unser Wert weit unter einen Heller fänke; und die Memoiren eines Hellers wären doch gewiß keinen altpreussischen Dreier wert, während ich jetzt noch einem solchen gegenüber dastehe wie ein König einem Schuhpuker. Denn wenn es auch rechteckige Papierstreifen gibt mit schönen allegorischen Gestalten darauf und dicken Nullen mit einer Ziffer davor, so weiß ich doch aus Erfahrung, daß unsereiner manchmal der Hand eines Menschen lieber ist als jene Pa-

pierstreifen, weil nur zu oft diese auf einmal nichts weiter wert sind als ihre dickbäuchigen Nullen, und die Ziffer davor in die Brüche gegangen war.

Ich habe im Jahre 1855 bei Denis Bar, Sacramento County, Kalifornien, das Licht der Welt erblickt. Schon 1854 war ich nahe daran gewesen. Da hatte in meiner nächsten Nähe ein Goldgräber — der tolle Jimmy wurde er genannt — einen Schacht abgeteuft und einen Stollen getrieben. Ich gehörte zu einer nicht großen Uder, die aber eine Strecke von mir entfernt stärker und recht ansehnlich wurde. Wenige Schläge und Spatenstiche noch, und er wäre auf mich und meine ganze Sippe, die wir auf einer Quarzlage saßen, gestoßen. Da kam ein Tag, an dem es im Saloon Allen einmal wieder müßt zuing. Im Schenckzimmer war es schon lange ein Vorrecht des arroganten Dick Bluepoint, daß nur er auf dem Schaukelstuhl Platz nehmen durfte in der Reihe der um den eisernen Ofen sitzenden, trinkenden, rauchenden und nicht zum mindesten spuckenden Gäste. Der tolle Jimmy und Dick waren sich schon einige Tage aus dem Wege gegangen von wegen der schwarzhaarigen Tochter des alten Allen. Jimmy war am Abend schon nicht mehr ganz nüchtern; die schwarze Ellen, ein halbes Kind noch mit ihren sechzehn Jahren, an Koketterie aber es jedenfalls schon mit einer geschulten Zwanzigerin aufnehmend, war eben hinter die Bar getreten, und Jimmy, der offenbar zeigen wollte, wie wenig er sich aus Autorität und wohlervorbenen Rechten machte, ließ sich schwer und sehr geräuschvoll in den Schaukelstuhl nieder.

Kurz darauf kam Dick in das Zimmer; eine kurze Sekunde stutzte er an der Thür, und sein scheues, aber verlebtes Gesicht wurde um einen Ton blässer. Gelassen ging er dann nach der Bar, ließ sich ein großes

Glas seines Lieblingsgetränkes mischen, warf klirrend ein Geldstück hin und ging nach seinem Plaze zu. Jimmy wiegte sich eben sehr behaglich. Dick sagte kein Wort und trat nur neben den Stuhl. Jimmy nahm einen langen Zug aus seiner kurzen Pfeife, blies den Rauch etwas hintermwärts, so daß er an Dicks Weste hinauf diesem gerade in die Nase stieg, und spuckte energisch den heißen Ofen an, daß es zischte.

Dick hatte keine Miene verzogen, mit ganz langsamen Bewegungen faßte er aber das eine Seitenteil des Stuhls und kippte ihn mit einem schnellen Ruck seiner sehnigen Arme zur Seite, so daß Jimmy zu Boden rollte.

Noch hatte sich dieser nicht ganz aufgerichtet, als er schon den Revolver gezogen hatte und ein Schuß krachte, dem sofort ein zweiter Knall folgte, mit der Wirkung, daß Jimmy wieder zu Boden rollte, diesmal ein toter Mann.

Kenner stritten sich später darüber, ob der ganze Vorfall zwei oder eineinhalb Sekunden gedauert hatte, und selbst die Nächststehenden wußten nicht mehr anzugeben, wer eigentlich zuerst geschossen hatte.

Jedenfalls verdanke ich diesem Todesfall mein Leben. Denn der verlassene Stollen kam an einen phlegmatischen Holländer, der ruhig, sicher und langsam arbeitend nach zwei Tagen die Goldader fand.

Ein halbes Jahr später fuhr ich als ein Teilchen einer der acht Goldklumpen in Form von Ziegelsteinen in dem kleinen, aber gewichtigen Röscherchen meines Holländers übers große Wasser und kam über Rotterdam nach Frankreich. Dort wurde ich ein Zwanzigfrankenstück und war eines von denen, die im Jahre 1856 bei der Geburt des kaiserlichen Prinzen, der Hoffnung der bonapartistischen Zukunft, unter die Menge auf der Place du Carrousel geworfen wurden.

2.

Ich wurde von einem halbwüchsigen Jungen aufgefangen, der mich triumphierend nach Hause trug, und ich hätte auf meinen Eintritt in die Welt stolz sein können, denn ich erregte die ungeteilte Bewunderung seiner zahlreichen Angehörigen. Mein Finder schwor hoch und teuer, mich nie von sich zu geben, aber es ging mit diesem Schwur noch schneller als mit ähnlichen in der Liebe. Schon in den nächsten Tagen machte ich mit meinem Eigentümer mehrfach Station vor einem Laden, in dem es außer den gewöhnlichen Tonpfeifen zu einem Sous auch solche von Meerschäum gab, wenn letzterer auch Eskischer in seinem Leben nicht gesehen haben mochte, und schließlich wurde ich in den Laden getragen, hartherzig auf den Tisch gelegt und gegen Kleingeld und einen Pfeifentopf eingetauscht.

In der Ladenkasse erlebte ich meine zweite Enttäuschung, indem alle meine Genossen, bis hinunter zum kleinsten Zweicentimestück, mir nicht glauben wollten, daß ich eine Spende aus kaiserlicher Hand gewesen war. Glücklicherweise kam ich sehr bald aus dieser plebejischen Gesellschaft fort und gegen eine Hundertfrankennote in das äußerlich prachtvolle und innerlich wohlgefüllte Portemonnaie eines zweifellos reichen und vornehmen Mannes.

Obwohl dieser mein Behältnis sehr oft leerte und wieder füllte, wollte der Zufall — oder meine Bestimmung —, daß ich doch lange bei ihm blieb, und so kam es, daß ich eines Abends in Paris mit ihm den Express nach Marseille bestieg und den nächsten Mittag in Monte Carlo promenierte, um dort einen glänzenden Abschnitt meiner Laufbahn zu eröffnen.

Am zweiten Tage lag ich unter einem Häufchen

gleichwertiger Genossen auf dem Spieltisch vor meinem Herrn. Neben diesem saß eine reizende junge Dame. Sie spielte nur lässig, bald aber stand mein Herr auf, und ich bemerkte, daß ihn das Rot und Schwarz des Spieltisches offenbar weniger interessierte als die blauen Augen seiner Nachbarin. Nach einer Weile schob die reizende Dame zwei Goldstücke auf Rot und seufzte leise, wie zu sich selbst sprechend: „Ah, die letzten. Nun gut — *va banque!*“ — Aber mein Herr hatte ein feines Ohr für die gefühlvollen Regungen eines weiblichen Herzens, und als jene zwei Goldstücke von einem tragenden Rechen nach der entgegengesetzten Seite abgeführt wurden, schob er leise mich und einige andere Genossen nach rechts auf den Platz der Dame. Sie nahm mich auf, drehte mich eine Weile in ihren zarten Fingern und setzte mich dann auf Rot, und ich kam doppelt zu ihr zurück.

Sie aber hatte mich wohl im Auge behalten, legte mich neben ihren Fächer, spielte mit den anderen weiter und weiter und hatte bald einen ganzen Turmbau neben mir errichtet, so daß ich mir vorkam wie ein Mensch neben dem Dom zu Pisa. Dann verwahrte sie mich in einem besonderen Täschchen und wollte mit ihrem großen Gewinn fortgehen. Sie konnte aber die große Menge Gold nicht fassen, und wieder half ihr mein dienstwilliger früherer Herr beim Bergen ihres Reichthums.

Drei Tage später wurde ich in einem Speisesaal wieder aus dem Täschchen gezogen und sah zu meinem Erstaunen, daß an dem kleinen Tischchen mein früherer Herr und meine neue Herrin zusammen speisten. Diese aber konnte mich nicht genug lieblosen, sie nannte mich ihren Freund, ihren Schatz, und auch sie schwor, mich nie von sich zu geben, und ich muß es zu ihrer Ehre sagen, sie hielt ihren Schwur — solange sie konnte.

Noch denselben Nachmittag wurde ich an ein Arm-

band angelötet; die Empfindung war nicht gerade angenehm, es floß mir wie siedendes Wasser über den Rücken. Aber nun wich ich nicht mehr von dem schönen Arm meiner Gebieterin. Wir reisten viel, ich sah ein schönes Stück Erde, und erst in Paris kam mir mein früherer Herr aus dem Gesicht, denn meine Herrin und ich waren dem Herzen eines sehr vornehmen anderen Herrn zu nahe gekommen, nämlich dem des Herzogs von Morny.

Nun lebte ich in brillanten Salons und sah fast täglich eine glänzende Gesellschaft um mich. Ich wurde verhätschelt und verzogen, jeden Tag in kölnischem Wasser gebadet, unendlich oft wurde meine Geschichte erzählt, so daß ich vor Stolz mich ordentlich aufblähte. Selbst die hochtönendsten Namen und die glänzendsten Orden konnten mir nicht mehr imponieren, denn wenn meine Herrin vor dem Kamin im Lehnstuhl sitzend den Arm aufstützte und ich am Armband auf ihrer weißen Haut, die so süß nach Chypre duftete, ruhte und diese weiße Haut ungezählte Male heimlich küßte, so hätte mancher der vornehmen Herren, die um sie herumstanden und saßen, wohl sehr viele meinesgleichen hergegeben, wenn er hätte an meiner Stelle sein können.

Zu dieser Zeit hörte ich auch manche Staatsgeheimnisse mit an, fast so viele als Privatgeheimnisse, und das will viel sagen. Aber ich bin kein Verräter an Frankreich und schweige, wenngleich jene glänzende Gesellschaft in alle Winde zerstreut ist und zum größten Teil schon den ewigen Schlaf schläft.

Mit meiner Herrin wurde ich dann im Kriegsjahre 1870/71 mit in Paris eingeschlossen, und das allgemeine Elend ging auch an mir nicht spurlos vorüber. Eines Tages schlug auch für mich die Trennungsstunde, ich mußte von Arm und Armband scheiden und wurde

— schrecklich, aber wahr! — gegen eine — Ratte eingetauscht. Damit hatte ich alle Lust zum Leben verloren, es war mir ganz gleichgültig, daß ich durch ungezählte, oft durchaus nicht nach Chypre und Kölnischem Wasser duftende Hände ging, ich blieb gefühllos, selbst als in der Vorstadt Belleville zwei Menschen um meinetwillen sich beinahe umbrachten. Ich blieb sogar apathisch, als ich der schmerzvollen Operation unterzogen und mir der Hentel wieder abgenommen wurde; denn alles dieses war Kinderspiel gegen das schwere Geschick, welches mir, einem kaiserlichen Zwanzigfrankenstück, noch bevorstand: ich kam in die französische Kriegskostenentschädigung.

3.

Ich wurde mit anderen in einen großen Sack gepackt und hatte lange Zeit ein furchtbares Mütteln durchzumachen, so daß ich ganz nervös wurde. Wir hatten uns vorgenommen, uns die lange Fahrt aus den sonnigen Gefilden Frankreichs nach den trüben Gauen unserer neuen Heimat mit Erzählung unserer Lebensgeschichte auszufüllen, aber auch dieser letzte Zeitvertreib ging uns verloren, denn bei dem Klirren und Klingeln auf der ganzen Reise konnte man sein eigenes Wort nicht verstehen.

In Deutschland kam ich zunächst als Gold in die Hände eines Offiziers und galt längere Zeit auch in meiner neuen Heimat als übliches Zahlungsmittel. Aber so ganz als Eingeborener wurde ich doch nicht angesehen, ein klein wenig Fremdling blieb ich, auch litt ich unter besonderem Mißtrauen wegen meiner Hentelspur, die sich nicht ganz hatte verwischen lassen. Kurz, eines Tages wurde ich mit vielen anderen in die Münze gebracht. Dort hatte ich einen mir aus früher Kindheit erinnerlichen, sehr unangenehmen Prozeß durch-

zumachen und kam mit einem übrigens meinen Jahren nur angemessenen erhöhten Embonpoint wieder zum Vorschein als Zwanzigmarkstück.

Ich war eines der zuerst ausgegebenen Stücke und wurde von meinem ersten Inhaber eine Zeitlang sorgfältig aufbewahrt. Als ich aber keine Seltenheit mehr war, kam ich wieder unter die Leute. Im Jahre 1874 ging ich einmal verloren und machte mich schon darauf gefaßt, dem Jüngsten Gericht in einem Spalt zwischen Wand und Scheuerleiste entgegenwarten zu müssen. Ich war auf einem Tisch liegen geblieben, Papiere waren über mich gekommen, dann weggenommen worden, wobei ich herunterfiel und geräuschlos auf den Teppich und, da dieser das ganze Zimmer bedeckte, bis an die Wand rollte, um dort in einen Spalt zu versinken. Damals bedauerte ich tief, daß ich zwar ein fühlendes Herz, nicht aber meine Materie Beweglichkeit hatte, denn ich wäre um alles gern mit Händen und Füßen herausgetrohen, um den Leuten zuzurufen: „Hier bin ich, sucht mich nicht länger, und vor allem verdächtigt nicht einen unschuldigen Menschen als Dieb!“

Drei große Reinemachen brachten mich nicht aus meiner Einsamkeit, erst das ganz große Weihnachtsreinemachen, bei dem mit einem Pinsel sogar der mich bergende Spalt ausgewaschen wurde, beförderte mich wieder ans Tageslicht, und ich fiel als Extraweihnachtsgeschenk dem Dienstmädchen zu, gegen das wegen meines Verschwindens ein leises Mißtrauen erst mit meiner Auferstehung verschwand.

Im Jahre 1877 zog ich mit einem fröhlichen Studenten nach Heidelberg. Dem gab mich sein Vater am Abend vor der Abreise und sagte: „Mein Sohn, ich möchte nicht, daß du Schulden machst, aber auch nicht, daß du dich bis zum letzten verausgabst; ich

möchte, daß du ein Stück Geld jederzeit als letztes, unantastbares Gut in der Tasche hättest. Deshalb hast du hier noch ein besonderes Goldstück, ich habe neben dem Kopf ein Kreuz und neben dem Adler einen Kreis eingeritzt; das sollst du immer behalten und wenn du zurückkommst, mir immer vorzeigen können. Zwar muß ich mir selbst sagen, daß du jedes andere gleiche Stück ebenso zeichnen könntest, aber ich vertraue deiner Ehrlichkeit."

Der Student hatte mich lange Zeit, in ein Stück Seidenpapier eingewickelt, in seinem Schreibtisch liegen, und oftmals machte ich die Reise in sein Elternhaus zu Weihnachten und in den Sommerferien und konnte getreulich dem Vater vorgezeigt werden. Nur einmal kam ich in Versuchung. Es war in Bonn, Kommilitonen stürmten ins Zimmer und riefen: „Auf, komm mit, wir wollen eine Rheinfahrt machen!“ — Mein Herr überlegte; ohne mich kam er mit seiner Barschaft nicht aus, borgen wollte er nicht, mit mir aber ging es. Draußen war herrliche Frühlingsluft, die Stimmen der Freunde schwirrten durcheinander und drängten. Er schwankte — aber er widerstand und blieb.

Und schnell belohnte es sich. Am nächsten Tage lernte er an der Wirtstafel des Hotels, wo er speiste, eine Familie kennen, die ihrerseits eine Rheinreise machte, und die anmutige Tochter wurde nach Jahren seine Frau. Er hätte sie nie gesehen, hätte er mich damals fortgegeben.

Bei der Hochzeit wurde gar ein Toast auf mich ausgebracht, und dann erhielt ich wieder einen Hentel und hänge wieder an einem Armband. —

Manche Jahre sind ins Land gegangen, aber zart und fein ist auch jetzt noch der Arm, auf dem ich ruhe, obwohl nun auch schon manches Kinderhändchen mit

mir gespielt hat und mein getreuer Student schon anfängt, graue Haare zu bekommen.

Aber wenn mir auch manchmal in der Erinnerung Chypreduft vor der Nase vorbeimeht — hier befinde ich mich doch entschieden wohler, hier fühle ich eine behagliche Sicherheit und Ruhe, die meinem zunehmenden Alter auch zukommt, und hier habe ich nicht zu befürchten, etwa noch einmal — gegen eine Ratte eingetauscht zu werden.



Die Schätze des fünften Erdteils.

Bilder aus dem australischen Busch. Von Gerd Harmstorf.

Mit 10 Illustrationen.



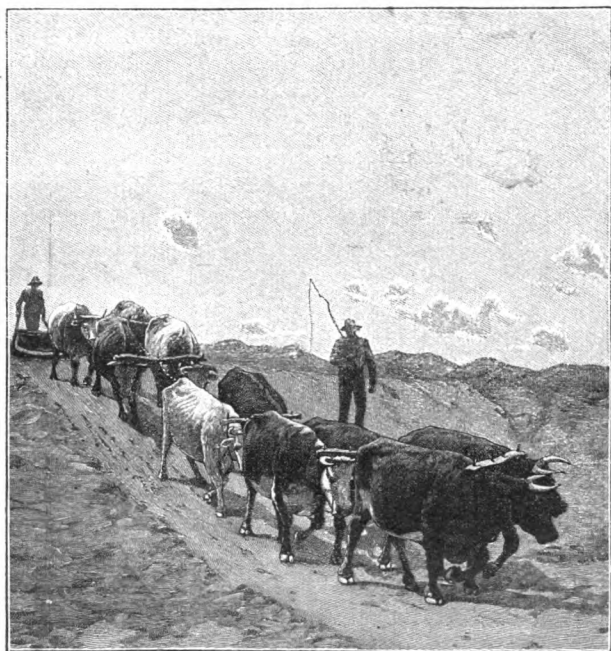
(Nachdruck verboten.)

Die eigentlichen Reichtümer Australiens sind nicht die goldhaltigen Erze seiner „Diggings“ und nicht die ergiebigen Weizenfelder seiner fruchtbaren Küstenstriche, sondern die hundert Millionen Schafe, deren Wolle heute bereits den fünften Teil des gesamten Weltbedarfs zu decken vermag.

Es sind noch nicht viel mehr als hundert Jahre vergangen, seitdem ein kluger Sohn des schottischen Hochlandes die ersten Merinoschafe in Australien einführte, und wenn ihre Zucht innerhalb dieser verhältnismäßig kurzen Zeit zu einer so ertragreichen werden konnte, daß man den Wert der von Australien exportierten Wolle heute getrost auf mehr als fünfhundert Millionen Mark jährlich schätzen darf, so mußten wohl die Vorbedingungen für das Fortkommen des nützlichen und genügsamen Tieres außerordentlich günstige gewesen sein.

In der Tat ist den klimatischen Verhältnissen der Lössenanteil an dem überraschenden Erfolge beizumessen.

Die gleichmäßige Trockenheit und Wärme, die fast das ganze Jahr hindurch herrscht, erspart dem Squatter — wie sich der australische Schafzüchter nennt — die kostspielige Notwendigkeit, seine Herden zeitweilig in



Herstellung einer Wassermulde.

geschlossenen Stallungen unterzubringen und zu füttern. Sie können vielmehr zu allen Jahreszeiten Tag und Nacht unter freiem Himmel bleiben, und es bedarf nur einer Einzäunung der einzelnen Weideplätze oder „Paddocks“, um ein Ausbrechen der Tiere und eine Vermischung der verschiedenen Besitzern zugehörigen Herden zu vermeiden.

Daß es — namentlich während der ersten Jahrzehnte — den Züchtern auch nicht an mancherlei Wider-

wärtigkeiten und Fehlschlägen mangelte, begreift sich leicht.

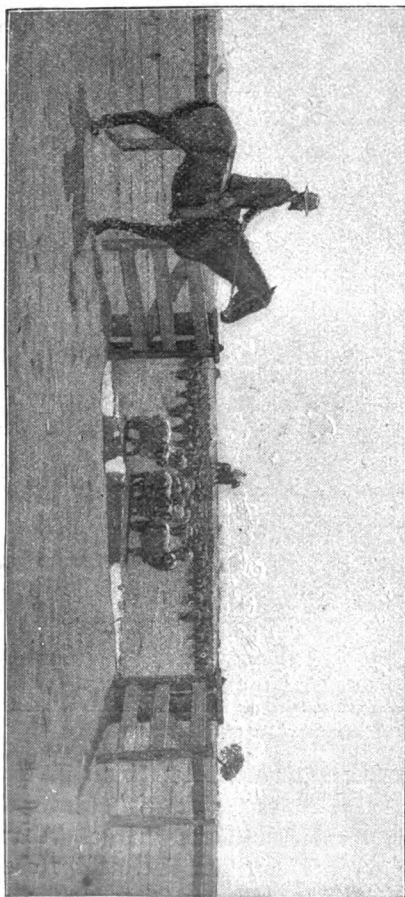
Als der gefährlichste Feind der Schafe erwies sich zunächst der Dingo, eines der wenigen Raubtiere

Australiens, eine Schakalart, die zwar dem Menschen ganz ungefährlich ist, den mehrlosen

Bliessträgern aber desto verderblicher zu werden drohte.

In großer Zahl auftretend, richteten sie geraume Zeit hindurch unter den Schafherden die fürchterlichsten Verheerungen an, bis man ihnen

nicht nur mit Pulver und Blei, sondern auch mit Strychnin und anderen wirksamen Vertilgungsmitteln

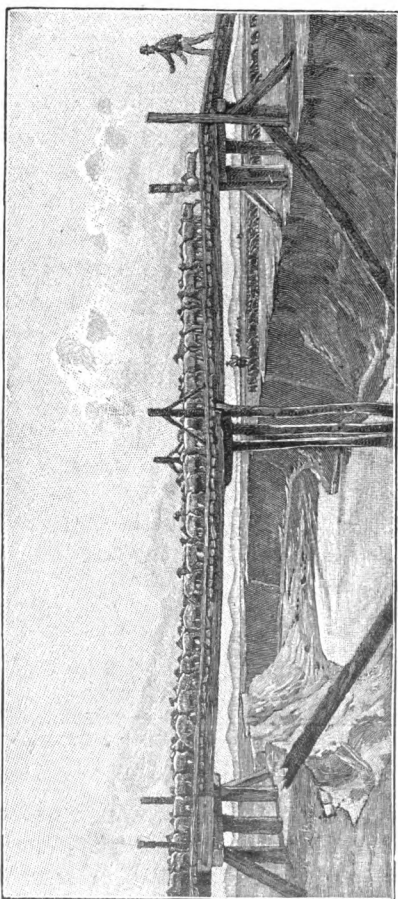


Wechsel des Futterplatzes.

so nachdrücklich zu Leibe ging, daß sie wohl oder übel das Feld räumen mußten. Heute kommen die mehr mordlustigen als gefräßigen Gefellen nur noch in den weit nach dem Innern zu gelegenen Distrikten vor, und es ist anzunehmen, daß sie in absehbarer Zeit ganz ausgerottet sein werden.

Neuerdings freilich hat es ganz den Anschein genommen, als solle ein anderer, nicht minder blutgieriger und wegen seiner größeren Verschlagenheit viel schwerer zu vertilgender Mörder an ihre Stelle treten.

Die unausrottbare Vorliebe des Engländer's für die auf dem heimischen Boden gepflegten Sportarten hat nämlich vor einigen Jahren einen erst



Überschreiten eines Wassergrabens.

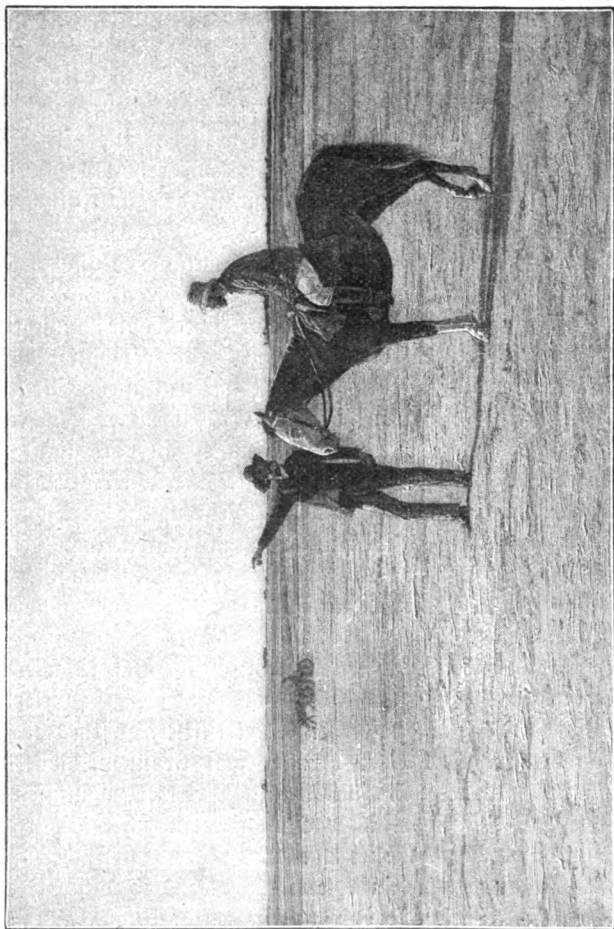
kürzlich eingewanderten Squatter auf den unglücklichen Gedanken gebracht, ein paar Füchse einzuführen und ihnen im australischen Busch die Freiheit wiederzugeben, damit sie und ihre Nachkommen dem gescheiten Manne das gelegentliche Vergnügen einer Fuchsjagd ermöglichen.



Auf dem Marsche.

Dieses Vergnügen nun hätte er sich seither in der ausgiebigsten Weise verschaffen können, denn das Ehepaar Reineke, das sich zu seiner angenehmen Überraschung in ein wahres Fuchsparadies versetzt sah, hat die in seine Fruchtbarkeit gesetzten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern so weit übertroffen, daß man, wie seinerzeit auf die Vertilgung der Dingos, heute bereits

Prämien auf erlegte Füchse aussehen muß, um der immer bedenklicher werdenden Plage einigermaßen Herr



Instruktion eines Grenzreiters.

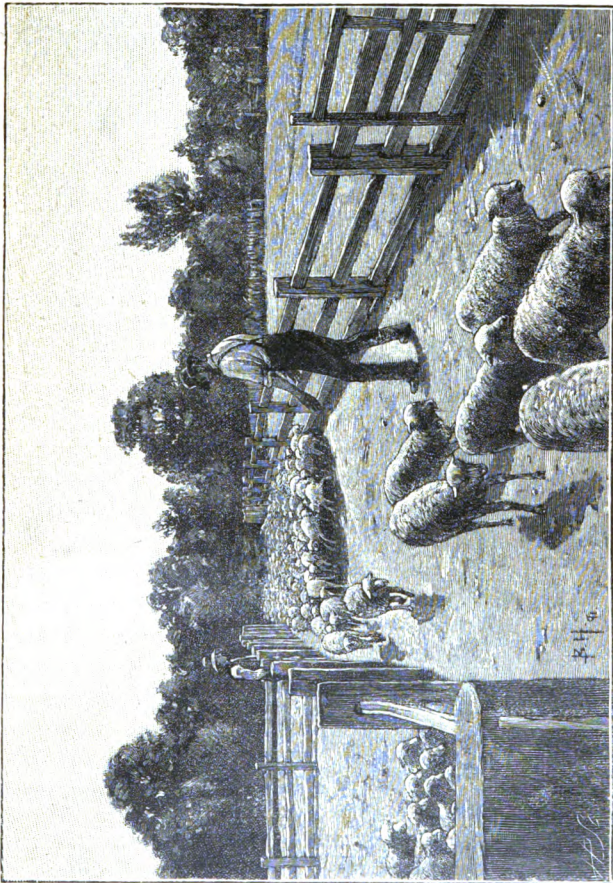
zu werden. Dazu kommt, daß der rothaarige Nachwuchs um vieles wilder, schlauer und mordlustiger ge-

worden ist als seine eingewanderten Stammeltern, so daß einstweilen der Umfang noch nicht abzusehen ist, den das Übel für die Squatters im australischen Busch möglicherweise annehmen kann.

Anderer Feinde aber hat das in voller Freiheit lebende Schaf hier glücklicherweise nicht — es sei denn, daß die allgewaltige Natur selbst als Vernichterin auftritt, wie es bei ungewöhnlicher Dürre schon wiederholt der Fall gewesen ist. Die große Trockenheit des australischen Klimas, die zur Sommerzeit weite Länderstrecken in eine vegetationslose, zerrissene, rotbraune Wüste verwandelt, gewinnt nämlich leicht einen für alles Lebendige sehr bedenklichen Charakter, wenn die Wunderwirkende Regenzeit einmal länger als gewöhnlich auf sich warten läßt. In solchen Jahren kann es dann wohl meist geschehen, daß innerhalb weniger Wochen Millionen von Schafen aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Und es bedurfte merkwürdiger Weise mehrerer sehr fühlbarer derartiger Lehren, ehe die Schafzüchter sich dazu aufrafften, in fetten Jahren einen Teil des Überflusses zu Heu zu machen und in mächtigen Schubern als einen Notvorrat für die mageren aufzuspeichern.

Die Wasserarmut im australischen Busch ist überhaupt ein Gegenstand steter Sorge für den Squatter, und er verfällt auf alle erdenklichen Mittel, diesem Uebelstande abzuhelpen. Das Graben von Brunnen, die oft bis zu 300 und mehr Fuß tief geführt werden müssen, ohne daß das Ergebnis doch immer ein sicheres wäre, steht darunter natürlich obenan. Aber man sucht sich vielfach auch auf einfachere und weniger kostspielige Weise ein Wasserreservoir zu schaffen, indem man mit eigens dazu konstruirten Schaufelpflügen Erdmulden aushöhlt, die in den Tagen der ausgiebigen Regengüsse

das ihnen zufließende kostbare Naß sammeln und behalten sollen. In der That hält ein solches Becken,



Abzählen der Lämmer.

wenn es einmal gefüllt ist, jahrelang vor, und die Schafe, die bei genügendem Vorhandensein grünen Futters der Tränkung überhaupt nicht bedürfen, ge-



Australische Schafherde



brend des Nachtlagers.

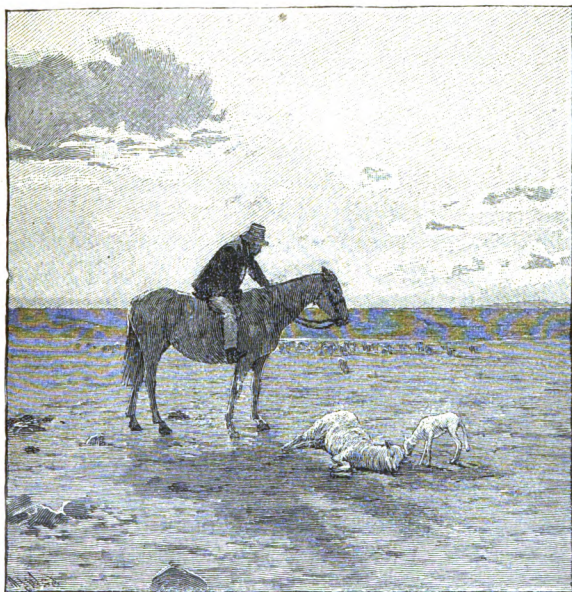
deihen auch in der trockenen Zeit ganz gut, wenn sie nur alle zwei bis drei Tage einmal zur Brackwassertränke geführt werden.

Ist aber alles erquickende Raß versiegt und Grünfutter in genügender Menge nicht mehr vorhanden, so bleibt nichts anderes mehr übrig als ein Wechsel des Weideplatzes, eine Aufgabe, die bei den Angestellten des Squatters, den sogenannten Grenzreitern, nicht gerade sehr beliebt ist, da das Treiben großer Schafherden über weite Strecken, auf denen oft mancherlei schwierige Stellen, wie schmale Brückenstege und dergleichen, überwunden werden müssen, immer sein Mißliches hat.

Im übrigen führen diese Grenzreiter ein beneidenswert freies, ungebundenes und gesundes Leben. Ihr wesentlicher Daseinszweck, dem sie auch ihren Namen verdanken, ist die ständige Beaufsichtigung der Einfriedigungen und Umzäunungen, welche die Weidegebiete der einzelnen Squatters voneinander trennen. Denn es geschieht nicht selten, daß diese Umzäunungen von Rindern und Pferden oder durch elementare Ereignisse niedergerissen werden. Und obwohl jedes Schaf mit einer auf der Schnauze eingebrannten Marke gezeichnet ist, bereitet das Sortieren zweier durcheinander geratenen Herden doch eine so heillose Mühe und ist vielfach mit so unangenehmen Verlusten verbunden, daß man immer darauf bedacht sein muß, solchen unliebsamen Zwischenfällen vorzubeugen.

Im übrigen kann der Squatter auf seinen einzelnen Stationen während des größten Teiles des Jahres mit einem erstaunlich kleinen Personal auskommen, ein Vorteil, der natürlich nicht wenig dazu beiträgt, die australische Schafzucht zu einer so einträglichen, und fast alle Squatters in kurzer Zeit zu reichen Leuten zu machen.

Großkapitalisten, deren Vermögen mit gutem Recht auf vierzig und mehr Millionen geschätzt werden kann, sind keineswegs selten unter ihnen, und der Reisende, den seine Wißbegierde in den australischen Busch führt, wird oft nicht wenig überrascht sein von der soliden



Verwaist.

Bornehmheit und dem guten künstlerischen Geschmack, mit dem die weitab von allen größeren menschlichen Ansiedlungen gelegenen einsamen Wohnstätten dieser Schafzüchter ausgestattet sind.

Die schönste und hoffnungsvollste Zeit des Jahres ist ihnen der Frühling, der ihnen mit dem Erscheinen des jungen Nachwuchses ihrer Herden frohe Aussichten für die Zukunft eröffnet. Das für andere Sterbliche

wenig harmonische Geblöf vieler Hunderte von kleinen Lämmern, das dann alle „Paddocks“ erfüllt, mag ihren Ohren wohl als die angenehmste Musik erscheinen, und das Abzählen der niedlichen, zutraulichen Tiere ist eine Beschäftigung, der sich auch der begüterte Squatter vielfach noch mit Vergnügen in eigener Person unterzieht.

Wie jeder vernünftige Landwirt behandelt er seine Herden mit aller nur erdenklichen Aufmerksamkeit und Liebe. Das hübsche kleine Bild auf Seite 203, das uns eine Tragödie aus dem Schafleben vor den Augen eines ersichtlich von lebhafter Teilnahme erfüllten Grenzreiters zeigt, mag als ein Beweis dafür dienen.

Minder idyllisch als die Zeit der jungen Lämmer, aber darum nicht weniger freudig willkommen geheißen, ist die Zeit der Schaffschur, jene goldene Erntezeit, die den Preis aller Mühen und Sorgen bringen soll.

Jetzt gewinnt das Leben auf den einsamen Buschstationen plötzlich eine völlig veränderte Physiognomie. Zu Fuß, zu Pferde oder in ganzen Scharen auf großen Leiterwagen erscheinen die bärtigen, sonnenverbrannten Männer, deren einziges Gewerbe es ist, Schafe zu scheren und deren Geschicklichkeit in dieser Verrichtung so hoch bezahlt wird, daß die Sparsameren unter ihnen das ganze übrige Jahr hindurch von dem Ertrage der kurzen Arbeitskampagne leben können. Da ein gewandter Scherer an einem einzigen Tage bis zu 140 Schafe scheren kann und er für das Hundert 12 bis 15 Schillinge erhält, ist seine Einnahme eine viel beträchtlichere als die der ständig auf den Stationen beschäftigten Leute, auf die er denn auch mit einer gewissen Geringschätzung herabsieht. Leider aber pflegen die meisten dieser, während der Schurzeit rastlos fleißigen Arbeiter den rasch gewonnenen Verdienst ebenso



Die Wollschur.



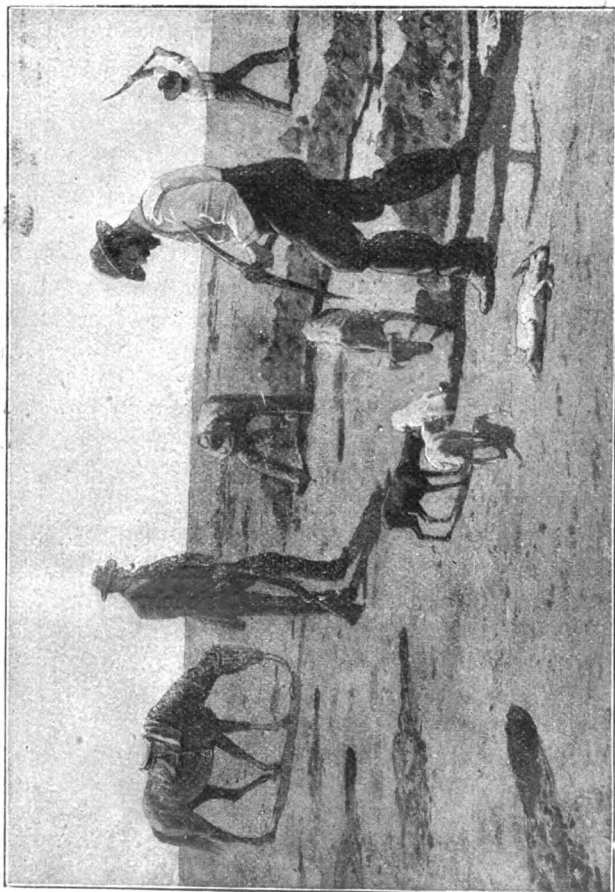
rasch durch die Gurgel zu jagen, und da sie gemeinhin zu stolz sind, sich mit irgend einer anderen Beschäftigung abzugeben, ziehen nicht wenige von ihnen schon etliche Wochen später in dem abgerissenen Kostüm als richtige „Tramps“ (Landstreicher) von Station zu Station, um das überall willig gewährte Nachtquartier und die übliche Wegzehrung von Mehl, Tee, Zucker und vielleicht auch etwas Fleisch in Anspruch zu nehmen.

Eine Ausnahmestellung unter den im australischen Busch beschäftigten Arbeitern nehmen auch die „Rabbiters“, die Kaninchenjäger ein, von denen in besonders schlimmen Jahren auf einzelnen großen Stationen bis zu hundert beschäftigt werden. Denn die Vertilgung der schädlichen kleinen Mager, die den Schafen das Futter wegfressen, legt den Squatters ungleich erheblichere Opfer auf, als seinerzeit die Ausrottung der Dingos erforderte.

Man sagt, daß auch die Kaninchen von einem englischen Farmer zu Sportzwecken eingeführt worden seien, und glaubhaft wäre es immerhin. Jedenfalls hätten die australischen Schafzüchter alle Ursache, das Andenken dieses Braven zu vermissen, denn man schätzt den Gesamtbetrag der zur Vernichtung der wilden Kaninchen von den australischen Kolonien jährlich aufgewendeten Summe auf 10 bis 14 Millionen Mark. Man wird aber diese ungeheuren Zahlen begreiflich finden, wenn man erwägt, daß nach einer keineswegs willkürlichen, sondern den tatsächlichen Verhältnissen durchaus entsprechenden Berechnung ein einziges Kaninchenpaar innerhalb fünf Jahren eine Nachkommenschaft von 20 Millionen Stück erzielt haben kann.

Obwohl die vorhin erwähnten Rabbiters täglich 300 bis 400 Stück erlegen und obwohl man den Tieren auch sonst auf alle erdenkliche Weise zu Leibe geht, ist doch

eine wesentliche Abnahme der Kaninchenplage viel weniger durch diese Mittel als durch ein paar un-



Kaninchenjagd.

gewöhnlich dürre Jahre herbeigeführt worden, in denen zahllose Schafe, daneben aber auch viele Millionen Kaninchen zu Grunde gingen.

Auf eine gänzliche Beseitigung dieses Krebschadens wagt der australische Squatter indessen ebensowenig zu hoffen, wie auf die Entdeckung eines Radikalmittels gegen die Heuschreckenplage, von der seine Weideplätze in kürzeren oder längeren Zwischenräumen heimgesucht werden. Es fehlt nicht an gewichtigen Stimmen, die auch die Verantwortung für dieses lästige Übel den ersten Ansiedlern selbst auferlegen wollen, und es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß jahrzehntelang ein geradezu wahnwüthiger Vernichtungskrieg gegen die prächtige australische Vogelwelt geführt worden ist, ein Krieg, dessen Folgen nun in der erschreckenden Überhandnahme der gefräßigen Insekten zu Tage treten. Man hat Füchse, Kaninchen, Sperlinge und — Disteln in die australischen Kolonien eingeführt, um sich dadurch auf die eine oder die andere Weise lebendiger an die geliebte Heimat mahnen zu lassen, und man hat alle diese Thorheiten sehr teuer bezahlen müssen.

Eine ernstliche Einbuße aber hat der Reichtum, den seine ungeheuren Schafherden für den fünften Erdteil bedeuten, dadurch nicht erlitten, und alle Anzeichen sprechen im Gegentheil dafür, daß diese lebendigen Schätze noch einer heute kaum absehbaren Vermehrung fähig sind.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Der rote Faden. — In einem der vornehmsten Restaurants von London saßen gegen zwei Uhr in der Nacht eine Anzahl Herren beisammen, denen man ihre Zugehörigkeit zur besten Gesellschaft ansah. Es waren außer einigen Lords meist „jüngere Brüder“, jene oft so wenig beneidenswerten Mitglieder der höchsten Kreise, welche neben ihrem im Besitze der Güter und des Vermögens befindlichen älteren Bruder, dem Lord, eine geradezu jämmerliche Rolle spielen müssen.

Es schien jedoch, als ob gerade unter diesen hier versammelten Herren lauter recht fröhliche junge Leute vertreten wären, wenigstens sah man keinem von ihnen irgendwelche Sorge oder einen Kummer an.

Der weitaus hübscheste und heiterste unter ihnen war Percy Bilsfort, ebenfalls ein jüngerer Sohn, der allerdings eine Menge Schulden hatte, dessen Liebenswürdigkeit aber immer wieder neue Hilfsquellen ausfindig zu machen wußte, wenn die Familie einmal unerbittlich blieb.

Die meisten der Herren waren auf einer Soiree bei den Bishlows gewesen — die Bishlows galten als besonders „hoch“, und deshalb ging man gern auf ihre Gesellschaften, wenn sie auch nie sehr lange dauerten und nie ungewöhnlich amüsanter waren.

„Ah!“ sagte Lord Telham, „dort kommt noch Dolfins, unser Staatsanwalt, der immer eine Menge Interessantes zu erzählen weiß.“

„Das ist kein Wunder,“ scherzte Percy Wilsfort, „denn er steckt seine Nase bekanntlich in alles.“

„Kommen Sie zu uns,“ rief Lord Telham laut, „wir haben hier einen guten Tropfen, und es ist noch Platz an unserem Tisch! Percy, rücken Sie doch ein bißchen zur Seite. Mister Dolkins kann neben Ihnen sitzen.“

Percy zuckte hochmütig mit den Augenbrauen; man mußte, wie exklusiv er war, und hätte ihm eigentlich die Nachbarschaft dieses Kriminalisten ersparen können.

Mister Dolkins folgte der Aufforderung und nahm an dem Tische Platz. Seine schmalen grauen Augen hatten blitzschnell die Tafelrunde überflogen, aber er schien trotz der schmeichelhaften Einladung nicht zum Sprechen aufgelegt zu sein. Mehrere Minuten verharrte er wortkarg und mit halbgeschlossenen Augen, nur seinen Burgunder zu den Lippen führend und dabei seine besondere Kunst üübend, seitwärts zu sehen, ohne die Augen zu bewegen.

„Nun, Dolkins, Sie sitzen ja so stumm da!“ rief man endlich. „Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet, oder brüten Sie über einem außergewöhnlich schwierigen Fall?“

„Das letztere tue ich nie, wenn ich mich in Gesellschaft befinde. Ich bin ja mehr als froh, einmal nicht grübeln zu müssen.“

„Sollte es denn wirklich so unendlich schwer sein,“ fragte einer der jüngeren Herren, „einem Verbrechen auf die Spur zu kommen? Ich habe gefunden, daß beinahe alle Verbrecher doch auch dumm sind.“

„Nicht alle, werter Herr. Ich habe welche gekannt, die waren so schlau wie der Hund in dem Andersenschen Märchen, der — aber Sie kennen doch die Geschichte?“

„Nein, es ist so lange her, daß ich Märchen laß.“

„Nun, in der Geschichte wird die Tür, in welcher allnächstlich die Prinzessin verschwindet, von den Wächtern des Königs mit einem Kreidekreuz bezeichnet, und am nächsten Morgen tragen alle Türen der Stadt das gleiche Kreuz, welches überall jener schlaue Hund angemalt hatte. — Ich habe einen Dieb gekannt, welcher lange Zeit eine ähn-

liche Praxis betrieb, aber schließlich habe ich ihn doch gefangen."

"Natürlich, Sie kommen ja stets an Ihr Ziel!"

"Nicht immer — aber wenn es sich um Diebstähle handelt — diese sind nun einmal meine „Spezialität“. Und meinen letzten Dieb habe ich sogar an einem roten Faden gefangen."

"Was? An einem Faden? Ach, erzählen Sie doch!"

Die scharfen Augen des Kriminalisten hatten ihr Beobachtungswert nicht eine Sekunde unterbrochen, und er hatte bemerkt, daß die Hitze im Saal sehr verschieden auf die Tischgäste wirkte. Während zum Beispiel Lord Telham die soeben in die Mode gekommene vielfach geschlungene Krawatte loser gezogen hatte, fuhr Percy Wilsford ein paar mal mit der Hand hin, um die seine noch fester zu drücken. Zugleich wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Die anderen Herren fluchten ganz einfach über die infernalische Hitze und geboten dem Kellner, im Nebensaal ein Fenster zu öffnen.

"Ich irre mich wohl nicht," fuhr Dolkins fort, "wenn auch Sie, meine Herren, von der Wilsfordschen Abendgesellschaft kommen?"

"Wir alle waren dort. Woher wissen Sie denn das schon wieder?"

"Nun," sagte Dolkins, während er sich zurücklehnte und eine Zigarette anzündete, "ich komme auch von dort."

"Was? Von den Wilsfords? Jetzt, so spät in der Nacht?"

"Ja. Ich wurde telephonisch hinggerufen, gleich nachdem die Gäste gegangen waren. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß ein Juwelendiebstahl begangen worden war."

"Wie, auf dem Feste? Unerhört! Erzählen Sie doch!"

"Es ist da nicht viel zu erzählen — die Herren werden auch schwerlich Interesse daran haben, und leider liegt die Sache so, daß ich auch gar keine Aussicht habe, diesmal den Täter zu entdecken. Es wird vielleicht jemand von der Dienerschaft gewesen sein. Sie sehen, ein ganz gewöhnlicher und durchaus nicht interessanter Fall."

„Aber erzählen Sie doch — was ist denn gestohlen worden?“

„Lady Julia vermißt einen ihrer wertvollsten Edelsteine, einen Rubin, der ein Erbstück in der Familie ist, und dessen Wert von Kennern auf viertausend Pfund geschätzt wird.“

„Einen Rubin? Wo trug sie ihn?“

„Leider an einer sehr ungewöhnlichen und unvorsichtigen Stelle. Sie hatte ihn nämlich hinten an ihren seidenen Gürtel genäht — auf was für sonderbare Ideen doch Damen manchmal kommen!“

„Sehen Sie!“ rief Lord Telham triumphierend. „Ich habe meine Frau gewarnt, daß sie diese törichte Mode nicht mitmachen sollte. Aber was wollen Sie gegen Damen machen! Es ist modern, die Gürtel hinten mit einer kostbaren Schnalle oder einem schönen Stein zu schließen — also machen die Damen es mit! — Und Lady Julia entdeckte den Verlust gleich heute abend, so schnell nachdem wir fort waren?“

„Dies gerade muß ich noch als ein besonderes Glück betrachten, denn wenn sie erst morgen früh den Diebstahl bemerkt hätte, wäre der Stein inzwischen längst verkauft gewesen. So mitten in der Nacht aber hat ihn der Dieb jedenfalls noch nicht an den Mann bringen können.“

„Wen hat man denn in Verdacht?“

„Eigentlich niemand so recht. Ich denke, es wird wohl doch die Kammerzofe gewesen sein, so sehr sie auch mit Tränen und Beteuerungen leugnet. Wir haben sofort ihre Sachen durchsucht — aber ich bitte Sie, ein einzelner Rubin! Wie leicht läßt sich der verbergen!“

„Es ist der Lady sicherlich eine gute Lehre,“ sagte gefühllos Lord Telham. „Ich weiß übrigens, daß sie einen großen Juwelenschatz besitzt, sie wird also diesen Verlust verschmerzen.“

„Gerade diesen schwerlich so leicht. Der Rubin war ihr Lieblingsstein, und sie nähte ihn auch jedesmal eigenhändig an das Kleid, das sie tragen wollte. Heute hatte sie ebenfalls wie immer den Stein angenäht, wie sie mir erzählte. Sie nahm stets sehr starke Seide dazu und nähte ihn so

fest wie möglich an. Aber der Dieb muß ein sehr scharfes Messer benützt haben, denn die Fäden waren alle glatt durchschnitten."

"Wissen Sie," sagte plötzlich einer der anderen Herren, „die Geschichte ist mir aber doch recht fatal. Wir alle haben mit der schönen Julia getanzt, wir alle haben unsere Arme um ihre Taille geschlungen, es würde mich gar nicht wundern, wenn die Lady den Verdacht hätte, daß einer von uns der Täter sei."

"In der Tat," sagte Dolkins mit einem feinen Lächeln, „die Lady war in solcher Aufregung, daß sie etwas Ähnliches äußerte. Sie sagte mir etwa folgendes: „Als uns die Gäste verlassen hatten, trank ich, bevor ich mein Toilettenzimmer aufsuchte, noch eine Tasse Tee in meinem Empfangszimmer. Dabei spritzte ich einige Tropfen auf den Gürtel meines blauen Kleides und nahm den Gürtel ab. Hierbei entdeckte ich natürlich sofort, daß der Rubin fehlte und zwar, daß er mit einem Messer abgeschnitten sein mußte.“ Bei diesen Worten reichte mir die Lady den Gürtel hin, und ich überzeugte mich, daß sie recht hatte. Nichts wies darauf hin, daß der Stein etwa schlecht angenäht und verloren sein konnte, denn die seidenen Fäden waren, wie gesagt, zerschnitten. Dennoch mußte der Dieb den à jour gefaßten Stein zuletzt abgerissen haben, denn irgend ein Goldteilchen der Fassung hatte sich in die Seide des Gürtels eingeklebt und war von da abgerissen worden. Man sah deutlich, daß von dem blauen Seidenstoff ein Fädchen fehlte."

"Aber," rief Percy Wilfort, „das stimmt doch nicht, Lady Julia trug doch ein rotes Kleid!"

"Ja," sagte der Staatsanwalt, indem er sich seitwärts wandte und mit einem festen Griff Percys Krawatte festhielt, „und dies hier ist der rote Faden, an dem ich den Dieb fangen wollte!"

Er hatte bei diesen Worten mit der freien Hand einen Revolver hervorgezogen und hielt ihn Wilfort vor die Augen, der leichenblaß und regungslos sitzen blieb.

„Dolkins — was ist denn das? Sind Sie denn — was wollen Sie denn?“ rief Lord Telham, der bei dem allgemein ausgebrochenen Tumult der ruhigste blieb.

„O, nur eine Kleinigkeit. Hier ist der Rubin.“

Bei diesen Worten hatte er aus Bilforts Krawatte einen dort in dem dichten Knoten verborgenen Stein von herrlichem Feuer hervorgeholt und wandte sich jetzt mit dem Kopf nach der Thür, wo ein Beamter von ihm erschien.

Im nächsten Augenblick hatte Percy Bilfort Handschellen an den Gelenken und wurde von dem Beamten abgeführt.

Seelenruhig steckte Dolkins das Juwel in sein Portemonnaie.

Die Aufregung der Herren war zu groß, als daß sie noch sitzen bleiben konnten. Mehrere von ihnen begleiteten Dolkins, der sich ebenfalls den Überzieher angezogen hatte und fortging.

„Aber nun sagen Sie doch, Dolkins — diese schreckliche Geschichte! Wie haben Sie denn bloß ahnen können, wer der Dieb war?“

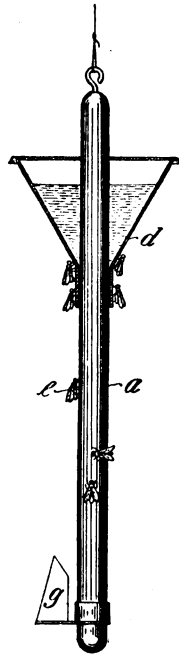
„Nun, ich hatte mir das Verzeichniß der Gäste geben lassen, die heute abend mit der Lady getanzt hatten. Sobald ich Mr. Bilfort darunter sah, kam mir ein leiser Verdacht, denn ich wußte nur zu genau, daß er sich gerade momentan in einer so unerträglichen Geldklemme befand wie nie zuvor. Er hat ja nie begreifen können, daß ein jüngerer Sohn eben kein Erbe ist. Und er war sehr leichtsinnig — wenn er auch ein liebenswürdiger Mensch war. Als ich nun heute abend Sie alle, die ich in Ihrem gewohnten Restaurant vermutete, hier sitzen sah, bemerkte ich, daß Mr. Bilfort trotz der Hitze seine Krawatte fester anzog. Dies allein hätte mich aber noch nicht auf einen ganz bestimmten Verdacht gebracht, wenn ich nicht ein winziges rotes Fädchen hätte auf der weißen Krawatte liegen sehen, das aus dem Knoten hervorsah. Meine Rechnung war die, daß er, als ein Neuling in solchen Dingen, sicherlich genau auf alle Einzelheiten meines Berichtes achten und mich gegebenen Falls korrigieren würde — und ich hatte recht! Mit Absicht sprach

ich von einem blauen Kleide und einem blauen Gürtel. Sie haben gesehen, daß er der Versuchung, mir zu widersprechen, nicht widerstehen konnte, und inzwischen hatte ich mich überzeugt, daß das verräterische Fädchen auf seiner Kravatte wirklich das auffallende Rosarot des Gürtels trug. — Und hier ist meine Wohnung, meine Herren, ich wünsche Ihnen eine recht gute Nacht. Adieu!“

Sprach's und verschwand.

G. Jahrow.

Neue Erfindungen: I. Fliegenfänger zu dauerndem Gebrauch. — Der Fliegenfänger, den wir nebenstehend abbilden, läßt sich bequem und schnell von den gefangenen Fliegen säubern und kann dann gleich wieder gebraucht werden. Man schiebt nämlich den Leimtrichter d auf dem Stabe a nieder. Dabei schieben sich die auf dem mit Leim bedeckten Stabe a gefangenen Fliegen (e) außen auf den Trichter, von dem sie dann an der Schneide leicht abgestreift werden. Schiebt man nun den Trichter in die Höhe, so ist die Stange a wieder voll Leim und gebrauchsfertig. Der Apparat wird durch das Patentbureau Reichau & Schilling in Berlin vertrieben. L. P.

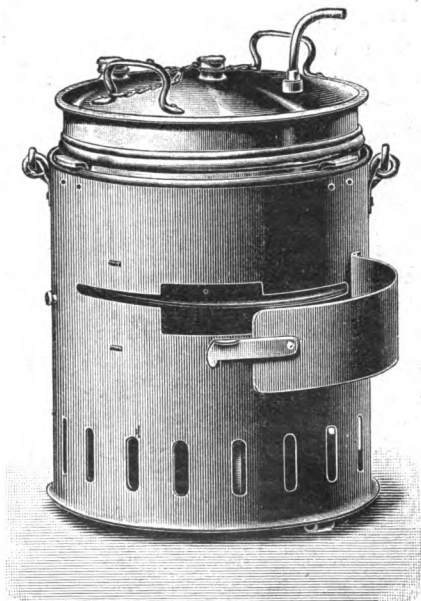


Fliegenfänger
zu dauerndem Gebrauch.

II. Formaldehyd-Desinfektion. — Formaldehyd ist bekannt als ein unvergleichliches Desinfektionsmittel, doch war eine Anwendung immer mit Unständen und Schwierigkeiten verbunden, da die bisher unvollkommen gebauten Desinfektionsapparate die Polymerisation des Formaldehyds herbeiführten, und der Geruch dieses Körpers sich noch lange in den desinfizierten Räumen geltend machte.

Der Rapid-Desinfektor des Spezialgeschäftes für For-

maldehyd-Verwertung von Eduard Schneider in Hannover vermeidet diesen Übelstand, die Anschaffungskosten sind gering, und Formaldehyd kann damit in 40prozentiger Lösung verdampft werden. Eine nähere Beschreibung würde zu weit führen, es genüge zur Erklärung, daß Wasserdämpfe



Formaldehyd-Desinfektor.

in ein mit Formaldehyd angefülltes Gefäß geleitet werden, dieses zum Sieden bringen, so daß das mit Wasserdämpfen gesättigte Formaldehyd in gasförmiger Gestalt entweichen kann. Ein mit diesem Apparate desinfizierter Cimer kann in einigen Stunden wieder benützt werden, und sämtliches Ungeziefer, Mäuse, Schwaben, Wanzen u. s. w. sind dann vernichtet; ein gleiches gilt für alle Bakterien, so daß dieser Apparat in hygienischer Beziehung allen Anforde-

rungen entspricht. Verschiedene Institute haben denselben geprüft und übereinstimmend für gut befunden. P. R.

Aus einer königlichen Kinderstube. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Vater Friedrichs des Großen, lebte und webte bekanntlich im Soldatenstande. Alles um ihn her sollte Soldat sein, und soldatisch war daher auch seine Kinderzucht, die sich sogar auf seine Töchter ausdehnte.

So traf es sich einmal, daß der König seine Töchter Charlotte und Amalie exerzieren ließ. Der acht Jahre alte Prinz Heinrich kam dazu und sah die Schwestern in voller Ausrüstung, sogar Degen hatten sie umgeschnallt und Patronentaschen umhängen. Prinz Heinrich, der sich schon in jenen Knabenjahren durch treffliche Bemerkungen und trockene Witze auszeichnete, sagte, als er seine Schwestern sah: „Einen Kochlöffel oder einen Quirl dafür! Pfui, Soldaten ohne Hosen und Samaschen!“ Aber der König trübte ihm gar bald seine heitere Laune, denn die Prinzessinnen hatten über den Witz des Bruders so laut aufgelacht, daß es der König hörte, der nun den Prinzen den unschuldigen Scherz mit ein paar derben Stockschlägen büßen ließ. Bei diesem Strafakte war Heinrich eine kleine Regelfugel entfallen, denn er hatte vorher mit seinen Brüdern Friedrich und August Wilhelm gefegelt. Die Kugel rollte der Prinzess Amalie zwischen die Füße, so daß diese aus dem rechten Tritt und der militärischen Richtung kam. Der König, darüber erbost, ließ die Prinzessin hart an.

„Lieber Vater,“ sagte sie, „ich erschraß über diese Kugel.“

„Wer hat die geworfen?“ fragte der König, noch mehr erzürnt.

„Heinrich war es,“ hieß es.

„O,“ rief Heinrich, „die wird keine Festung zertrümmern!“

„Und du wirst keine erobern!“ donnerte der König mit wiederholten Stockschlägen auf des armen Prinzen Rücken.

Mit tränenden Augen entfernte sich Prinz Heinrich und klagte seinen Brüdern Fritz und August Wilhelm sein Leid, diese aber lachten ihn aus und scherzten darüber. Dieses

Lachen und Scherzen nahm Heinrich seinem Bruder August Wilhelm so übel, daß er, der sonst von sehr sanfter Gemüthsart war, dem Lacher einen Regel an den Kopf warf. Darüber erhob August Wilhelm ein entsetzliches Geschrei, welches den König alsbald herbeilockte.

„Was gib't's wieder für dummes Zeug?“ rief der König mit zorngerötetem Angesicht und ging mit hochgehobenem Stock wieder auf Heinrich los, denn seinem Sohn August Wilhelm, den er mehr liebte als alle seine übrigen Kinder, tat er selten etwas zuleid. Friedrich, oder Fritz, wie er gewöhnlich gerufen wurde, wollte seinen Bruder Heinrich entschuldigen und hätte um ein Haar diesen guten Willen mit Stockschlägen vergolten bekommen, aber er machte eine schnelle Wendung und schob den Bruder August Wilhelm vor. Vor diesem Lieblingssohne machte der Stock halt, er sauste nicht nieder, und der König sagte: „Laßt's man gut sein: wir wollen einmal sehen, was ihr beim Kegeln leisten könnt!“

Es wurde also ein neues Kegelspiel begonnen. Prinz August Wilhelm kam zuerst an die Reihe, und seine erste Kugel flog durch, ohne einen Regel zu berühren. „Ein Loch, ein Loch!“ riefen Fritz und Heinrich zugleich. August Wilhelm hatte nun noch zwei Kugeln, und er warf fünf Regel; er hätte vor Scham und Ärger weinen mögen, aber der Vater sagte: „Beruhige dich nur, es wird sich schon machen!“

Nun kam Fritz an die Reihe, und er warf mit drei Kugeln dreizehn Regel. „Dreizehn leben!“ rief er und klatschte in die Hände.

„Um wie viel geht's denn?“ fragte der König.

„Um die meisten!“ erwiderte Heinrich, indem er die Kugel in der Hand wog und visierte, wie ein Kanonier, welchem ein zu treffendes Ziel vorgesteckt ist.

„Na, mach doch voran,“ sagte der König, welchem Heinrichs Zielen zu lange dauerte, „du wirfst mit deiner Künstelei gerade am wenigsten treffen!“

Allein Heinrich ließ sich nicht irremachen; auf einmal

schob er die Kugel ab und warf mit derselben alle neun Regel über den Haufen. „Vittoria, alle neun, gewonnen!“ rief er, schwenkte den Gut in der Luft und drehte sich auf einem Bein herum. Wilhelm und Fritz mußten nun an Heinrich, wie es ausgemacht war, jeder zwei Groschen zahlen.

„Wollen wir noch ein Spiel machen?“ fragte Heinrich.

„Ich mag nicht!“ antwortete August Wilhelm mürrisch und verdrossen.

„Ja, du magst nicht, weil du nichts kannst!“ rief Fritz dazwischen.

„Na, wollen wir?“ fragte Heinrich nochmals, indem er die Kugel in der Hand hüpfen ließ. „Ich fange an, dann kommt Friedrich und du bist der letzte!“

„Ich mag nicht!“ wiederholte August Wilhelm verdrießlich und ging weg.

„Laß ihn gehen,“ sagte Friedrich, „er ärgert sich, weil er nichts kann!“

„Gut, dann tegeln wir beide allein,“ sagte Heinrich zu Friedrich, welcher die Regel wieder aufsetzte, aber kaum war dies geschehen, da kam August Wilhelm herbei und stieß sie mit dem Fuße alle um. Das nahm ihm Friedrich so übel, daß er sich anschickte, ihm in die Haare zu fahren, doch ein Blick auf den am Fenster stehenden König ließ ihn diese Züchtigung unterlassen.

Der König kam herbei, und Heinrich bekam für seine Geschicklichkeit ein Lob und einen halben Gulden, und Friedrich das Versprechen auf eine reichliche Tracht Stockschläge, sofern er sich beikommen lasse, das Umstoßen der Regel seinem Bruder nachzutragen. —

Ein anderes Mal war wieder ein großer Zank unter den königlichen Geschwistern entstanden, welcher alsbald den König herbeizog, der plötzlich ins Zimmer trat und zornig fragte: „Was ist das für ein Lärm?“ Die Prinzen August Wilhelm und Friedrich spielten mit den Schwestern Amalie, Philippine und Charlotte Karten. Amalie und Friedrich gewannen fast immer. Dies verdroß den Prinzen

August Wilhelm und er gab Friedrich und Amalie die Schuld, daß sie falsch spielten; besonders erbost war er über Heinrich, welcher hinter der Prinzess Amalie stand und in ihre Karten sah, was August Wilhelm durchaus nicht dulden wollte in der Meinung, er helfe der Schwester und verrate Friedrich die Karte. Deshalb verklagte er den Bruder Heinrich bei dem Vater, indem er vom Stuhle aufstand und sagte, daß Heinrich durch Winken und andere Zeichen die Karten verrate; da könnten Amalie und Friedrich freilich leicht gewinnen.

Darauf erwiderte Heinrich: „Warum macht ihr es denn nicht auch so?“

Da donnerte ihm der König die Frage zu: „Weißt du, wo der fünfte Spieler hingehört?“

„Unter den Tisch!“ war Heinrichs Antwort, und er wollte geschwind unter denselben kriechen, als die Spielgesellschaft sich erhob und es der König mit einem „Na also!“ bewenden ließ. —

Und wieder traf es sich, daß ein Streit beim Kartenspiel entstand. Die drei Prinzen August Wilhelm, Friedrich und Heinrich spielten zusammen Kummelpikett, und zwar die Partie um zwei Groschen. Man hatte zwölf Striche festgesetzt, und diese hatte Prinz August Wilhelm bis auf den elften schon verloren. Er machte darüber einen gräßlichen Lärm und beschuldigte Friedrich, daß er falsch ansage und muschle, das heißt, die Kaufkarten mit den weggeworfenen wechsele oder die weggeworfenen Karten nach Gutdünken wieder aufnehme. Heinrich wollte zum Frieden reden, allein Prinz August Wilhelm warf ihm die Karten an den Kopf, sprang vom Stuhle auf, strich sein Geld ein, und die drei königlichen Brüder standen im Begriff, sich in die Haare zu fahren. Da trat der König ein und fragte, worüber man zankte und streite.

„Fritz spielt falsch!“ sagte August Wilhelm.

„Es ist nicht wahr!“ rief Heinrich heftig.

„Was hast denn du darein zu reden?“ versetzte der König. „Habe ich dir nicht erst neulich gesagt, wo der

fünfte Spieler hingehört?" Dabei hob er den Stock drohend in die Höhe.

Heinrich wich einige Schritte zurück und erwiderte mit verstärktem Ton: „Ich bin König, und als solcher muß ich zum Rechten reden!“

„Wer hat denn dich zum König gemacht?“ fragte der Vater.

„Diese da!“ erwiderte Heinrich, indem er auf seine Brüder deutete.

Jetzt merkte der Vater, daß alle drei Kummelpikett mit dem sogenannten gemachten König spielten. „Mit dir mag ich nicht regieren!“ sagte er und schwang wieder seinen Stock.

„Mein Reich ist auch nicht von dieser Welt!“ erwiderte Heinrich, indem er flugs unter den Tisch kroch. C. I.

Das Augenleuchten. — Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Augen der Tiere aus dem Raubengeschlecht, wie des Löwen, des Tigers und der Hauskatze, aber auch diejenigen der Hyäne, des Fuchses und des Hundes in der Dunkelheit zu leuchten vermögen. Früher nahm man an, daß das Augenleuchten auf einer Art Phosphoreszenz im Inneren des Auges selbst beruhe und von dem Erregungszustand und dem Willen der Tiere abhängig sei. Die Ansichten haben sich jetzt auf Grund wissenschaftlicher Forschungen geändert.

Das Augenleuchten steht im Zusammenhang mit dem eigenartigen Bau der Augen der betreffenden Tiere. Das, was wir die Pupille nennen, ist bekanntlich nur ein Loch in der Gefäßhaut des Auges, das von der Regenbogenhaut überdeckt wird. Die Pupille erscheint uns beim Menschen schwarz, weil die hinter der Gefäßhaut liegende, lichtempfindliche Netzhaut mit einer dunkeln Farbstoffschicht versehen ist, welche die einfallenden Lichtstrahlen verschluckt. Bei der Katze und den anderen Tieren mit leuchtenden Augen liegt nun im Hintergrund der Augen über der Eintrittsstelle des Sehnerven ein feines, farbstofffreies Häutchen, das man als Tapetum bezeichnet. Das Tapetum hat

eine dreieckige Form und ist bei den einzelnen Tieren verschieden groß.

Dieses farbstofffreie Häutchen ist es nun, welches das Augenleuchten hervorbringt. Denn da es des Farbstoffes entbehrt, verschluckt es nicht die einfallenden Lichtstrahlen, sondern wirft sie wie eine kleine Neusilberplatte zurück, so daß sie uns als leuchtende Strahlen erscheinen. Daß diese Strahlen zugleich farbig sind und die funkelnden Pupillen ebenfalls farbig aussehen, beruht auf dem feineren Bau des Tapetums. Bei den Ragenarten erscheinen sie goldig-gelb, bei den anderen Tieren bläulichgrün bis azurblau. Bei den ersteren besteht das Tapetum aus mehreren Schichten von kleinen Zellen, in denen sich eine feine Streifung vorfindet, bei den letzteren aus sich durchkreuzenden und durchflechtenden zarten Bindegewebsfasern, deren Schicht an den einzelnen Stellen verschieden dick ist.

Das weiße Licht enthält, wie man weiß, alle Farben, und es erscheint uns nur deshalb weiß, weil sich die Farben miteinander gleichmäßig vermischen. Der Bau des Tapetums bedingt es nun, daß die einfallenden Lichtstrahlen nicht gleichförmig zurückgeworfen werden, sondern daß die eine Strahlenart früher, die andere aber erst später wieder nach außen heraustritt. Die stärkeren Stellen des Häutchens nämlich werfen die auf sie auftreffenden Lichtstrahlen sogleich zurück, die dünneren Stellen lassen dagegen die Lichtstrahlen erst durch sie hindurchgehen, worauf diese nun nochmals von rückwärts nach vorn die dünnen Hautteilchen durchsetzen und sich jetzt mit den sogleich zurückgeworfenen Lichtstrahlen vermischen. Dieser Zeitunterschied in der Zurückwerfung der Lichtstrahlen verursacht es aber, daß einmal bald die gelben, bald die grünen und bald die blauen Strahlen stärker vertreten sind, und daher leuchten die Augen goldgelb, grünlichblau oder azurblau.

Auf dieselbe Weise entstehen die bunten Farben alter Fensterscheiben, der Seifenblasen und der Perlmutterchalen. Diese letzteren sehen sich aus sehr dünnen Kalkschichten zusammen, die schief zur Oberfläche stehen und eine feine

Streifung aufweisen. Man kann nun gerade an der Perlmutter sehr gut erkennen, daß es in der That die Streifung und die dadurch bedingte Ungleichmäßigkeit in der Zurückwerfung der Lichtstrahlen ist, welche das Farbenspiel hervorrufen. Drückt man nämlich die Perlmutter in schwarzem Siegellack ab, wodurch dieser dieselbe Oberflächengestaltung wie die Perlmutter erhält, so zeigt auch er jetzt bunt-schillernde Farben.

Man hat früher behauptet, daß die Augen der Tiere auch in völliger Dunkelheit leuchten. Das ist indessen nicht der Fall. Es gehört immer eine Lichtquelle, die die Lichtstrahlen erst aussendet, dazu, die allerdings nur sehr schwach zu sein braucht. Bei Tieren mit leuchtenden Augen, die in der Häuslichkeit gehalten werden, ist es oft das Licht, das durch eine Türspalte dringt oder zum Fenster von der Straße hereinfällt, welches als Lichtquelle dient.

Übrigens gibt es auch gewisse Nachtfalter mit leuchtenden Augen. Das Augenleuchten hat für die Tiere den Nutzen, daß die zurückgeworfenen Lichtstrahlen die von ihnen getroffenen Gegenstände erhellen, so daß dadurch die Sehschärfe der Tiere gehoben wird. Th. S.

Wie man Käufer anlockt. — Unter den ersten Geschäftsleuten, die auf anderen als den gewöhnlichen Wegen Käufer beizuziehen suchten, waren die Besitzer der großen amerikanischen Warenhäuser, in denen man sozusagen alles kaufen kann, von einer Stecknadel bis zu einem Automobil. Tausende von Dollars werden von diesen alljährlich ausgegeben nur für die Unterhaltung der Käufer, während sie ihre Waren auswählen. Da findet man an einem dieser Warenhäuser in NewYork oder Brooklyn riesige Plakatsäulen angeschlagen mit der Anzeige, daß zu einer bestimmten Stunde des Tages diese oder jene berühmte Sängerin ihre Lieder singen oder ein nicht minder berühmter Piano- oder Geigenvirtuose Proben seiner Kunst zum besten geben werde. Andere zeigen auf gleiche Art theatrale Auführungen, Orgel- und andere Konzerte an. Weitere Geschäfte kündigen an, daß ein berühmter Photograph oder

gar Porträtmaler während einer bestimmten Zeit im Geschäft anwesend sein wird, um diejenigen Kunden zu photographieren oder zu malen, die eine Quittung über eine bestimmte an jenem Tage erlegte Kaufsumme vorweisen können. In anderen Geschäften sind diese Quittungen mit einer Nummer versehen nach Art der Lotterielose. Eine Ziehung der Nummern findet jeden Abend statt, und Gewinne aller Art bis zu kostbaren Stuhuhren, Taschenuhren, Fahrrädern oder Wirtschaftsgegenständen fallen dem Käufer zu.

Der sonderbarste Auswuchs dieser Geschäftspraktiken ist aber wohl der sogenannte „Bargain sale“ oder, wie er bei uns genannt wird, der „Ausverkauf“. Jede Sonntagszeitung zeigt gewöhnlich für Montags große Ausverkäufe an. Meistens werden diese nur für einige Stunden des Tages angelegt, in der Regel von 9 bis 11 Uhr früh. Die angegebene Zeit wird auf die Minute eingehalten. So kostet zum Beispiel ein Meter Seide eine Minute vor 9 Uhr noch 5 Mark, aber schon eine Minute nach 9 kostet derselbe Stoff nur 1,50 Mark, um Punkt 11 Uhr wieder auf 5 Mark hinaufzuschneiden. In einem der größten Warenhäuser Brooklyns wurden im vergangenen Jahre gute Regenschirme im Werte von 8 bis 10 Mark das Stück während einer Stunde am Montage in jeder Woche zu 50 Pfennig verkauft, und während weniger Minuten desselben Tages wurden Frauen-, Männer- und Kinderbekleidungsstücke gänzlich umsonst weggegeben. Die Aufregung, das Getreisch und der Ansturm auf diese Läden während jener Augenblicke ist einfach unbeschreibbar. „Da werden Weiber zu Hyänen!“ kann man mit Schiller ausrufen. Hüte und Frisuren fliegen, Kleider werden in Fetzen gerissen, ja selbst Unglücksfälle ernstester Art sind gar nicht selten. Diese Bargain-sales, bei denen die Frauen ihre Kleidung und Hüte manchmal im Werte von 50 bis 100 Mark achtlos zerreißen lassen, um schließlich einen Nutzen von wenigen Mark davonzutragen, versorgen die Journalisten und Witzblätterzeichner mit unversiegbarem Stoff. Fußball-

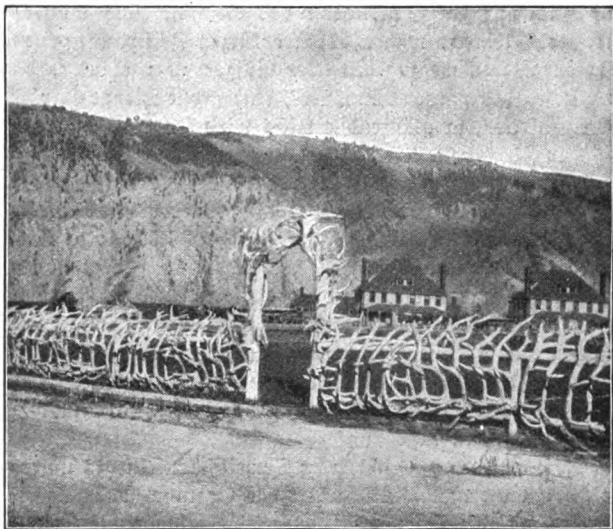
und Taucherkostüme wurden kürzlich von einem Witzbold für die Besucher dieser Ausverkäufe vorgeschlagen, aber bis heute scheint dieser treffliche Rat noch keinen Anklang gefunden zu haben!

Der Ausverkauf und das Verschenten von Waren ist natürlich nur ein Trick, denn das Geschäftshaus kann es sich wohl leisten, während einer kurzen Zeitspanne einen Posten Waren weggugeben oder billiger zu verkaufen, da der Zweck des ganzen Manövers, eine große Menge Käufer hereinzulocken, ja glänzend erreicht wird. W. Stelljes.

Das Elchgeweihgitter im Yellowstonepark. — In Deutschlands Wäldern war einst der streitbare Elchhirsch, der Elch, weit verbreitet; doch ist er längst hier nirgend mehr zu finden, mit Ausnahme der wenigen Förstereien Ostpreußens, wo er unter strengster Schonung gehegt wird. Zahlreicher findet er sich in den baltischen Niederungen und in Scandinavien. Als die Römer diesen Hirsch im Hercynischen Wald kennen lernten, erschien ihnen das große Geweih mit der breiten schaufelförmigen Krone so merkwürdig, daß sich Aurelian mehrere dieser Tiere in seinem Triumphzug voranführen ließ.

Noch stärkere und schwerere Geweihschaukeln als unsere Elche hat die amerikanische Art der Gattung, das Moosetier. Es findet sich häufig in Kanada, Alaska, Neubraunschweig als Jagdtier und wird im Yellowstone-Nationalpark gehegt. Dieser „Park“, der nahezu so groß ist wie das Königreich Sachsen, ist ein Gebiet, das die Natur zu einem wahren Museum von Sehenswürdigkeiten aussersehen hat; von gleichzeitig alpinem und vulkanischem Charakter, läßt es zwischen seinen schneebedeckten Bergen Tausende von Geisern heißdampfend aus klaffenden Erdspalten quellen. Um diese Landschaft unverfehrt zu erhalten, ist sie durch Kongressakte vom Jahre 1872 für unveräußerlich und zum Gemeingut des amerikanischen Volkes erklärt worden. Unter dem Wild des Yellowstoneparks befinden sich auch die letzten — etwa 600 — amerikanischen Büffel, die ebenso wenig wie die hier gehegten Elche gejagt werden dürfen.

Das große Gitter aus Elchgeweihen, das unsere Abbildung vorführt, besteht daher keineswegs aus Jagdtrophäen. Es verdankt vielmehr sein Entstehen der Gewohnheit der Elentiere, einmal im Jahr das Geweih abzustossen. Aus dem



Das Elchgeweihgitter im Yellowstonepark.

sich ansammelnden Vorrat wird man noch manches derartige Gitter im Yellowstonepark herstellen können. E. N.

Eine hübsche Parabel. — Eine kluge Prinzessin wurde von einem beschränkten, aber sehr mächtigen König geliebt, schenkte aber seinen Werbungen kein Gehör. Als er immer dringender und insofgedessen lästiger wurde, beschloß sie, ihn für immer aus ihrer Nähe zu entfernen. Dies mußte jedoch mit Güte geschehen, denn die Feindschaft des starken Nachbarn wollte die Prinzessin ihrem Lande nicht zuziehen.

So sprach sie denn eines Tages zu ihm: „Deine Treue hat mich gerührt, und ich will sie belohnen. Du sollst mein

Gemahl werden, wofern es dir gelingt, die Aufgabe zu lösen, welche ich dir stellen will.“

Darauf erwiderte der König: „Nenne sie, und wenn es im Bereiche menschlicher Kraft liegt, so werde ich sie erfüllen.“

„Ziehe hin“, sagte darauf die Prinzessin, „und suche mir folgende drei Dinge ausfindig zu machen: Ein Vorurteil, das durch Vernunft beslegt wurde. Eine Thorheit, die so groß ist, daß noch kein Mensch sie begangen hat. Eine Lästerung, so schamlos, daß sie keine Zunge findet, um sie zu wiederholen.“

Der König lachte und gab Befehl, die Hochzeitsfeier zu bereiten, denn er meinte, in wenigen Tagen schon seine Braut heimzuführen. Dann begab er sich auf die Reise.

Dies geschah vor tausend Jahren, und bis heute ist er nicht zurückgekommen. G. Z.

Reiche Diensthoten. — Es kommt wohl häufig vor, daß Herrschaften ihren Diensthoten große Summen Geldes hinterlassen, doch die Fälle, daß die Diensthoten den Spieß umgedreht und ihren Herrschaften Vermögen vermacht haben, sind wohl selten genug, um eine kleine Betrachtung zu verdienen.

So hinterließ vor kurzem ein Mann, der eine Zeitlang in dem Dienst einer Frau William George in New York gestanden hatte, seiner früheren Herrin die ungeheure Summe von 300,000 Pfund Sterling oder 6 Millionen Mark. Vor vielen Jahren, als Frau George noch unverheiratet war und als Miß Simons bei ihrem Vater in New York lebte, sprach ein armer Mann, dessen abgetragene Kleidung auf heftige Entbehrungen deutete, bei Mister Simons vor und bat um Arbeit. Das Dienstmädchen wollte ihn bereits fortschicken, als Miß Simons plötzlich erschien und den Mann näher ausfragte. Seine Geschichte schien so unglücklich, und er schilderte sie so aufrichtig, daß sie ihn zu warten bat, während sie ihren Vater um Rat fragte. Herr Simons richtete ebenfalls einige Fragen an den Bittsteller, und nachdem auch er zu der

Überzeugung gekommen war, daß der Mann Hilfe verdiente, bot er ihm einen Dollar pro Tag als Stallknecht, ein Anerbieten, das mit Freuden angenommen wurde. Der Mann hieß Maximilian Henschel und zeigte sich — namentlich dem jungen Fräulein Simons — sehr ergeben. Im Laufe der Zeit heiratete seine Herrin den Procuristen einer großen New Yorker Bank, namens William George, und da Herr Simons kurz darauf starb, wurde der Hausstand aufgelöst. Man bot Henschel im Hause der jungen Eheleute eine Stellung, doch er lehnte ab und trat in eine Londoner Tabakfabrik ein, wo man ihn mit einem Taglohn von 6 Schilling engagierte. In zehn Jahren hatte Henschel genügend Geld gespart, um sich selbst ein Geschäft zu kaufen, welches sehr gut ging. Im Juli vorigen Jahres wurde er — damals 75 Jahre alt — von einer schweren Krankheit befallen und auf sein eigenes Ersuchen nach einem New Yorker Krankenhaus überführt, wohin er Frau William George, als sein Zustand sich verschlimmerte, bitten ließ. Sie kam sofort, und er überreichte ihr auf dem Sterbelager einen kleinen Schlüssel mit dem Bemerken, dieser Schlüssel passe zu einem Geldschrank in seiner Wohnung, und der ganze Inhalt gehöre ihr. Dann dankte er ihr noch einmal für ihre ihm einst bewiesene Freundlichkeit, drehte sich zur Wand um und verschied einige Stunden danach.

Dieser Fall erinnert an einen ähnlichen, der sich vor etwa fünf Jahren ereignete. In diesem Falle war der glückliche Erbe ein Kaufmann, der vor vielen Jahren einem Manne Arbeit gegeben hatte, der eben aus dem Gefängnis kam. Der Kaufmann hatte zur damaligen Zeit in einer westlichen Stadt Englands ein Wollwarengeschäft und annoncierte in einer Liverpoolschen Zeitung nach einem Hausknecht, worauf sich ein junger Mann namens Philipp Jackson meldete. Als man ihn fragte, warum er seine letzte Stelle verlassen, erklärte Jackson, er hätte seinem Chef eine Summe Geldes gestohlen und ein Jahr im Gefängnis gesessen; obwohl er schon seit drei Monaten entlassen wäre, sei es ihm noch immer nicht gelungen, eine Stellung zu

finden. Dem Wollhändler gefiel die Aufrichtigkeit des Mannes, er beschloß, ihn auf die Probe zu stellen, und nahm ihn an. Nach drei Monaten hatte er sich so nützlich gemacht, daß sein Prinzipal sein Gehalt erhöhte. Zwei Jahre blieb er im Dienste des Wollhändlers, beschloß aber dann, als das Goldfieber in Australien ausbrach, sein Glück zu versuchen und reiste auch wirklich ab, da sein Prinzipal keine Einwände erhob. Er kehrte nie nach England zurück, doch im Jahre 1899 erhielt der Wollhändler von einem Rechtsanwalt in Melbourne die Nachricht, Jackson wäre kürzlich gestorben und hätte sein ganzes Vermögen im Betrage von 140,000 Pfund Sterling seinem früheren Chef hinterlassen. S-n.

Das gläserne Zeitalter. — Eisenbahnschienen aus Glas sind das neueste Produkt der modernen Glastechnik, die in den letzten Jahren überaus große Fortschritte gemacht hat. Sie haben den Vorteil gegenüber den Stahlschienen, daß sie durch Rost nicht angefressen werden und also an Wert und Leistungsfähigkeit nichts einbüßen. Besonders Frankreich produziert Hartglas, welches fast unverwundlich ist. Kleinere Gefäße kann man aus großer Höhe selbst auf Steine fallen lassen, ohne daß sie zersplittern, auch läßt sich Hartglas bis zur Weißglut erhitzen und dann in kaltes Wasser tauchen, ohne daß es springt. Selbst Eisen würde unter solchen Umständen nicht unbeschädigt bleiben. Man hat Lampenzylinder aus Hartglas konstruiert, welche der größten Hitze ausgesetzt wurden und doch nicht zersprangen, als man sie auch inwendig mit kaltem Wasser bespritzte. Auch in Deutschland produziert man derartiges Hartglas; doch hat man sich hier mehr auf die Fabrikation von Drahtglas gelegt, das bekanntlich aus großen Tafeln besteht, in deren Innerem sich ein ziemlich weitmaschiges Drahtgewebe befindet. Dieses Drahtnetz gibt dem Glas Rückgrat und vermehrt seine Festigkeit.

Man kann aber auch andere Formen als Tafeln aus Drahtglas erzeugen, und man geht jetzt daran, riesenhafte Gefäße, Bottiche, ja Fässer aus solchem Drahtglas herzu-

stellen, welche unverwüstlich sind und gegenüber den bisher benützten eisernen und hölzernen Gefäßen in Weinkellern und Gärkellern große Vorteile aufweisen.

Je weiter die Leistungsfähigkeit der Glasindustrie geht, und je mehr es gelingt, das Glas zu einem festen, wenig oder gar nicht zerbrechlichen Körper zu machen, um so wichtiger ist dies nicht nur für unsere Industrie, sondern auch für die Landwirtschaft, für die Brauereien und Weinproduzenten. Kann man erst die Fässer und Behälter für Flüssigkeiten, die einer Gärung oder chemischen Zersetzung unterworfen sind, aus Glas herstellen, dann wird eine sichere und viel längere Aufbewahrung dieser Flüssigkeiten ermöglicht werden. Heute kann man es einem Fasse von außen nicht ansehen, wenn sich in seinem Innern Dinge vollziehen, welche vielleicht wertvolle Flüssigkeiten verderben und wertlos werden lassen, bei gläsernen Gärbottichen oder Fässern aber ist man in der Lage, in jedem Augenblick, durch die Faßwandung hindurch, die Veränderung in der Farbe und sonstiger Kennzeichen der Flüssigkeit zu bemerken und augenblicklich Abhilfe zu schaffen.

Macht die Glasindustrie weiter solche Fortschritte, so wird dem eisernen Zeitalter wohl zunächst ein gläsernes folgen, und wir in Deutschland werden die ersten Vorteile von diesem neuen gläsernen Zeitalter ziehen, denn die deutsche und nach ihr die französische Glasindustrie hat innerhalb der letzten dreißig Jahre der früher weltberühmten Glasindustrie Englands vollständig den Rang abgelaufen. A. D. R.

Peter der Große als Rechenmeister. — Für den Zaren Peter den Großen war nicht so leicht eine Sache zu gering, als daß er ihr nicht einmal seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte, und so war es ihm zum Beispiel auch nicht entgangen, daß an seinem Hofe mehrere Große des Reiches einen Aufwand trieben, der nach seiner Meinung mit ihrem Vermögen in keinem Verhältnisse stand.

Einst ließ er einen von ihnen zu sich bescheiden. Er empfing ihn sehr gnädig, unterhielt sich mit ihm und fragte ihn endlich vertraulich, wie viel ihn wohl jährlich sein

Haushalt koste. Aber der Hofherr konnte darüber keine Auskunft geben.

„Wie, du weißt also nicht einmal, wie viel du jährlich ausgibst?“ fragte Peter erstaunt. „Ich hätte dich für verständiger gehalten. Wir wollen aber einmal sehen, ob wir die Rechnung nicht herausbringen, auf ein paar hundert Rubel mehr oder weniger kommt es dabei ja nicht an.“

Der Hofherr mußte sich nun neben Peter an den Tisch setzen, der Zar fing an zu rechnen, und obgleich er für alle Ausgaben wie Kleidung, Bediente, Wagen, Pferde, Tafel, Gastmähler u. s. w. nur verhältnismäßig niedere Beträge annahm, kam doch eine solche Summe heraus, daß der Edelmann darüber erstaunte und erschrak.

„Nun wollen wir auch deine Einnahmen berechnen. Wie hoch belaufen sich diese?“

Hier wußte nun der Hofherr schon besser Bescheid zu geben, aber obgleich er die meisten seiner Einkünfte höher angab, als sie waren, betrugen sie zusammen doch nicht einmal halb so viel wie seine Ausgaben.

Da faßte der Zar den Bestürzten ernst und fest in die Augen. Der Edelmann ahnte, daß ihm eine stürmische Szene bevorstand, und er fing an, Entschuldigungen zu sammeln.

Aber Peter ließ ihm keine Zeit, sich auf Ausflüchte zu besinnen: „Du Schuft,“ rief er ihm zu, „du betrügst also entweder mich oder meine Untertanen!“

Dabei war er so wütend geworden, daß er den Hofherrn bei den Haaren faßte und ihn durchprügelte und zwar so nachdrücklich, daß der Gezüchtigte jammernd auf die Kniee sank.

Nun sagte der Zar: „So, jetzt gehe und halte mit deinem Haushofmeister ebenfalls Abrechnung. Ihr mögt beide lernen, daß man nicht mehr ausgeben darf, als man Einnahmen hat, und daß der, welcher auf Kosten seines Herrn oder anderer ehrlicher Leute im Überfluß lebt, ebenso strafbar ist als ein gewöhnlicher Dieb, der eine Kasse bestiehlt, oder ein Bankerottierer, der nach den Gesetzen zur Galeere verurteilt wird.“

Dieser Vorfall wurde bald allgemein bekannt, und die Folge davon war, daß viele Große plötzlich auffallende Veränderungen in ihrem Hauswesen vornahmen, um einer „persönlichen Abrechnung“ mit dem Zaren zu entgehen. Sch.

Der „glänzende Schornstein“. — In einer Londoner Zeitung vom 26. Januar 1797 befand sich die folgende auffehererregende Notiz: „John Hetherington, der bekannte Hutmacher, dessen Spezialität in seinem beständigen Erfinden von Neuheiten auf diesem Gebiete besteht, spazierte gestern auf dem Bürgersteige des Strand einher, auf seinem Kopfe einen schier ungeheuren, aus Seide hergestellten Schornstein, der einen seltsamen Glanz hatte. Die Wirkung auf die Straßenpassanten war eine entsetzliche! Es ist Tatsache, daß verschiedene Frauen beim Anblick des seltsamen Gegenstandes Ohnmachtsanfälle bekamen, während die Kinder schreien, und ein junger Mann, der gerade von einem Seifensieder zurückkehrte, bei dem er einige Einkäufe besorgt hatte, im Gedränge niedergeworfen wurde und sich einen Arm brach. — Herr Hetherington hatte sich aus diesem Grunde gestern vor dem Polizeigericht zu verantworten und wurde diesem inmitten einer bewaffneten Polizeimacht vorgeführt. Der Verhaftete gab an, er glaube vollauf berechtigt zu sein, seinen Londoner Geschäftsfreunden ein neues Modestück seines erfinderischen Geistes zur Schau zu präsentieren, welcher Ansicht sich der Richter indessen nicht anschloß, indem er den Hersteller des glänzenden Schornsteins zu einer Strafe von 50 Pfund Sterling verurteilte.“

Das spätere Schicksal dieser neuen Hutform, für deren Herstellung der erfinderische Hutmacher so schwer büßen mußte, ist allgemein bekannt. Der „glänzende Schornstein“ hat es noch zu hohem Erfolg und Ansehen in der Welt gebracht, denn es ist unser so unentbehrlicher — Zylinder! R. R.

Das Neueste auf dem Gebiete der Balancierkunst bildet gegenwärtig eine sehr zugkräftige Nummer in einem Pariser Zirkus. Es ist von erfinderischen Equilibristen



Eine balancierte Soubrette.

schon viel balanciert worden, aber was die „Riners-Moulins“ bieten, wirkt doch überraschend. Eine in ihrem Stuhl zurückgelehnte junge Dame ist, wie unser Bild zeigt, das Objekt der Balancierkunst des Artisten. Ihre Lage ist natürlich äußerst unbequem, aber doch versteht sie es ausgezeichnet, sich den Anschein zu geben, als gebe sie sich auf ihrem Stuhl dem größten Behagen hin. S. S.

Rieseregenwürmer. — Die Natur hat unter allen Arten der lebenden Geschöpfe Zwerge und Riesen geschaffen; so auch unter den Regenwürmern, die wir im Frühlinge nach einem warmen Regen so häufig auf den Gartenbeeten antreffen und die einen Leckerbissen für unsere Fühner bilden. Unsere Regenwürmer aber, selbst die längsten unter ihnen, sind wahre Zwerge im Vergleiche mit ihren Genossen in Australien, denn der australische Riesenwurm erreicht eine Länge von 1 bis 1½ Meter. Das sicherste Zeichen, daß dieser Wurm an irgend einer Stelle im Boden lebt, ist ein deutlich hörbarer glucksender Laut, den das in sein Erdloch sich tiefer zurückziehende Tier hören läßt, nachdem man mit den Füßen auf den Boden gestampft hat. Der Wurm lebt häufig an Stellen, wo der Boden vielfach von den Löchern der Landkrabbe durchwühlt ist. Diese Krabbenart gräbt einen kleinen Gang, der in eine Kammer hinabführt, und durch diese Kammer führen zahlreich die Gänge des Wurms hindurch. Am Eingange der Krabbenhöhle findet sich fast stets ein großer, kegelförmiger Auswurfshaufen, der jedoch von der Krabbe, nicht von dem Wurm herrührt; soviel beobachtet werden konnte, schafft der Wurm, im Gegensatz zu unseren Regenwürmern, seine Auswürfe nie an die Oberfläche der Erde. Was er mit der außerordentlichen Menge von Erde tut, die er beim Vorwärtsspringen durch seinen Körper gehen läßt, weiß man noch nicht.

Es ist keine leichte Aufgabe, das Tier unbeschädigt aus der Erde zu ziehen. Sobald sein Erdgang aufgedeckt ist, sieht man den Wurm mit großer Schnelligkeit fortgleiten, wobei er oft den erwähnten glucksenden Laut hören läßt. Hält man den Wurm in der Mitte fest, so treibt er beide

Enden seines Körpers auf, bis sie fest gegen die Wände des Loches gepreßt sind; wenn man ihn unter solchen Umständen zerrt, so zerreißt man den Körper. Die Gänge sind innen mit einer schleimigen Flüssigkeit ausgekleidet, welche aus den Rückenporen des Wurms stammt und es diesem ermöglicht, schnell vorwärts zu gleiten. Die Bewegung erfolgt in der Weise, daß der Wurm das eine Körperende austreibt und, auf diese Weise sich festhaltend, den übrigen Teil des Körpers zusammenzieht; bei der nächsten Bewegung wird das andere Ende aufgetrieben und als Stützpunkt benützt, worauf der übrige Körper ausgedehnt wird. Dieser Wechsel der Bewegung erfolgt so rasch, daß der Wurm gleichmäßig fortzugleiten scheint. Der Wurm hat einen eigentümlichen, kreosotähnlichen Geruch; wenn er verweist, bildet sich eine ölige Flüssigkeit, welche von den Eingeborenen als Heilmittel gegen Rheumatismus verwendet wird. Das Federvieh rührt diesen Wurm nicht an, sei er lebendig oder tot. C. Z.

Ein ungelöstes Rätsel. — Auf der dänischen Insel Seeland liegt an einsamem Strande das Fischerdorf Drottning. Der Pfarrer dieses Dorfes saß eines Abends im Jahre 1803 in seiner Studierstube; seine Familie war schon zur Ruhe gegangen, denn es war gegen zwölf Uhr. Plötzlich traten zwei fremdartig gekleidete Männer in sein Zimmer und forderten ihn auf, mit ihnen zur Kirche zu kommen, um dort eine Trauung zu vollziehen. Alle Einwendungen des Pfarrers schnitt der Vornehmere der beiden Männer damit ab, daß er dem Geistlichen eine Pistole vorhielt und sagte: „Entweder gehorchen Sie, oder ich erschiefe Sie!“

Nun legte der Pfarrer den Talar an und folgte zur Kirche, die bereits geöffnet war, und in welcher eine Anzahl fremder Kriegsleute anwesend war, die laut in unbekannter Sprache sich unterhielten. Die Kirche war hell erleuchtet, nahe dem Altar stand ein Sarg mit abgenommenem Deckel, und eine der Steinplatten des Bodens war aufgehoben und an die Wand gelehnt, wodurch der Eingang zum Gewölbe geöffnet war.

Der Pfarrer, ein alter Herr, war vor Schreck fast gelähmt, seine Augen irrten umher und suchten das Brautpaar. Endlich erblickte er in einem Kirchenstuhl eine bleiche, sehr schöne Dame in einem himmelblauen Seidenkleid, Haar und Brust reich geschmückt mit Juwelen und Goldketten. Ihr zur Seite saß eine alte Frau. Der vornehme Fremdling, welcher den Pfarrer abgeholt und mit der Pistole bedroht hatte, trat nun zu der Dame hin und zog sie fast mit Gewalt zum Altare hin; da sie aber heftig zitterte und weinte, so unterstützte sie die Alte auf diesem kurzen Wege und blieb ihr am Altar zur Seite stehen.

Der Bräutigam forderte jetzt den Geistlichen auf, seines Amtes zu walten, und dieser fragte nach den Namen des Brautpaares. „Zwan und Katharina,“ antwortete der Bräutigam kurz und barsch, „weiter bedarf es nichts!“

Während der Trauung wurde die Braut wiederholt ohnmächtig, doch die Alte rief sie jedesmal durch starkriechende Essenzen ins Bewußtsein zurück. Endlich waren die Ringe gewechselt und der Segen gesprochen, und nun legte man dem Geistlichen Papier und Schreibzeug vor und forderte ihn auf, einen Trauschein auszustellen, in welchem er nur die beiden Namen Zwan und Katharina aufzunehmen habe.

Nach Ausfertigung des Trauscheins wurde dem Pfarrer eine mit Gold gefüllte Börse in die Hand gedrückt, er selbst fast gewaltsam zur Kirche hinausgeführt, und hinter ihm die Thür verschlossen.

Der Pfarrer war von dem Erlebten so ergriffen und erschüttert, daß er den Heimweg nicht sofort antreten konnte; er lehnte sich an die Wand und hörte hier, was im Innern der Kirche geschah. Anfangs war es still, dann entstand ein furchtbarer Lärm, alle Stimmen schrieten wild durcheinander, dann ertönte der Befehl zur Ruhe, ein Schuß krachte und danach blieb es stille. Der alte Pfarrer zitterte an allen Gliedern, er drückte sich in eine Vertiefung der Kirchenwand und lauschte weiter. Nach etwa einer halben Stunde wurde die Thür der Kirche geöffnet, und alle, die darin waren, eilten dem nahen Meeresufer entgegen.

Der Geistliche wandte nun zu den nächsten Häusern, weckte die Bewohner und forderte sie auf, ihn zur Kirche zu begleiten, wo wahrscheinlich ein Verbrechen verübt worden sei. Anfangs glaubten die Leute, der Pfarrer rede irre, doch folgten sie ihm endlich.

Der Morgen dämmerte schon, und der Pfarrer und seine Begleiter sahen von dem hochgelegenen Kirchplatze aus ein Schiff, anscheinend ein Kriegsschiff, eiligst davon segeln. Als sie in die Kirche kamen, brannten noch die Lichter auf dem Altar. Die Steinplatte war wieder über die Öffnung am Boden gelegt, und der Sarg war verschwunden. Die Leute hoben den Stein wieder empor, und der Pfarrer stieg zuerst in die Gruft. Dort stand der Sarg, der Deckel war nicht aufgenagelt, er lag lose auf dem Sarge, und in demselben lag die eben getraute Braut in ihrem Brautkleide, nur die Juwelen, die sie bei der Trauung getragen, fehlten. Aus einer Wunde auf der Brust quoll noch Blut, auf ihren jugendlich schönen Gesichtszügen aber lag Ruhe und Friede.

Die Dorfleute standen entsetzt um den Sarg, der Geistliche weinte, er küßte die kalte Stirn der Ermordeten und kniete betend nieder.

Noch an demselben Morgen schrieb der Pfarrer einen Bericht über diese schauerliche Begebenheit nieder und schickte diesen an seine vorgesetzte Behörde nach Kopenhagen. Bald erschien von da eine Kommission, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, sie mußte aber, ohne Licht in die Angelegenheit gebracht zu haben, wieder weggehen. Bis heute ist es nicht gelungen, den Schleier von diesem Geheimnis zu entfernen, und so wird dieses Rätsel wohl für immer ungelöst bleiben. C. I.

Der Becker als Meßinstrument zur Entfernung des Blizes. — Die Entfernung des Blizes vom Standort des Beobachters wird gewöhnlich dadurch gemessen, daß man die Sekundenzahl, die zwischen dem Aufleuchten des Blizes und dem Beginn des Donners verfließt, mit der Zahl 330 multipliziert. Bekanntlich beruht dieses Verfahren darauf,

daß der Schall in einer Sekunde 330 Meter zurücklegt. Das Licht dagegen durchläuft in derselben Zeiteinheit rund 300,000 Kilometer. Da wir nun die Blitze immer nur in einer verhältnismäßig geringen Entfernung von uns beobachten, so wird bei der ungeheuren Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes irgend eine Zeitspanne, die die Lichtwellen bedürfen, um vom Entstehungsort des Blitzes bis zu unseren Augen zu bringen, nicht in Abrechnung gebracht zu werden brauchen, sondern wir können annehmen, daß wir den Blitz in demselben Moment sehen, wo er entsteht. Es genügt deshalb vollkommen, die Zwischenzeit zwischen Blitz und Donner einfach mit 330 zu multiplizieren. Aber bei diesem Verfahren ist doch immerhin die Vornahme dieses kleinen Rechenexempels nötig.

Weit bequemer ist daher folgende Methode. Da der Schall in einer Sekunde oder dem sechzigsten Teil einer Minute 330 Meter durchläuft, so braucht er für 100 Meter nur etwa den zweihundertsten Teil einer Minute. Hätte man daher eine Uhr, deren Pendel oder Unruhe in einer Minute 200 Schwingungen macht, so brauchte man nur die Anzahl der Schwingungen zwischen Blitz und Donner zu zählen und an die gezählte Schwingungszahl zwei Nullen zu hängen, um sogleich die Entfernung des Blitzes in Hunderten von Metern ausgedrückt zu erhalten.

Ein glücklicher Zufall hat es nun gefügt, daß die Uhrenindustrie seit einiger Zeit derartige Uhren in großen Mengen und zu billigem Preise herstellt. Es sind dies die bekannten, für etwa 3 Mark käuflichen, in einem vernickelten Gehäuse montierten Weckeruhren. Diese Uhren haben Ankerhemmung, und ihre Unruhe führt 200 Schwingungen in der Minute aus. Da der Schlag der Unruhe bei diesen Werken sehr laut ist, so ist es leicht, die Schwingungen zu zählen, worauf dann, um die Entfernung des Blitzes festzustellen, an die gefundene Zahl nur noch zwei Nullen anzufügen sind. Zählt man also zwischen Blitz und Donner beispielsweise fünf Schwingungen, so war der Blitz 500, oder zählt man zehn Schwingungen, so war er 1000 Meter entfernt. Th. S.

Ein kostbares Gemälde. — Man spricht häufig davon, daß Werke berühmter Künstler im Handel mit Gold aufgewogen werden. Meistens ist dies ja nur bildlich gemeint, und man will damit nur andeuten, daß die Werke des betreffenden Künstlers sehr hoch bezahlt sind. Es hat aber Fälle gegeben, und es kommen noch täglich solche vor, daß der Preis eines Gemäldes mit dem vielfachen Gewicht desselben in Gold noch lange nicht bezahlt ist. So wurde zum Beispiel das kleine Gemälde „1814“ des berühmten französischen Malers Meissonier im Mai des Jahres 1880 für die Summe von 850,000 Franken verkauft. 850,000 Franken sind 680,000 Mark. In Gold würde diese Summe, da $69\frac{3}{4}$ Zwanzigmarkstücke oder Doppelkronen auf ein Pfund gehen, $491\frac{1}{2}$ Pfund wiegen. Da das genannte Bildchen noch nicht einmal ein Pfund wiegt, wäre es mit dem fast 500fachen Gewicht in Gold bezahlt worden. 500 Doppelkronen nebeneinander gelegt, würden das Bildchen bedecken. Man müßte 68 Schichten aufeinander türmen, um den Preis für dieses kostbare Stückchen bemalter Leinwand zu erlegen. W. St.

Einstimmig gewählt. — Der berühmte englische Politiker Sir William Harcourt war als Junggeselle ein überaus unlieblicher, unbeliebter Mensch. Es trug sich einmal zu, daß sechs erzentrische junge Engländer die spleenige Idee hatten, bei einem Londoner Traiteur ein Festmahl zu veranstalten, zu dem jeder von ihnen als seinen Gast den unangenehmsten Menschen einladen sollte, der ihm bekannt wäre. Keiner durfte vorher den Namen des von ihm Erwählten nennen, und man versprach sich von dieser eigenartigen Tafelrunde unbändiges Vergnügen. Als die Stunde des Festmahls gekommen war, stellten die Veranstalter desselben sich pünktlich ein, sehr begierig, die von den übrigen eingeführten Helden der Unliebenswürdigkeit kennen zu lernen. Aber siehe da! Die Tafel war zwar für zwölf Gäste gedeckt, es fanden sich aber nur sieben zusammen. Jeder einzelne hatte als seinen unangenehmsten Bekannten den jungen Harcourt eingeladen, der somit einstimmig als Krone aller Unliebenswürdigen anerkannt war. G. D.

Scheuende Pferde zu kurieren. — Ein sehr einfaches und allen denkenden Pferdebesitzern leicht einleuchtendes Verfahren, um ein scheuendes Pferd von diesem lästigen Übel nach und nach zu befreien und damit oftmals drohendes Unheil zu verhüten, theilt ein berühmter amerikanischer Bereiter mit. Er schreibt: „Wenn ein Pferd scheut, so schlage man es nie. Man werfe ihm niemals Sand in die Ohren oder schütte ihm kaltes Wasser über den Kopf. Man gehe vielmehr ruhig an das Pferd heran, klopfe es beruhigend auf den Hals, nehme dann einen Hammer oder einen Stein, hebe erst einen und dann den anderen Vorderfuß hoch, führe einige leichte Schläge auf jeden Nagel des Hufeisens, lasse den Fuß ruhig nieder und dann das Pferd mit einem Zuruf anziehen. Es wird nun ruhig weiterreiten. Dies ist mein einfaches Verfahren, und ich habe es stets wirksam befunden, obgleich viele Besserwisser mich vorher ausgelacht haben. Das Geheimnis der Wirksamkeit meines Verfahrens liegt übrigens nur in der Ablenkung. Das Pferd hat während der kleinen Operation mit dem Hammer die Ursache seines Scheuens vollständig vergessen.“

W. St.

Zutreffende Entschuldigung. — Im Jahre 1851 wurde der bekannte Romanschriftsteller Alexander Dumas von einem Freunde in Brüssel mit dem Vorwurfe entsetzlicher Schreibfaulheit dringend um endliche Beantwortung eines Briefes gebeten. Nach Jahresfrist kam folgende Antwort: „Vom 11. Dezember 1851 bis 11. Dezember 1852 habe ich geschrieben: Das reine Gewissen, Gräfin von Charny, Der Hirt von Archbourn, Isaac Luquedem, Leone Leona, alles zusammen und vieles, was ich gar nicht zähle, 40 Bände oder acht Millionen Buchstaben. Das alles habe ich geschrieben, und Sie wagen es, mich „schreibfaul“ zu nennen? Was sagen Sie dazu? Wahrlich, Sie werden in sich gehen und mir verzeihen!“

Dr. W.

Gerausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perleß in Wien.

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe in großartiger Auswahl. Hochmoderne Genres in weiß, schwarz und farbig zu billigsten Preisen meter- und robenweise, porto- und zollfrei an Jedermann. Wundervolle Foulards schon von 95 Pf. an. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & C^{ie}, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Universal- Bibliothek für die Jugend

bietet zur Auswahl die
besten und bekanntesten
Jugendchriften

zu enorm billigen
Preisen

(von 20 Pf. an bis
höchstens M. 1.20)

In dieser Ausgabe kostet z. B. der vollständige Robinson Crusoe nach Defoe mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pf., in Leinwandband nur 60 Pf. Mufäus, Volksmärchen, ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pf., in Leinwandband nur 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc.

zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen.
Wo keine solche sich befindet, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Allen Freunden einer gemütvollen, im besten Sinne unterhaltenden und fesselnden Lektüre empfehlen wir die neu erschienene, nicht illustrierte billige Ausgabe von

Herman Schmid's Gesammelte Schriften (Romane und Novellen).

Vollständig in 50 Bänden zum Preise von 75 Pfennig
für den broschierten Band.

In 22 Leinwandbände gebunden Preis 50 Mark.

Inhalt: Cannengrün. — Am Kamin. — Erzstufen. — Das Schwalberl. — Mein' Eden. — Alte und neue Geschichten aus Bayern. — Der bayerische Kiesel. — Der Kanzler von Tirol. — Der Habermeister. — Süden und Norden. — Almenrausch und Edelweiß. — Friedel und Oswald. — Im Morgenrot. — Die Gasslbuben. — Das Münchener Kindeln. — Der Bergwirt. — Die Zunvider-Wurzen. — Der Loder. — Der Bauernrebell. — Mühe und Krone. — Hund und Katz'. — Konkordia. — Aufg'setzt. — Ledige Kinder. — Die Türken in München.

Unter den deutschen Volkserzählungen sowohl wie unter den geschichtlichen Romanen nehmen Herman Schmid's Schriften seit Jahren unbestritten eine erste Stelle ein. Diesen nachhaltigen Erfolg verdanken sie vor allem der gemütvollen, frischen und fesselnden Darstellungsweise, durch die der Leser dauernd angeregt und in Spannung gehalten wird, dann aber auch der außerordentlichen Vielseitigkeit und reichen Abwechslung in den behandelten Stoffen. Gibt Herman Schmid sich in seinen von tiefgehenden Studien zeugenden historischen Romanen als ein seltenes Schilderungstalent kund, das nicht nur geistreich zu unterhalten, sondern auch fesselnd zu belehren versteht, so zeigt er sich in seinen Erzählungen aus dem bayerischen Hochgebirge als echter Volkserzähler von dramatischer Kraft und lebenswahrer Treue in der Charakterzeichnung der Bergbewohner und von reicher Phantasie in der Schilderung der Natur Schönheiten des Hochlandes.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburger Walde.

Nach einem Gemälde von Paul Thumann.

Bildersaal deutscher Geschichte.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künstler. Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Adolf Bär und Paul Quensel. Folio. In Prachtband geb. 20 Mark.

In unserem „Bildersaal deutscher Geschichte“ sind die Hauptzüge deutscher Vergangenheit, von grauer, sagenhafter Vorzeit an bis auf unsere Tage, festgehalten. Das Werk bietet eine köstliche Auslese aus dem reichen Schätze der Historienmalerei; ein in knapper, anziehender Form gehaltener Text gibt die nötigen Erklärungen, wodurch jedermann ein volles Verständnis der Illustrationen ermöglicht wird. Der „Bildersaal deutscher Geschichte“ stellt sich dar als

Hausbuch für die deutsche Familie

von bleibendem Werte, dessen Inhalt noch künftige Generationen erfreuen und erheben wird. Er darf gleichzeitig als ein Denkmal deutscher Kunst gelten, bestimmt, für jung und alt eine Quelle angenehmer und nützlicher Unterhaltung zu geben, veredelnd auf den Geist zu wirken und Herz und Gemüt anzuregen für das Große, Erhabene, Schöne — vor allem aber zu pflegen die Liebe zu deutschem Volkstum und zum großen deutschen Vaterlande. — Die Illustrationen sind ausgeführt nach Originalen von A. v. Werner, Bleibtren, Kaulbach, Lenbach, Klimsch, Köhling, Raupp, Beckmann, Haug, Gerlach, Claus Meier, Piloth, Menzel, Diez, Kampf, Vrell, Bünten, Defregger, Spangenberg, Lindenschmit, Ferd. Keller, Grünner, Ritz, Simm, Schnorr v. Carolsfeld, Vogel, Schuch, Gehrtz, Friedrich, Thumann, Closs, Schrandolph, Kirchbach, Leese, Knötel, Köhler u. v. a.

Auch pädagogischen Zwecken will der „Bildersaal“ als vorzügliches Anschauungsmittel für den Geschichtsunterricht dienen; er ergänzt die Geschichtslektüre in willkommener Weise und wird wesentlich dazu beitragen, den Unterricht lebensvoller zu gestalten.

Ramhafte Blätter aller Richtungen haben das Werk anerkennend besprochen und von Ministerien und Behörden liegen zahlreiche amtliche Empfehlungen vor. Der „Bildersaal deutscher Geschichte“ sollte in jedem Hause und in jeder Bibliothek vertreten sein.

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 868 A

**WILSON
ANNEX**